

Für immer

Du



Savannah Davis

1. Auflage Juni 2013

Copyright 2013 by Savannah Davis

Coverfoto: © Chariclo - Fotolia.com

Coverdesign: Nicole Döhling

Lektorat: Rhona White

**Alle Rechte Vorbehalten, einschließlich das
des vollständigen oder teilweisen Nachdrucks
in jeder Form.**

**Email: nicole.doebling@web.de
www.savannahdavis.de**

Savannah Davis
Für immer Du

Für meine Schwester, die die Romantik zurück in ihr Leben geholt hat.

Oh wüsstest du, wie sehr dein Antlitz sich verändert, wenn du mitten in dem Blick, dem Stillen, Reinen, der dich mir vereint, dich innerlich verlierst und von mir kehrst! Wie eine Landschaft, die noch eben hell, bewölkt es sich und schließt mich von dir aus. Dann warte ich. Dann warte schweigend ich oft lange. Und wär ich ein Mensch wie du, mich tötete verschmähter Liebe Pein. So aber gal unendliche Geduld der Vater mir und unerschütterlich erwarte ich dich, wann immer du kommst. Und diesen sanften Vorwurf selber nimm als Vorwurf nicht, als keusche Botschaft nur. (C. Morgenstern)

Prolog

Adrian wusste, das, was jetzt kommen würde, war unvermeidlich. Sanft bettete er Anna auf den Altar. Ließ sich Zeit damit, ihr einen Kuss auf die Lippen zu hauchen. Wenn er sie schon im Leben nicht geküsst hatte, so wollte er sich das im Tod nicht nehmen lassen. Ihre Lippen fühlten sich weich an, noch immer warm. Fast wollte Adrian glauben, dass das Herz in ihrer Brust noch schlug. Aber es war nur der Wunsch eines Verlorenen. Er selbst hatte ihr die Scherbe aus dem Leib gezogen. Ihr Blut klebte an ihrer Kleidung, auf dem Altar, an seinen Händen. Ja, an seinen Händen. Er hatte die Frau getötet, die er liebte.

Adrian trat rückwärts vom Altar weg und wandte sich dem Erzengel Irial zu. Dieser hielt sein Flammenschwert in der Hand und stellte sich hinter Adrian. » Du wirst dazu verurteilt, auf Erden zu wandeln. Du wirst sein, was du eigentlich bekämpfen solltest. Ein Ausgestoßener.« Schreiend fiel Adrian zu Boden, als das Schwert seines Bruders ihn seiner Flügel beraubte.

1.Kapitel

E in Poltern riss mich aus dem Schlaf. Ich tastete nach dem Lichtschalter der Nachttischlampe. Der blaue Plastikbär aus Kindertagen leuchtete auf und hüllte mein Schlafzimmer in viel zu helles Licht. Ich sollte endlich eine schwächere Glühbirne besorgen. Mürrisch rieb ich mir die Augen. Meir kleiner Wecker zeigte 6.32 Uhr an. Ich fluchte innerlich.

Noch einmal rieb ich meine Augen und blickte mich nach dem Grund für die frühmorgendliche Störung um. »Tigger!«, schrie ich den roten Kater an. »Was hast du jetzt wieder angestellt?«

Mein Kater warf mir einen kurzen Seitenblick zu und stolzierte erhobenen Hauptes aus den Zimmer. Ich schlug die Decke zurück und tapste barfuß zu meinem Schreibtisch rüber. Meir Stubentiger hatte die Vase mit den gelben Rosen umgeworfen, die mir Oma gestern zum Einzug geschenkt hatte. Das Wasser tropfte von der Schreibtischplatte und bildete unten auf dem dunklen Laminat eine Pfütze. Schimpfend hastete ich in mein Badezimmer, zerrte den Putzlumpen unter den Waschbecken hervor und beeilte mich, die Sauerei aufzuwischen, bevor sie dem neuen Laminat Schäden zufügen konnte.

Erst vor wenigen Tagen waren wir in das kleine Haus am Rande von Linden gezogen – in der Nähe von München, nicht Wiesbaden, das die letzten vier Jahre mein Zuhause gewesen war. Meir Stiefvater hatte das Haus selbst ausgebaut. Er war stolzer Eigentümer einer kleinen Baufirma.

Vor ein paar Jahren hatte Opa meiner Mutter dieses Haus und einen Teil seines Landes vermacht, wohl in der Hoffnung, dass es uns dann bald von der schönen Großstadt in das langweilige Dorf Linden, aus dem wir ursprünglich stammten, zurückziehen würde. Seine Hoffnungen hatten sich nur dank mir erfüllt.

Und ich – Skyler Doyle, sechzehn Jahre, Realschülerin – hatte in diesem Haus eine eigene kleine Wohnung im Dachgeschoss; Wohnzimmer, Schlafzimmer, Badezimmer, Küche und Balkon. Eine kleine Freiheit, um die mich meine Freundinnen beneidet hätten, wäre da nicht die Gegensprechanlage mit Kamera, die täglich mehrere Male aus der Wohnung meiner Eltern betätigt wurde. So wollte meine Mutter mir sagen: »Wir vertrauen dir genug, um dir ein eigenes Leben zu ermöglichen, aber nicht genug, um dir vollkommen die Kontrolle über dieses zu überlassen.« Typisch für Mutters Erziehungsstil. Wenn ich etwas falsch machte, dann machte sie einen Schritt in Richtung Bestrafung, und dann aus Mitleid und – wie ich annehme – einem schlechten Gewissen heraus, zwei Schritte auf mich zu zur Wiedergutmachung.

Der Umzug nach Linden und die katholische Mädchenschule, auf die ich bald gehen sollte, waren die bisher einzigen Strafen, die sie bis zum Ende durchgezogen hatte. Die Wohnung im Dachgeschoss der Versöhnungsversuch, der an der Steinmauer, die ich um mich herum errichtet hatte, gescheitert war.

Ich konnte mit den Kameras leben, sie funktionierten nur, wenn ich das Gespräch entgegennahm, also war es eine recht harmlose Sache, dafür, dass ich eine eigene Wohnung hatte. Was ich nicht akzeptieren konnte, war dieser Umzug. Nur weil ich meine kleine Rebellion etwas zu weit getrieben hatte. Genau deswegen führte ich so etwas wie einen Krieg gegen meine Mutter. Und weil sie meiner Bruder Tom vertrieben hatte.

Jetzt war ich also zurück in dem spießigen, bayrischen Dorf meiner Kindheit. Fernab von David und meinen Freunden, fernab von Wiesbaden. Gefangen in der Einöde und hilflos überholter Traditionen ausgeliefert, die so sinnlos waren, wie der sogenannte Krampuslauf, bei dem ein paar verummte Männer mit Routen auf Dorfbewohner einschlugen, um sie auf dem Marktplatz

zusammenzutreiben, wo der Nikolaus dann Geschenke verteilte und eine Rede hielt.

Ich war für unsere Rückkehr nach Linden verantwortlich. Wenn ich gewusst hätte, dass meine Entscheidungen mich an diesen Punkt führen würden, hätte ich sie niemals getroffen. Meine kleine Rebellion war das alles hier nicht wert. Nicht Linden, nicht die katholische Mädchenschule, nicht der Abschied von David.

Ich stellte die Blumen zurück in die Vase und nahm diese mit in mein kleines Bad. Nur Dusche, keine Badewanne, dafür im Schachbrettmuster gefliester Boden. Sollte Tigger also noch einmal das Bedürfnis verspüren, die Vase umzuwerfen, würde ich wenigstens keine Wasserflecke befürchten müssen.

Aus der Sprechanlage ertönte die Stimme meiner Mutter. Ich warf dem Wecker einen misstrauischen Blick zu: 6.45 Uhr. Wütend tapste ich zur Wand neben der Tür. »Ja?«, fragte ich genervt.

»Hast du noch geschlafen? Deine Haare stehen in alle Richtungen ab.« Meine Mutter grinste in die Kamera der Anlage.

»Nein«, sagte ich.

»Das Frühstück ist fertig.«

»Keinen Hunger.«

»Wir wollten doch zu Ikea«, kam es knackend aus der Anlage.

Stimmt, überlegte ich. Es hieß dreihundert Euro auf den Kopf zu schlagen, die mir meine Oma zum Einzug geschenkt hatte. Zumindest hatte dieser Umzug einen kleinen Vorteil. Seine Großeltern in der Nähe zu haben, war für jeden Teenager eine Bereicherung. »Ich bin gleich unten«, rief ich jetzt schon freudiger in die Sprechanlage. Geldausgeben war einer der wenigen Lichtblicke in meinem neuen Leben.

Geldausgeben und meine beiden verrückten Freundinnen Jennifer und Melanie. Auch genannt Jenny und Mel. Die einzigen Freundinnen, die ich hier noch hatte. Ein Überbleibsel aus der Zeit bevor wir Linden verlassen hatten und in das wundervolle, belebte Wiesbaden gezogen waren. Das war jetzt vier Jahre her. Vier Jahre, die ich in einer Stadt gelebt hatte, die eine andere Welt zu sein schien. Vier Jahre in denen ich ein anderes, lebhafteres Leben kennengelernt hatte. Und jetzt wurde ich in das alte, mittlerweile ungeliebte, Leben zurückgedrängt. Wie sollte ich mich nur je wieder daran gewöhnen, in einem Dorf zu leben?

Vor einiger Zeit hatten Mel, Jenny und ich uns auf Facebook wiedergefunden. Als Kinder waren wir die besten Freundinnen gewesen. Es hatte mich gefreut, sie auf diesem Wege wiederzutreffen, aber es fühlte sich auch komisch an. Wir waren älter geworden, hatten lange keinen Kontakt mehr, nur in den wenigen Ferien, die wir in Linden verbracht hatten. Hatten uns verändert. Wir waren unserer Sandkastenfreundschaft lange entwachsen. Unsere ersten Nachrichten waren daher sehr zaghaft gewesen. Erst langsam kamen wir uns wieder näher. Jetzt, wo ich zurück in Linden war, fühlte es sich ein wenig an, als könnte sich ein lange aufgebogener Ring wieder schließen. Zumindest freute ich mich auf sie, vielleicht auch, weil da nur noch wenig anderes geblieben war, was mich erfreuen konnte. Ich fühlte mich schon seit Tagen in diesem Haus eingezwängt. Irgendwie war mir die Gegenwart meiner Mutter ständig bewusst. Es fühlte sich an, wie nicht richtig durchatmen zu können, was vielleicht auch daran liegen mochte, dass Mutters schlechtes Gewissen sie kaum von meiner Seite weichen ließ. Ich brauchte mal ein paar andere Menschen um mich herum. Keine Erwachsenen sondern Teenager, die mich verstehen würden.

Heute Nacht planten wir eine Einweihungsparty in meiner schnuckeligen kleinen Wohnung. Ich war ziemlich aufgeregt. Ständig kreisten mir Fragen durch den Kopf: Haben sie sich sehr verändert? Sind sie noch so verrückt wie früher? Sehen sie aus wie auf den Fotos, die sie mir geschickt hatten? Werde ich sie auseinanderhalten können?

Mel und Jenny sind Zwillinge und früher war es kein Problem für mich, sie zu unterscheiden. Ich war sogar eine der Wenigen, die das konnte. Aber würde ich das nach all der Zeit noch können?

Ich drehte die Dusche aus und nahm mir eins der Handtücher aus Omas Fundus von der Waschmaschine, die ebenfalls aus Omas Besitz stammte. Während ich meine Haare trocken rubbelte, machte ich mir in Gedanken eine Liste mit Dingen, die ich noch benötigte. Ganz oben stand ein Spiegel. Denn wenn ich nur einigermaßen annehmbar aussehen wollte, musste ich jetzt mit Föhn und Kamm bewaffnet hinunter in die Wohnung meiner Eltern.

Etwas, was ich zu vermeiden versuchte, außer es ging um Frühstück und Mittag und Abendbrot. Ansonsten hielt ich den Kontakt zu meinen Eltern so knapp wie möglich, um sie dafür zu bestrafen, dass sie mich hier her geschleppt hatten.

Ich stieg in meine Fetzenjeans, suchte ein Tank Top aus meinem Schrank, das meinen Rücken komplett verdeckte, und stapfte eine Etage tiefer.

Meine Mutter begrüßte mich mit einem fröhlichen, aber aufgesetzten, »Guten Morgen«. Ich murzte etwas Unverständliches zurück und stürzte in das Badezimmer meiner Eltern.

Der Blick in den Spiegel ließ mich aufstöhnen. Meine tiefschwarz gefärbten Haare standen um mein Gesicht herum wie das Stroh auf dem Kopf einer Vogelscheuche. Mein Aussehen war mir schon immer wichtig; täglich saubere Kleidung - perfekt gebügelt -, frisch gewaschene Haare, gepflegte Nägel. Meine Oma hatte immer gesagt: »Am Auftreten eines Menschen, erkennt man seinen Sinn für Ordnung.« Mein Sinn für Ordnung war sehr ausgeprägt; kein Staub auf den Regalen, kein dreckiges Geschirr in der Spüle und ein Bad sollte bitte täglich geputzt werden. Mein Bruder Tom hatte mich gerne als übertrieben pingelige Kuh beschimpft, wenn ich ihm ständig alles hinterherräumte. Aber eigentlich war er froh über meine Putzsucht gewesen, er vertraute sogar darauf, dass ich alles aufräumte, was er so liegen ließ.

Nach einer geschätzten Ewigkeit hatte ich es tatsächlich geschafft, meine Haare in Form zu bringen, sodass meine lila Spitzen, die einzigen waren, die jetzt noch abstanden. Meine Haare waren etwa kinnlang, die Spitzen nach außen gerichtet, der Pony Audrey-Hepburn-kurz. Ich war nicht hübsch. Dave, mein Mentor und Freund (nicht Freund im Sinne von Freund, sondern Freund im Sinn von Kumpel – richtig guter Kumpel), meinte Mal, ich wäre elfenhaft niedlich.

Ich hasste es, niedlich zu sein. Das ließ mich jünger aussehen, als ich wirklich war, zumal ich noch nicht einmal über Hüften verfügte. Deswegen gab ich mir alle Mühe älter zu wirken. Ich umrandete meine dunkelgrünen Augen dick mit Schwarz und trug meist Sachen, die eng an meinen Körper anlagen, damit jeder sehen konnte, dass ich tatsächlich eine Brust hatte und kein feminin wirkender Junge war. Meine Wangenknochen waren kaum ausgebildet, mein Kinn war einen Tick zu spitz, und weil meine Naturhaarfarbe eigentlich ein helles Braun mit einem Kupferstich war, saßen auf meiner Nase überflüssiger Weise auch noch ein paar Sommersprossen. Nicht viele, genau einundzwanzig, ich hatte sie mal gezählt.

Mit meiner Mutter einkaufen zu gehen, war so ziemlich das Letzte, was ich wollte, weil das nämlich hieß, dass ich gezwungen war, mit ihr zu kommunizieren. Ich konnte einfach nicht vergessen, dass Tom wegen ihr das Land verlassen hatte.

Ja! Mein Bruder hatte sogar das Land verlassen, um von unserer Mutter wegzukommen! Okay wenn ich ehrlich bin, lag es vielmehr am neuen Mann meiner Mutter. Nach der Trennung unserer Eltern war Tom drei jahrelang der Mann im Haus. Für mich war er sogar viel mehr Vater gewesen, als unser leiblicher Vater. Der war nämlich Soldat bei der US-Armee und hier in Deutschland stationiert, und selten mal zuhause gewesen. Bis er plötzlich beschlossen hatte, nach New York zurückzugehen. Mutter wollte in Deutschland bleiben, also trennte man sich einvernehmlich. Wir zogen nach Wiesbaden, weil Mutter dort ein neues Leben beginnen wollte, weit weg von den Erinnerungen, die an Linden hafteten, wo sie viele Jahre glücklich mit Vater gewesen war. In Wiesbaden traf sie ihren zweiten Ehemann und Tom fühlte sich wohl verdrängt. Jedenfalls brach ab da die Hölle in unserer Familie los. Jeden Tag flogen zwischen den Männern die Fetzen, bis auch Tom nach New York ging. Was sagte das über meine Mutter und mich aus? Die wichtigsten Männer in unserem Leben hatten uns verlassen.

»Dieser Spiegel würde doch ganz wundervoll in deinen kleinen Flur passen«, meinte sie gerade überfreundlich und zeigte auf ein Monstrum mit dickem Goldrahmen, das eher den Geschmack meiner Oma getroffen hätte. Ich war jemand, der es schlicht und einfach mochte. Nachdem ich fast eine Stunde die nett gemeinten Ratschläge meiner Mutter hatte ertragen müssen, war ich kurz davor, es aufzugeben und mich mit dem Spiegelschrank für das Bad zufriedenzugeben, der gerade groß genug war, um mein Gesicht zu zeigen.

Doch da war er plötzlich. Mein Spiegel, ohne Schnörkel. Nur mit einer Lampe am oberen Ende versehen. Genau dieser Spiegel musste es sein, oder gar keiner. Was meine Einrichtung anging, legte ich genauso viel Wert auf Perfektion, wie bei meinem Sinn für Ordnung. Ich hatte sehr genaue Vorstellungen und diese wollte ich erfüllt haben. Also ging ich keine Kompromisse ein. In meinem Kopf war alles schon genau durchgeplant, jedes einzelne Detail. Ein Punkt, in dem ich meiner Mutter sehr ähnlich war, auch wenn sich unsere Geschmäcker doch deutlich unterschieden.

»Der ist wirklich schön, aber denkst du nicht auch, dass er zu teuer ist, dafür, dass er wirklich nur aus einer Scheibe ohne Rahmen und einer Lampe besteht? Der kostet ja mehr als der mit dem Goldrahmen«, meinte meine Mutter, statt mir dabei zu helfen, das Teil in den Wagen zu hieven.

»Den nehme ich«, sagte ich nur und ging nicht weiter auf sie ein. Insgeheim freute ich mich sogar, über mein eigenes Geld verfügen zu können. So konnte ich kaufen, was mir gefiel. Und um es meiner Mutter erst richtig zeigen zu können, würde dieser Einkauf gleich in einigen Favole-Postern gipfeln. Ich hoffte, dass es die mit den Vampiren gab. Etwas, was meine Mutter so wenig leiden konnte, wie meinen Hang zu schwarzer Kleidung.

»Das Regal sieht wirklich toll aus, findest du nicht auch?« Meine Mutter versuchte wieder, mich dazu zu bringen, mit ihr zu reden. Sie wusste ziemlich genau, dass ich keine Lust dazu hatte, und doch konnte sie es nicht lassen. Glaubte sie wirklich, dass eine eigene kleine Wohnung alles wieder in Ordnung bringen würde? Meine Rebellion hatte ihr Ende noch nicht gefunden.

Ihren Anfang nahm sie mit einer gepiercten Zunge, weil ich wusste, dass sie Piercings verabscheute. Mutter wäre fast durch die Decke gegangen, als sie die kleine silberne Perle auf meiner Zunge entdeckt hatte. Zuvor hatte ich es mit bunten Haaren, zerrissenen Jeans und einer Menge dicker Ketten versucht. Aber sie hatte diese Versuche, sie zu provozieren, kaum bemerkt oder absichtlich ignoriert. Erst das Piercing hatte die gewünschte Wirkung erzielt. Sie war so wütend geworden, wie noch nie zuvor. Knallrot im Gesicht hatte sie auf mich eingeschrien. Ihre Fäuste hatte sie fest geballt und ihre Stimme hatte gezittert. Für mich war es ein kleiner Sieg, ihr einmal Gefühle abgerungen zu

haben. Nicht einmal Toms Auszug hatte sie so hochfahren lassen. Ich hatte damals einfach das Bedürfnis, meiner Wut auf sie irgendwie Luft zu machen. Irgendwie glaubte ich, wenn ich ihr Gefühle abringen könnte, wäre meiner Rache genüge getan und sie würde endlich aufwachen und etwas unternehmen, um Tom zurück in mein Leben zu holen. Leider hielt die Wirkung nicht lange an und mein errungener Sieg verebbte allzu schnell wieder. Aber dieser Erfolg, so klein er auch war, hatte mir einen Weg gezeigt.

Wir hatten wirklich mal ein gutes Verhältnis. Sie war fast meine Freundin gewesen. Und dann hatte sie Tom einfach gehen lassen, hatte ihn regelrecht ausgetauscht. Damit konnte ich nicht leben. Das konnte ich nicht hinnehmen. Der einzige Ausweg war, fortzusetzen, was Tom begonnen hatte. Nur setzte ich dort an, wo ich wusste, dass es sie verletzen würde, dass sie es hassen würde. Tom hatte seine Attacken auf den neuen Mann im Leben meiner Mutter beschränkt, doch für mich war klar, nicht Stefan war der Feind. Ich wollte meine Mutter treffen.

Meine Mutter war konservativ erzogen. Nichts war in ihren Augen schlimmer, als seinen Körper zu verschandeln. Die bunten Haare, die schwarze Kleidung hatten ihr ein mürrisches Grummeln entlockt, aber nicht mehr. Das Zungenpiercing hatte sie toben lassen, aber das hatte mir noch nicht gereicht. Es hatte den Schmerz über den Verlust meines Bruders nicht gestillt. Ich wollte sie leider sehen, so wie ich litt seit Tom weg war.

Ich lief neben ihr her, während sie den Einkaufswagen zur Kasse schob. An der Kasse gab es Aschenbecher, die aussahen wie Schädel. Ich legte einen zu meinen Gothikpostern in den Wagen.

»Aber, du rauchst doch gar nicht«, sagte sie entrüstet. Ich hatte die Unsicherheit in ihrer Stimme nicht überhört. Die unterschwellige Frage: »Oder vielleicht doch?«

Diese Frage zeigte, wie wenig meine Mutter mich kannte. Wie wenig sie sich für mein Leben interessiert hatte, bis es plötzlich kompliziert geworden war. Doch bis dahin war es einfacher gewesen, die Verantwortung Tom zu überlassen und sich auf das eigene berufliche Voranschreiten zu konzentrieren. Und dann hatte sie mir Tom genommen, die einzige wirkliche Familie, die ich kannte seit Vater uns verlassen hatte.

»Nein«, sagte ich und grinste. »Aber, vielleicht bekomme ich ja mal Besuch. Man muss auf alles vorbereitet sein.«

»Nein, auf keinen Fall!« Sie wurde rot im Gesicht.

Ich zuckte mit den Schultern, wandte mich der Kassiererin zu und freute mich, weil meine Mutter sichtlich schockiert war. Eins zu null für mich.

Im Supermarkt landeten Chips, Cola und eine Unmenge Süßkram in meinem Korb. Alles, was schön viele Kalorien beinhaltete und meiner Mutter ein paar Falten mehr bescherte.

»Willst du nicht auch Mineralwasser mitnehmen? Vielleicht mögen Mel und Jenny so ungesunde Sachen nicht?«, murmelte sie und fasste ihre rostbraunen Haare mit einer Spange zusammen. Sie konnte sich morgens nie für einen Zopf entscheiden, weil sie fand, dass sie mit offenen Haaren besser aussah. Doch im Laufe des Tages band sie ihr Haar immer zusammen, weil sie es nicht leiden konnte, wenn ihr die Strähnen ins Gesicht fielen.

»Warum lässt du sie nicht schneiden?«, fragte ich genervt. Ich hasste es, wenn sie das machte. Diese Geste erinnerte mich immer an die Lehrerin in ihr. Mutter hatte die gleiche Haarfarbe wie ich, weswegen ich meine gefärbt hatte. Ich wollte sie damit verletzen.

Meine Mutter zuckte mit den Schultern und packte einige Flaschen Mineralwasser in den Wagen. Sie trug eines ihrer Kostüme, die sie auch im Unterricht anhatte. Der wadenlange, gerade geschnittene

Rock sollte ihre Pölsterchen kaschieren. Weswegen sie auch solange ich zurückdenken kann, noch nie eine Hose getragen hatte. Nicht einmal zu Hause, einfach nur eine Trainingshose.

»Ist es nicht schön, wieder mal in München zu sein?«

»Ist Wiesbaden nicht viel schöner?«, fragte ich mürrisch, musste ihr aber Recht geben. Etwas hatte ich München in den letzten Jahren schon vermisst. Es ist ja nicht so, dass ich mit München und Linden überhaupt keine schönen Erinnerungen verband.

Mel, Jenny und ich, wir hatten ein paar wunderschöne Jahre in Linden gehabt. Mel und Jenny waren als Kinder kaum zu bändigen gewesen. Es verging nicht ein Tag, an dem wir nicht irgendeine Dummheit anstellten. Im Wald hatten wir unsere erste gemeinsame WG gegründet; eine windschiefe Hütte aus Abfallsäcken, Brettern und Dingen, die man in der Natur so findet. Wir hatten sogar ein Haustier, einen kleinen Hamster, den wir in einem Käfig hielten, der aus Zweigen und Paketschnur bestand. Diesen Hamster hatte Jenny von einem Besuch bei Alexander mitgebracht. Seine Eltern hatten eine Zucht.

»Einer weniger fällt da nicht auf, hatte Alexander gemeint.« Wir waren sehr stolz auf unseren kleinen Mitbewohner gewesen. Leider durfte keine von uns zu Hause ein Haustier haben. In Kinderzeit gemessen war unser Pooh auch alt geworden, aber wahrscheinlicher war, dass er nicht mal die erste Woche geschafft hatte. Eines Tages war er einfach nicht mehr auffindbar.

Ein junger Mann mit dunklen Haaren ging an mir vorbei. Er zog eine gepiercte Augenbraue hoch und starrte mich mit weit aufgerissenen Augen fast schockiert an. Verwirrt blickte ich an mir herunter, konnte aber nichts finden, was diesen erschrockenen Gesichtsausdruck hervorgerufen haben konnte. Ich überlegte kurz, ihm meine gepiercte Zunge herauszustrecken, tat es dann aber doch nicht, als ich von den Tattoos auf seinem linken Oberarm abgelenkt wurde. Es zeigte ein Schwert, an dessen Seiter sich Flügel wie die eines Engels befanden. Ich hatte das Tattoo nur kurz gesehen, aber es sofort in meinem Gedächtnis abgespeichert. Sobald ich zu Hause war, würde ich es zu Papier bringen.

Tattoos zu zeichnen und zu entwerfen war ein Hobby von mir. Und Dave liebte meine Entwürfe. Er war sich sicher, ich würde eines Tages eine herausragende Künstlerin sein und ein eigenes Studio haben.

Dave war, was Tattoos betraf mein großes Vorbild. Keiner konnte so gut Zeichnen wie er. Unter seinen Händen entstanden die wundervollsten Meisterwerke; Tribals, Florals, bunt und einfarbig, es gab nichts, was er nicht zustande brachte.

David war gut fünfzehn Jahre älter als ich. Aber eine vierzehnjährige interessiert das Alter nicht. Ein Blick in sein hübsches Gesicht hatte gereicht, und ich war verknallt gewesen. Ich war so besessen von ihm gewesen, dass ich nachts sogar von ihm träumte. Es waren irre Träume darunter, in denen er mit einem Schwert gegen das Böse kämpfte. Aber auch Träume, die Dave zeigten, wie er wirklich war: hilfsbereit, freundlich und der Freund und Retter vieler hoffnungsloser Jugendlicher. Vielleicht hatte gerade diese Hilfsbereitschaft diese Träume in mir geweckt, weil er genau das für mich war: ein Ritter in schimmernder Rüstung. Ein Held.

Der junge Mann war nicht weit von mir vor einem Regal mit BüchSENSuppen stehen geblieben. Er hielt eine Konservendose in der Hand und tat so, als würde er die Beschriftung lesen. Aber ich konnte sehen, wie er mich unter seinem Pony hindurch musterte. Etwas regte sich in mir, als ich ihn beobachtete. Das dunkle, fast schwarze Haar und diese Augen! Was hatte es nur mit diesen Augen auf sich? Sie schienen dunkel, aber auf die Entfernung konnte ich ihre Farbe nicht bestimmen. Dennoch hatte ich das Gefühl, zu wissen, welche Farbe sie hatten. Und seine Haare, ein wenig länger würden

sie ihn älter aussehen lassen, das wusste ich. Wärme durchströmte mich, je länger ich ihn ansah. Etwas rief er in mir wach, eine Erinnerung, fast wie ein Traum, den ich einmal hatte, an den ich mich aber nicht erinnern konnte. Ich schüttelte den Kopf und sah weg.

Er hatte Ähnlichkeit mit Dave. Schien ein paar Jahre jünger als dieser, vielleicht zwanzig, aber ansonsten, war er eine zweite Ausgabe meines Mentors. Sicher lag es an dieser Ähnlichkeit, dass er etwas in mir auslöste. Ich fragte mich, ob er auch in einem Haus wie dem wohnte, in dem ich in den letzten Jahren einen Großteil meiner Freizeit verbracht hatte?

Dave hatte das Haus von seinem Vater geerbt, der sehr früh gestorben war. Es war eins der typischen Mehrfamilienhäuser, der vorletzten Jahrhundertwende. Hundert Jahre, die man dem guten Teil auch ansah. Es gab vier Etagen mit je zwei Wohnungen. In jeder Wohnung wohnten zwei bis vier Leute, die Dave von der Straße geholt hatte. Die meisten waren etwa siebzehn bis fünfundzwanzig Jahre alt. Einer dieser Bewohner war Jimmy Blue, eigentlich hieß er Sven, aber er fuhr total auf die Wilden Kerle ab. Jimmy ging mit Tom in eine Klasse. Ich kannte ihn schon viele Jahre. Seine Mutter trank und schlug ihn, also war Jimmy weggelaufen und bei Dave gelandet. Und da Tom versuchte ihm zu helfen wo es ging, lernte er bald das ganze Haus kennen und nahm mich mit und eins führte zum anderen und jetzt war ich hier in Linden.

Meine Eltern waren anderer Meinung, aber für mich war Dave ein Held. Er hatte die Jugendlichen bei sich aufgenommen und ihnen eine Perspektive geboten, indem er ihnen ein zu Hause und eine Arbeit gegeben hatte. Die meisten von ihnen arbeiteten in Daves Restaurant. Dort lernten sie kochen servieren und alles, was man sonst noch so in der Gastronomie wissen musste.

Dave erdrückte sie nicht mit Regeln. Er war einfach nur für sie da. Es gab nur vier Sachen, an die sich jeder im Haus halten musste;

Du arbeitest.

Du trinkst nicht.

Du nimmst keine Drogen.

Du provozierst keine Schlägereien.

Die meisten hielten sich daran, denn sie waren froh, ein Dach über dem Kopf zu haben. Ich hatte nie rausgefunden, warum Dave sein Leben für die Straßenkids aufopferte, aber ich vermutete, dass er vielleicht mal in einer ähnlichen Situation wie diese Jungs gewesen war. Vielleicht hatte er dringend Hilfe benötigt und keine gefunden, und beschlossen, dass anderen so etwas nicht wiederfahren durfte. Freilich konnte er nicht allen Kids helfen, aber dass er half, war alles, was in meinen Augen zählte.

Ich warf dem jungen Mann einen letzten Blick zu, bevor ich den Wagen zur Kasse schob. Ich fand ihn ganz süß. Das dunkle Haar, ein Piercing in der linken Augenbraue, eins in der Mitte seiner Unterlippe. Einen Moment kam in mir der Wunsch auf, seine Lippe zwischen meine Zähne zu saugen. Wie würde es sich anfühlen ihn mit diesem Piercing zu küssen? Ich schüttelte die Gedanken ab, als ich bemerkte, dass ich ihn anstarrte. Lag es an seinem Aussehen, oder war es das Gefühl, ihn irgendwoher zu kennen? Er hatte etwas an sich, das ein warmes Gefühl in mir auslöste. Zu schade, dass München so groß war und ich ihn nie wieder sehen würde.

Mein neues Bücherregal war aufgebaut, die Bücher einsortiert und die Deko in der Wohnung verteilt. Zufrieden betrachtete ich mein kleines Reich. Langsam nahm es Gestalt an: afrikanische Elemente im Wohnzimmer, Muscheln, Sand und Steine im Badezimmer. Tine Wittler wäre stolz auf mich, wenn sie wüsste, dass sie in mir eine begierige Schülerin hatte. Ich war gerade dabei, das letzte Buch in mein Regal zu stellen, als es klingelte.

Am Tag unseres Einzugs hatte ich Mel schon kurz gesehen, trotzdem ging ich dem heutigen Abend mit gemischten Gefühlen entgegen. Sich über das Internet zu unterhalten war etwas anderes, als sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen. Was, wenn wir uns gar nicht mehr verstanden? Oder, wenn es nichts gab, worüber wir uns unterhalten könnten? Alle wichtigen Ereignisse meines Lebens hatte ich mit ihnen über Facebook geteilt. Um über die Dinge, die ich nicht mit ihnen geteilt hatte, zu sprechen, war ich noch nicht bereit.

Mel stand breit grinsend und mit einer großen Schüssel in den Händen vor der Tür.

»Hast du Essen mitgebracht?«, fragte ich erstaunt.

»Mel und kochen? Die weiß doch nicht Mal, wo die Küche ist.« Jenny lugte um ihre Schwester herum. »Hi!«, kreischte sie und schob sich an Mel vorbei in den kleinen Flur. Sie zog mich in ihre Arme und drückte mich ganz fest. Ich stellte mich etwas steif an – ich war nicht der Mensch, der vier Jahre einfach so vergessen konnte. Ich brauchte etwas Vorlaufzeit, bevor ich wieder mit jemandem warm wurde. Trotzdem ließ ich es zu, dass auch Mel mich umarmte.

»Deine Haare!«, platzte es aus mir heraus als ich Jenny genauer betrachtete, während sie ihre Jacke an die Garderobe hängte.

Jenny griff sich in die Locken. »Ja, sie sind schwarz«, sagte sie verlegen und grinste unsicher. »Es wurde Zeit für eine Veränderung.«

»Sie wollte anders aussehen als ich.« Mel zuckte mit den Schultern. »Ehrlich, ich find es gut. Es ist ziemlich nervig, dieses Zwillingsdasein.«

»Und da hat sie sich für schwarz entschieden«, sagte ich völlig überrascht, weil dieser Schritt vom früheren weißblond der Schwestern ein so heftiger war. Aber ich verstand es, weswegen ich mich sofort mit dieser Veränderung anfreunden konnte.

Mel und Jenny fanden es schon als Grundschüler schlimm, von ihrer Mutter in immer die gleichen Kleider gesteckt zu werden. Ihre Mutter hatte dieses Zwillingsding exzessiv betrieben: gleiche Haare, gleiche Kleidung, gleiche Schulranzen ... Mir taten die beiden immer leid. Es muss sich angefühlt haben, als wären sie eine einzige Persönlichkeit. Als existierte weder Mel noch Jenny als einzelnes Individuum.

Beide schienen einen Weg aus diesem Teufelskreis herausgefunden zu haben. Jenny hatte sich die Lockenmähne schwarz gefärbt, während Mels Haare noch immer blond waren, dafür aber nur kinnlang. Jenny war etwas fülliger geworden und trug kurze Jeans und ein Tank Top. Mel hatte eine Karobluse und einen Faltenrock an. Während die eine eher lässig wirkte, wirkte die andere bodenständig.

»Ist das toll!«, schwärmte Jenny. »Deine eigene Wohnung.«

Ich rollte mit den Augen und nahm Mel die grüne Plastikschiessel ab.

»Was?« Jenny zuckte mit den Schultern. »Ist doch toll, oder nicht?«

»Du hast die Überwachungsanlage noch nicht gesehen.« Ich lotste die Mädels in die Küche, die wegen der Dachschräge gerade Mal genug Platz für zwei Schränke, einen Herd und den Geschirrspüler bot. Ja, ich besaß einen Geschirrspüler.

Die Schüssel stellte ich auf die Arbeitsfläche und nickte mit dem Kopf zur Wand neben der Tür. Mel und Jenny wandten

sich um und erstarrten zeitgleich. »Eine Sprechanlage?«

»Mit Kamera, ja. In jedem Raum eine, damit ich auch wirklich keinen Anruf verpasse, egal wo ich mich gerade aufhalte.«

»Können sie uns jetzt sehen?«

»Nein, nur wenn ich ein Gespräch annehme.«

»Das ist ja wie in einer dieser TV-Shows.« Mel klappte ungläubig den Mund auf.

»Ungefähr. Meine Mutter dachte, eine eigene Wohnung würde mich glücklich stimmen und sie könnte mir beweisen, dass sie mir vertraut«, sagte ich. Ich hob den Deckel von der Schüssel und wusste nicht, ob ich wohligh seufzen oder genervt stöhnen sollte. Mutters Kartoffelsalat. Ich liebte der Kartoffelsalat meiner Mutter, aber auch, wenn sie es nur nett gemeint hatte, hatte sie es doch schon wieder geschafft, sich ungefragt in mein Leben zu drängen. Ich hatte mich bei unserem Einkauf heute Vormittag für eine Menge Süßkram und gegen richtiges Essen entschieden und sie hatte nichts Besseres zu tun, als Kartoffelsalat zu machen.

Jenny untersuchte die Sprechanlage genauer. »Mit dem Vertrauen scheint es nicht weit her zu sein.« Sie klopfte mit dem Zeigefinger gegen die kleine durchsichtige Kuppel, unter der die Kameralinse verborgen war. »Was hast du nur angestellt, dass sie dir so misstrauen?«

»Mir die falschen Freunde ausgesucht?«

Mel lehnte sich gegen einen der Schränke. »Also, nach allem, was du uns von diesem Dave erzähl hast, ist er ein toller Kerl.«

»Das ist er auch. Es liegt auch nicht wirklich an Dave und den Jungs, eigentlich bin ich selber schuld«, sagte ich zögernd und wandte mich von Mel ab, damit sie nicht in mein Gesicht blicken konnte. Ich war noch nicht wirklich bereit zuzugeben, dass meine Mutter nicht ganz Unrecht hatte mit ihrer Entscheidung, mich von Wiesbaden wegzubringen und auf eine Mädchenschule zu stecken. Natürlich wusste ich, dass sie alles Recht der Welt hatte, mich zu bestrafen, aber mein Stolz ließ nicht zu, es einzugestehen. Ich hatte diesen Krieg etwas zu weit getrieben. Trotzdem war ich nicht fähig, mich geschlagen zu geben.

»Cappuccino?«, warf Jenny ein und zog eine Dose lösliches Pulver aus einer Reisetasche.

»Ich besitze keinen Wasserkocher. Wir müssen das Wasser auf dem Herd warm machen«, sagte ich und beförderte einen kleinen Topf aus einem der Schränke.

»Was wollen wir heute anstellen?«

»Supernatural schauen!«, rief Mel und zog einen Stapel DVDs aus der Tasche. Wir hatten es uns mit unseren Tassen und dem Kartoffelsalat im Wohnzimmer bequem gemacht.

Jenny rollte mit den Augen. »Du musst meiner Schwester verzeihen, aber sie ist Jensen Ackles total verfallen. Ich steh ja mehr auf Jared Padalecki. Man hat der Muskeln.«

»Also, Supernatural klingt gut.« Mel reichte mir eine DVD und ich schob sie in den Spieler. Bisher lief alles ganz gut. Es war fast so, als hätte es unseren Umzug nach Wiesbaden gar nicht gegeben. Jenny und Mel waren genauso locker, wie sie es früher schon waren und diese Stimmung übertrug sich auch auf mich. Für einen Augenblick konnte ich den Groll auf meine Mutter vergessen.

»Wir haben dir noch etwas mitgebracht.« Mel kramte eine Plastiktüte aus der Reisetasche. »Sozusagen unser Begrüßungsgeschenk in doppelter Hinsicht.«

Ich zog fragend die Augenbrauen hoch und erstarrte, als Mel einen karierten Rock und eine weiße Bluse vor mir auf den Tisch legte.

»Deine Schuluniform.«

Jenny kicherte.

Ich kaute auf meinem Zungenpiercing herum. Das machte ich immer, wenn ich meine Unsicherheit überspielen wollte. Vielleicht, weil ich dachte, ein Zungenpiercing ist ziemlich cool, also musste

auch diese Geste so wirken. Keine Ahnung, irgendwie hatte ich mir das einfach angewöhnt, in der Hoffnung, dass es von mancher Gesichtsregung ablenken würde, die mich als nicht ganz so selbstsicher entlarven könnte, wie ich nach außen hin gerne wirken wollte.

»Eine Schuluniform?« Die Marienschule hatte den Ruf strenger Moralvorstellungen, weswegen viele gut betuchte Eltern ihre missratenen Töchter dort hinschickten, um aus ihnen junge Frauen vor Wert machen zu lassen. Aber Uniformen, das ging wirklich zu weit. »Ihr wollt mich reinlegen, stimmt's?«, fragte ich grinsend. So musste es einfach sein. Ich und Schulmädchenlook, das ging gar nicht.

Mel und Jenny lachten gleichzeitig auf. Natürlich, dachte ich. Sie waren ja schon früher immer diejenigen, die sich mit anderen gerne Späße erlaubt hatten.

»Du hättest mal dein Gesicht sehen sollen.« Mel rieb sich mit dem Zeigefinger über ihre Sommersprossen auf der Nase.

»Das ist kein Spaß. Die hat die Direktorin vor einem Jahr eingeführt.«

»Das ist vielleicht eine Hexe«, jammerte Jenny. »Diese Frau findet immer einen Grund dich durch die Mangel zu drehen.«

Dass diese Frau eine Hexe war, darüber wollte ich noch nicht nachdenken. Meine Rebellion hatte sich nicht nur auf meine Klamotten und meinen Körper bezogen, sondern auch auf mein Verhalten in der Schule. Was naheliegend war, da meine Mutter auf eben dieser auch arbeitete und ich hoffte, sie so vor ihren Kollegen bloßstellen zu können. Leider hatte mir das eine Menge Ärger mit der Direktorin eingebracht und schlussendlich einen Schulverweis, der mich dann auf die katholische Mädchenschule katapultiert hatte.

»Warum geht ihr eigentlich auf diese Schule? Gibt es dafür einen bestimmten Grund? Habt ihr euch etwa auch daneben benommen?« Ich riss gespielt theatralisch die Augen auf, als ich in die schmunzelnden Gesichter meiner Freundinnen schaute. »Ihr habt!«

Mel und Jenny kicherten, und ich glaube, Mel wurde sogar etwas rot im Gesicht. »Wir haben geknutscht, auf der Jungentoilette.«

Mein Mund klappte auf. »Ihr zwei habt geknutscht?«

Jenny schlug sich vor Lachen auf die Oberschenkel und schnappte verzweifelt nach Luft. »Wir zwei doch nicht. Also schon wir, aber jede von uns mit ihrem Freund.«

»Und deswegen hat man euch von der Schule geworfen?« Dieses Vergehen war harmlos gegen das, was ich mir geleistet hatte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass so eine Kleinigkeit zum Schulverweis führen konnte.

»Nein«, sagte Jenny langgezogen und japste immer noch nach Luft. »Aber wenn es nach unserer Mutter geht, folgen wir ihrer Schwester ins Kloster.«

»Ja, und als sie wegen dieser Sache in die Schule kommen sollte, ist ihr bewusst geworden, welche Gefahren eine gemischte Schule für ihre Töchter mit sich bringen könnte«, meinte Mel. »Da kam ihr die Marien-Schule gerade recht.«

»Ja, genau. Und seitdem sind Jungs tabu. Denkt sie zumindest.« Jenny grinste mich breit an. »Wir nutzen ihre Nachtschichten im Krankenhaus aus.«

»Los, du musst die Uniform anprobieren. Wenn die Sachen nicht passen, können wir sie morgen noch umtauschen.« Mel fuchtelte mit dem karierten Rock vor meiner Nase herum.

»Das können wir doch nächste Woche immer noch«, sagte ich in der Hoffnung, dass die Uniform zu klein war. Das verschaffte mir vielleicht noch etwas Aufschub.

»Vergiss es«, meinte Jenny ernst. »Du darfst das Schulgelände ohne Uniform nicht betreten, außer

du bist Lehrer.«

»Ja, da ist die Dietrich ziemlich streng.«

»Aber, ich bin doch neu«, widersprach ich. »Das sollte mir doch ein paar Tage geben, um alles nötige zu besorgen. Auch eine Schuluniform.«

Mel schüttelte den Kopf.

Jenny stand vom Sofa auf und kam um den Tisch herum zu mir herüber. Sie zog den Saum meines Tops ohne zu zögern hoch. »Los, runter damit!«

Ich wollte mich wehren, gab es aber auf. Jenny zumindest hatte sich kein Stück verändert. Sie nahm die Dinge noch immer in die Hand. Das überforderte mich etwas, aber im Grunde meiner finsternen Seele war ich froh, dass sich zwischen uns in den Jahren der Trennung nichts geändert hatte. Es hatte nicht einmal einen Wimpernschlag gedauert, und es war wieder genau so wie früher, bevor meine Mutter beschlossen hatte, es in Wiesbaden zu versuchen.

»Na gut.« Ich befreite mein Top aus Jennys Fäusten und zog es über meinen Kopf.

Mels überraschtes Keuchen hinter mir ertönte, noch bevor mir überhaupt klar war, welchen Fehler ich gerade begangen hatte. »Oh mein Gott! Wo hast du das denn her?«

Mein Herz hämmerte wie bei einem Kind, das bei etwas Verbotenem erwischt wurde. Verlegen machte ich einen Schritt zurück, um meinen Rücken außer Sichtweite von Mel zu bringen. Jetzt war die Katze doch aus dem Sack, und das deutlich früher, als ich gewollt hatte.

»Tut mir leid, das wollte ich euch noch gar nicht zeigen.«

Jenny lief um mich herum, um auch einen Blick auf meine Rückfront werfen zu können. Sie sog zischend die Luft ein. »Schämst du dich deswegen?«, fragte sie mit dünner Stimme.

»Nicht direkt, nein. Es ist mehr der Ärger, den ich deswegen hatte.«

Auch Mel war aufgestanden und betrachtete jetzt die Engelsflügel, die meinen Rücken zwischen den Schulterblättern zierte und sich von dort bis hinunter zu meiner Taille zogen, wo ihre Spitzen im Bund meiner Hose verschwanden. »Das sieht wunderschön aus, Sky«, sagte sie ernst, und ihren erstaunten Gesichtsausdruck war zu entnehmen, dass sie das auch so meinte.

»Danke, ich habe es entworfen und Jimmy Blue, einer der Jungs, die bei Dave gewohnt haben, hat es gestochen. Sozusagen in Heimarbeit«, sagte ich unsicher. Es war gerade ein paar Wochen her, dass ich Jimmy deswegen angefleht hatte. Dave hatte Jimmy das Tätowieren beigebracht. Aber, da Dave mich niemals tätowiert hätte, bevor ich nicht volljährig war, hatte ich mich an Jimmy wenden müssen.

»Es sieht wirklich toll aus.« Ich wandte mich zu den Zwillingen um und starrte nervös in ihre Gesichter. Bisher hatte mir dieses Tattoo nichts als Ärger eingebracht. Deswegen verbarg ich es auch so gut es ging. Dabei hatte ich es eigentlich auf Ärger abgesehen gehabt. Denn dieses Tattoo war nur die nächste Steigerung zum Zungenpiercing gewesen. Besser wäre gewesen, wenn mein nächster Schritt der Rebellion nicht ganz so extrem ausgefallen wäre. Nicht, dass ich unglücklich mit diesem Tattoo gewesen wäre, es gefiel mir nach wie vor. Aber bei einem Mädchen meines Alters rief es zu viele Reaktionen in meiner Umgebung hervor. Als meine Mutter es entdeckt hatte, war sie regelrecht explodiert. Genau das hatte ich bezweckt, dass sie wütend würde, dass es sie zerreißen würde, dass sie mich vielleicht auch nach New York schicken würde. Aber das hatte sie natürlich nicht getan. Das Sorgerecht hatte sie, und solange ich nicht volljährig war wie mein Bruder, würde ich bei ihr bleiben müssen. Statt mich nach New York zu bringen, hatte sie mich nach Linden gezerzt. Ein weiterer Grund für diesen Entschluss war mein Schulverweis gewesen, weil ich in sämtliche Mädchentoiletten in Schulgebäude Handtücher gestopft hatte und damit eine riesige Sauerei verursacht hatte. Nicht zu

vergessen die Graffiti an den Wänden.

Meine Mutter verlor daraufhin sogar ihre Stelle als Lehrerin an der Schule. Sie war deswegen verständlicherweise ziemlich sauer auf mich gewesen. Deswegen hatte ich auch wirklich ein schlechtes Gewissen, denn sie hatte diesen Job geliebt.

Aber eigentlich war diese Liebe zu ihrer Arbeit erst das gewesen, was mich zu einer solch übertriebenen Handlung gebracht hatte. Solange ich mich erinnern konnte, galt ihre Liebe ihrem Beruf und ihren Schülern. Niemals hatte sie sich gefragt, wo ihre eigenen Kinder dabei blieben. Und dann trat Stefan in ihr Leben und beanspruchte eine Liebe, die wir nie bekommen hatten. Und auch, wenn ich es ihr gegenüber niemals zugeben würde, es tat mir wirklich leid. Ja, ich hatte mein Ziel erreicht, sie war regelrecht durch die Decke gegangen, und ich glaube, zwischen uns wird es nie mehr so sein wie es war, als wir noch allein mit ihr waren. Noch nie zuvor hatten wir uns dermaßen gestritten, wie an dem Tag, an dem sie mein Tattoo entdeckt hatte. Und sie hatte so hilflos gewirkt, während sie geschimpft hatte. Und je mehr sie in ihrer Hilflosigkeit ertrunken war, desto mehr hatte ich sie mit all meinen Verwürfen konfrontiert. Mit all dem, was seit Jahren an mir gezerrt hatte. Ich hatte nie damit gerechnet, dass ihre Strafe für mich Linden sein würde und die Trennung von Dave, der seit Toms Wegzug mein einziger Halt gewesen war.

Andererseits hatte sie jetzt, da ihre Traumkarriere vorbei war, wieder einmal Zeit für ihre eigene Tochter. Ich war schon immer etwas neidisch auf die Schüler meiner Mutter gewesen, die so viel mehr ihrer Aufmerksamkeit bekamen. Natürlich war diese Eifersucht schlagartig verflogen, als ich dann mehr Zeit mit meiner Mutter hatte, die sich zum Kontrollfreak entwickelt hatte und ihre Argusaugen nun gar nicht mehr von meiner Person nehmen wollte.

Und ich verdiente ihre Bestrafung, auch das wusste ich. Aber ich war noch nicht bereit, meinen Stolz herunterzuschlucken. Vielleicht war es auch die Scham, die mich davon abhielt, mich meiner Mutter wieder anzunähern. Aber wenn ich an Tom dachte, der unerreichbar für mich war, und an Dave, den ich nie wiedersehen würde, dann stieg der Zorn erneut in mir auf. Dann spürte ich, wie etwas sich um meine Brust schlang, sich immer weiter zuzog, bis ich mir Luft machen und dieses Gefühl in einer dummen Entscheidung explodieren lassen musste.

Vielleicht war es ganz gut, dass Mutter und Stefan, der neue Ehemann, den ich eigentlich ganz gerne mochte, in ein paar Tagen noch einmal für kurze Zeit nach Wiesbaden fahren würden, um noch einige letzte Dinge zu erledigen. Vielleicht würde diese kurze Auszeit uns allen gut tun. Und auch wenn ich Stefan mochte, konnte ich das ihm und meiner Mutter gegenüber nicht eingestehen, denn das würde bedeuten, dass sie gewonnen hatte. Aber um Toms Willen, konnte ich sie nicht gewinnen lassen.

»Ich nehme an, das ist der Grund für deine Sorgen?«, fragte Mel.

2. Kapitel

Den letzten Tag vor Schulbeginn wollte ich mit Katie, meiner Shagya-Araber-Stute verbringen. Katie hatten wir damals, als wir nach Wiesbaden gezogen waren, in Linden zurücklassen müssen. Seither stand sie bei meinen Großeltern im Stall unter. Und ich hatte sie nur selten sehen können, da wir nach unserem Wegzug gerademal zwei Urlaube hier verbracht hatten. Die Trennung von Katie war die einzig negative Sache für mich gewesen. Ansonsten hatte ich Wiesbaden so schnell in mein Herz geschlossen, dass Linden kaum noch eine Rolle in meinem Leben gespielt hatte.

Katie kam freudestrahlend auf mich zugetrabt, als ich mich dem Holzzaun näherte, der ihre Weide umgab, die direkt an unser Grundstück anschloss. Unser Haus war das letzte in unserem kleinen Ort. Danach folgte nur noch eine schmale unbefestigte Straße, die einen kleinen Berg hinaufführte, vorbei am Hof meines Großvaters und der Marienhöhe. Einem alten Bauerngut.

Das Bauerngut stand leer, solange ich denken konnte, und man sah ihm seine mehr als zweihundert Jahre an. Als ich klein war, hatte ich oft auf dem Grundstück verstecken gespielt. Opa hatte es mir verboten, weil er es für gefährlich hielt, aber irgendetwas dort hatte mich immer angezogen. Es hatte sich angefühlt wie ein Zauber, der mich umgab, sobald ich das Grundstück betreten hatte. Manchmal war mir, als hätte ich die Stimmen der Vergangenheit hören können. Wie sie mir leise zu wisperten. Aber es war nur der Wind, der mit den Blättern der alten Eiche spielte, die in der Mitte des Hofes stand.

Ich striegelte Katies rotbraunes Fell, putzte ihre Hufe aus und legte ihr dann ihr Zaumzeug und den Westernsattel an. Mein Opa zog mich gerne mit meinem Westernreitstil auf. Das sei kein Reiten. Es wäre völlig formlos, sagte er immer. Er würde mich viel lieber im vornehmen englischen Stil reiten sehen. Aber in meinen Augen sah dieses Auf und Ab des Reiters im Sattel einfach albern aus. Der Westernstil ließ einen nicht halb so lächerlich aussehen. Und da Katie im Westernstil dressiert war, wäre es sowieso müßig, sich darüber zu streiten. Katie schnaufte, warf ihren Kopf hoch und wieder runter, als hätte sie meine Gedanken gelesen und würde mir zustimmen.

Ich schwang mich in den Sattel und ritt auf die unbefestigte Straße hinaus. Katie wollte sofort in einen schnellen Galopp verfallen. Ungeduldig zog sie an ihrem Zaumzeug und warf ihren Kopf hoch und runter, doch ich bremste ihren Tatendrang erst einmal. Sie sollte sich langsam daran gewöhnen, mich wieder auf ihrem Rücken zu tragen. Vielleicht mussten wir beide uns auch erst wieder daran gewöhnen, miteinander zurechtzukommen.

In Schrittgeschwindigkeit bewegten wir uns den kleinen Hügel hinauf. Vorbei an den Feldern meiner Großeltern, auf denen das frisch gemähte Gras in der Vormittagssonne trocknete und einen herrlich würzigen Duft verströmte. Vorbei am Hof meines Opas und der kleinen Gruppe Kühe, die auf einer Weide vor sich hindöste. Und vorbei an der Marienhöhe, die sich auf der linken Seite der Straße auf dem höchsten Punkt dieser kleinen Anhöhe erstreckte. Stolz wie eine Königin blickte sie hinunter auf das Tal – eine alternde Königin, die trotz ihrer Falten nichts von ihrer Schönheit verloren hatte.

Vor dem breiten gemauerten Torbogen des Gutes stand zum ersten Mal seit ich mich erinnern konnte ein Auto – ein in der Sonne blitzendes schwarzes Cabrio. Paletten mit Baumaterialien stapelten sich unter den großen Kastanienbäumen, die rechts der von wilden Wein überwucherten Statue eines Engels standen, der in seinen Händen ein Buch hielt. Vielleicht war es dieser Engel aus meiner Kindheit, der meine Liebe zu diesen Geschöpfen geweckt hatte.

Ich schielte hinüber auf die Stapel, drosselte Katies Schrittgeschwindigkeit noch ein wenig und

sah neugierig zum Gut hinüber. Ich fragte mich, wer die Marienhöhe gekauft haben könnte? Ein winziger eifersüchtiger Stich traf mich in der Brust. Früher habe ich mir gerne vorgestellt, dass die Marienhöhe eines Tages mir gehören würde.

Ich hoffte, dass wer auch immer jetzt der Besitzer dieses schönen Hofes war, er die Höhe bald in neuem Glanz erstrahlen lassen würde. Vielleicht würde das von Erosion angegriffene Dach mit leuchtend roten Ziegeln neu gedeckt werden, die Kapelle wieder hergerichtet und das zerbrochene Buntglasfenster erneuert.

Schon seit ich klein war, zog die Marienhöhe mich in ihren Bann. Jedes Mal, wenn ich dorthin gelaufen war, um zu spielen, war es, als würde ich dort hingehören. Auch heute verlockte sie mich wieder, rief mich zu sich. Mein Blick glitt hinüber zum Stall, dessen verwittertes Dach trostlos wirkte. Zu sehen, dass die Höhe nicht mehr leer stand, löste gemischte Gefühle in mir aus. Zum einen freute ich mich darüber, dass sie nicht weiter verrotten würde. Zum anderen hatte ich das Gefühl, etwas zu verlieren, das mir gehörte. In den letzten Jahren hatte ich nicht viel Zeit auf die Höhe verschwendet, aber manchmal hatte ich an das alte Gut gedacht und mich dorthin zurückgesehnt.

Es gab eine alte Geschichte, die sich um das Gut rankte. Meine Großmutter hatte sie mir erzählt. Ob sie wahr ist, weiß keiner so genau. Angeblich hatte eine der Bewohnerinnen Anna geheißen. Eine Frau, die ein großes Herz gehabt haben soll. In Zeiten der Not hatte sie ihre Tür für jeden geöffnet, der daran geklopft hatte. Sie teilte ihre Habe mit jedem Bedürftigen. Meine Oma hatte erzählt, es wäre so gewesen, dass die Hungrigen bald von überall herkamen; arme Dorfbewohner, obdachlose Kinder und Landstreicher. Sie alle klopfen an der Tür zur Küche, weil es hieß, dass der Herr jeder vom Hof prügeln würde, den er erwischte. Doch an der Küchentür hätte man sie immer mit offener Armen empfangen. Bis eines Tages die bedauernswerte Anna tot in der Kapelle aufgefunden worden war. »Von diesem Tage an wäre das Unglück im Haus eingezogen, sagt man.« Meine Großmutter hatte mir geheimnisvoll zugenickt und gelächelt, weil ich ihrer Erzählung mit großem Interesse gefolgt war. Nicht wegen dieser Geschichte an sich, sondern weil ich immer gerne zugehört hatte, wenn meine Oma mir Geschichten erzählte. »Es heißt, die Tochter hätte sich mit dem Teufel persönlich eingelassen und die Krieger des Herren hätten sie dafür gerichtet. Und den Alten von Falkenberg, der soll man heute noch öfters in der Gegend sehen.«

Als wir an den Höfen vorbei waren, ließ ich Katie freien Lauf. Sofort beschleunigte sie in einem schnellen Trab. Ich beugte mich nach vorne über ihren Hals, schlang meine Finger in ihre dichte Mähne und genoss den Wind in meinem Gesicht, das Trommeln von Katies Hufen auf dem steinigen Untergrund und die Geschwindigkeit, die mein Herz zum Hämmern brachte. Wir beide hatten es vermisst, gemeinsam in diese Höhen hinaufzuschwingen.

Wir ritten auf den Wald zu, der durch eine Straße, die gerade breit genug für die Traktoren der Bauern war, geteilt wurde. Diese Straße war der einzige Weg zu dem Bauernhof auf der anderen Seite des Waldes. Danach folgte eine Lichtung, auf der die Bienenvölker meiner Großeltern standen – ja, bei uns gab es Honig aus eigener Produktion –, dann wieder Wald und irgendwo dahinter ein kleiner See. Genau genommen wohnten wir zwischen dem Forstenrieder Park und dem Grünwalder Forst – Natur pur.

Wenn uns nach Baden zumute war, war da der Starnberger See oder der Ammersee, und wenn uns doch eher nach Klettern war, hatten wir die Alpen vor der Tür. Klettern war nicht mein Ding, weshalb meine Eltern es früh aufgegeben hatten, mich auf solche Touren mitnehmen zu wollen. Ich war mir sicher, dass sich das auch in den letzten Jahren nicht geändert hatte.

Das Blätterdach über uns war so dicht, dass nur ein diffuses Licht bis zu uns hinunterreichte. Ganz in der Nähe klopfte ein Specht gegen den Stamm eines Baumes. Das Geräusch drang hallend zu uns herüber. Ich verlangsamte Katies Tempo wieder, weil ich wenig Lust hatte, mir den Kopf an einem der herabhängenden Zweige zu stoßen. Verträumt betrachtete ich die Bäume, die links und rechts von uns standen und sich über unseren Köpfen erhoben wie Wächter, als ein Ruck durch Katies Körper ging.

Katie riss die Vorderbeine hoch, stieg und wieherte so gellend, dass es mir in den Ohren wehtat. Mit aller Kraft zog ich an den Zügeln, presste meine Beine um ihren Körper, um nicht abgeworfen zu werden und das Pferd wieder unter Kontrolle zu bekommen. Für den Bruchteil einer Sekunde konnte ich einen Blick auf das werfen, was Katie so erschrocken hatte. Vor uns auf dem Weg stand ein junger Mann. Er schien völlig ungerührt von dem, was gerade vor seinen Augen passierte.

Immer wieder stieg Katie nach oben und nur mit Mühe konnte ich mich noch im Sattel halten. Ich wusste, wenn ich fallen würde, wäre die Gefahr groß, dass Katies Hufe auf meinen Körper niedersausen würden. Also krampfte ich meine Schenkel noch fester um die Rippen der Stute, krallte meine Finger in ihre Mähne und versuchte sie mit sanfter Stimme zu beruhigen.

Die Stute wich einige Schritte rückwärts aus und machte dann einen Satz nach vorne. Und rannte los. Direkt auf den Mann zu, der noch immer auf der Straße stand.

»Katie, nein!«, brüllte ich das Pferd an, denn es war im Begriff, den Unbekannten einfach zu überrennen. Im letzten Augenblick erkannte ich in ihm den jungen Mann aus dem Supermarkt.

Doch Katie reagierte weder auf die Kommandos, die ich ihr mit meinem Körper sandte, noch auf meine Schreie. Ich schloss die Augen und öffnete sie erst wieder, als Katie schon fast aus dem Wald heraus und auf der Lichtung mit den Bienenvölkern angekommen war. Mir war es unmöglich zu unterscheiden, ob das Hämmern in meinen Ohren von Katies Hufen herrührte, oder von meinen Herzen.

Erst auf der Lichtung blieb Katie endlich stehen. Keuchend und mit zitterigen Muskeln ließ ich mich aus dem Sattel in das hohe Gras gleiten. Katie tänzelte nervös auf der Stelle, schnaufte ein paar Mal und schüttelte sich dann aus. Ich streichelte sie sanft, klopfte ihr den Hals und ließ mich in die Wiese fallen, um selbst auch wieder zu Atem zu kommen.

Einige Augenblicke lag ich ausgestreckt im hohen Gras und hatte die Augen geschlossen. Durch das Rauschen in meinen Ohren hindurch, konnte ich Katies aufgeregten Atem hören. Erst als sie mich mit ihren warmen Nüstern im Gesicht anstupste, öffnete ich die Augen. »Oh Gott, ich glaube, wir haben ihn überraunt«, schoss es aus mir heraus. »Wir müssen zurück«, redete ich auf das Pferd ein, als würde es verstehen, was ich da von mir gab.

Ich stand etwas zu schnell auf, denn meine Muskeln vibrierten noch immer von der Anstrengung, mich im Sattel zu halten. Vor meinen Augen flimmerte es, ich schloss die Lider, konzentrierte mich darauf, ruhig zu atmen. Mir wurde übel. Ich konnte spüren, wie das Blut von meinem Kopf in meine Beine sackte, als mir klar wurde, dass wir ihn vielleicht getötet hatten. Mein Herz begann ganz unregelmäßig zu schlagen, und in meinen Ohren rauschte ein Wasserfall. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie solche Angst gehabt. Was, wenn wir ihn getötet hatten?

Als das Schwirren in meinem Kopf nachgelassen hatte, stellte ich meinen Fuß in den Steigbügel und schwang mich mit etwas mulmigem Gefühl im Magen wieder in Katies Sattel. Kurz schrak ich davor zurück, mich wieder auf Katies Rücken zu setzen, aber zu Fuß würden wir einfach zu lange brauchen. Und der Mann brauchte jetzt Hilfe. Wenn er überhaupt noch lebte.

Ich ritt zurück. Meine Augen suchten jeden Zentimeter des Waldbodens ab und fanden nichts. Vielleicht war es noch ein Stückchen weiter, sagte ich mir und ritt langsam fast bis aus dem Wald hinaus. Nein, hier kann es nicht gewesen sein.

Ich musste Katie zwingen, noch einmal umzukehren und wieder in den Wald hineinzureiten. Sie hatte es mit einmal sehr eilig, nach Hause zu kommen.

Ich suchte den Waldboden noch genauer ab. Und dann sah ich es. Mein MP3-Player musste mir aus der kleinen Tasche meiner Jacke gefallen sein. Er lag fast am Rand der Straße, dort wo die breiter Reifen der Traktoren sich tief in den Waldboden gegraben hatten. Es konnte also nur hier passiert sein. Nur, wo war der Fremde? Meine Augen suchten die Umgebung ab. Ich rutschte aus dem Sattel und suchte nach irgendwelchen Hinweisen. Ich suchte nach Blut, auch wenn der Gedanke daran, dass ich hier wirklich welches finden würde, mir die Tränen in die Augen trieb.

Vielleicht war er verletzt und in seiner Verwirrung in den Wald gekrabbelt, lag irgendwo unter einem Baum? Ich fand aufgewühlte Erde, Abdrücke von Katies Hufen aber kein Zeichen von diesem Mann. Panisch lief ich zwischen den Bäumen umher und suchte nach dem Unbekannten, bis ich mir eingeredet hatte, dass er unverletzt davon gekommen sein musste. Aber glauben konnte ich es nicht. Schließlich hatte ich gesehen, wie Katie direkt auf ihn zugehalten hatte. Und der Unglaube in seinem Gesicht, als er das Pferd sah, hatte sich in mein Hirn gebrannt. Er konnte unmöglich noch rechtzeitig ausgewichen sein. Er war wie erstarrt gewesen.

Diesmal stieg ich nicht wieder auf Katies Rücken. An ihren Zügeln führte ich sie aus dem Wald heraus. Die ganze Zeit fragte ich mich, wohin der Fremde verschwunden war. War er verletzt? Hatte er rechtzeitig ausweichen können? Lag er doch irgendwo im Unterholz?

Als ich an der Marienhöhe vorbeikam, hatte ich für ihre Schönheit kaum einen Blick, so sehr hielten mich Zweifel und Sorge in ihren Klauen gefangen. Doch auf Höhe der Kapelle nahm ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr, die mich aus meinen Gedanken riss.

Ich blickte hinüber, wo die Statue des Engels fast komplett von der Gestalt eines Mannes verdeckt wurde. Nur die steinernen Flügel ragten rechts und links an seinen Schultern vorbei. Einer Augenblick war die Illusion vor dem Hintergrund der untergehenden Sonne so perfekt, dass die Engelsflügel wirkten, als wären sie ein Teil des Fremden. Dann wandte er sich von mir ab und widmete sich wieder seiner Arbeit.

Ich zögerte, weil ich mir nicht sicher war, ob er es war, da sich vor dem flammenden Rot des Abendhimmels nur eine schwarze Silhouette abhob. Aber etwas in mir flüsterte mir zu, dass nur er es sein konnte. Unsichtbare Fäden schienen an mir zu zerren. Meine Füße bewegten sich wie vor Zauberhand auf ihn zu. Erst Katies nervöses Reißen an den Zügeln schreckte mich aus meiner Trance auf. Katie sträubte sich auch nur einen Schritt weiter, in Richtung des Fremden zu gehen. Ich ließ ihre Zügel hängen und stapfte allein durch das wadenhohe Gras. Wenn mein Opa die Wiesen rund um die Marienhöhe nicht hin und wieder abmähen würde, wäre es hier noch viel verwilderter.

Als ich näher kam, sah ich ihn. Er hockte am Fuße der Statue und befreite den niedrigen Sockel des Engels von Ranken und Unkraut.

»Hallo«, sagte ich vorsichtig. Ich starrte auf die breiten Schultern hinunter und ließ meinen Blick dann von seinem Rücken über den rechten Oberarm schweifen, wo das Tattoo mit dem Schwert und den Engelsflügeln saß.

Er reagierte nicht. Sah nicht einmal von seiner Arbeit auf, also redete ich einfach weiter auf seinen Rücken ein. »Das vorhin tut mir leid. Ich weiß nicht, was in Katie gefahren ist. Eigentlich ist sie ein

ruhiges Pferd.«

»Du nennst dein Pferd Katie?«, murmelte er den Füßen der Statue entgegen.

Ich betrachtete den Engel, das Buch in seinen Händen und dann die Flügel, und fühlte mich etwas unbehaglich: nervös mit einem leichten Flattern in der Magengegend. »Ja, eigentlich heißt sie Katharina.«

Ich konnte sehen, wie seine Muskeln sich unter dem schwarzen Shirt kurz anspannten, er in seiner Arbeit einen winzigen Augenblick innehielt. Die Sehnen an seinem Hals traten hervor und er fuhr sich durch sein ohnehin schon wirres ebenholzfarbenes Haar. »Hast du ihr diesen Namen gegeben?«

»Ja, das war der erste Name, der mir eingefallen war, als ich sie gesehen habe, Katharina. Ich weiß nicht warum. Es war ein Gedanke, der plötzlich da war«, sagte ich schulterzuckend und erinnerte mich an den Tag kurz vor meinem zehnten Geburtstag. Mein Großvater hatte mich an der Hand in den Stall geführt, wo Katie neben ihrer Mutter in einer der Boxen stand. Sie sah so wundervoll aus und sie wirkte noch überwältigender auf mich, als mein Opa sagte, dass sie mir gehörte.

Wieder schwieg er. Ich tippelte von einem Fuß auf den anderen und überlegte, ob es besser wäre, zu gehen. Aber da war so ein merkwürdiges Gefühl, das sich in mir ausbreitete, schwach unter meiner Haut kribbelte. Ein Gefühl der Nähe. Es juckte mich in den Händen, dieses dunkle Haar zu streicheln, das im letzten Sonnenlicht kupfern schimmerte. Und ich wusste, wenn ich es berühren würde, wäre es seidig weich.

»Jedenfalls«, sagte ich schnell, »wollte ich mich nur entschuldigen.« Ich wandte mich ab, um zu gehen, weil ich nicht damit rechnete, dass er noch etwas sagen würde. »Ach ja.« Ich hielt noch mal inne. »Mein Name ist Sky. Schönes Tattoo.«

»Warte!«

Ich drehte mich um. Mir stockte der Atem, als er nahe vor mir stehen blieb und mich mit seinen schwarzblauen Augen musterte, den Augen, die auf mich wirkten, wie aus einem fernen Traum. »Ich bin Adrian.«

Er lächelte. In seinen Wangen bildeten sich dabei kleine Grübchen. Seine Haut war blass und schien im letzten Tageslicht zu schimmern. Seine Nase schien einmal gebrochen gewesen; sie hatte einen leichten Knick, was seinem Aussehen etwas noch Düstereres verlieh. Auf seinem Kinn befand sich ein leichter Bartschatten. Seine Wangenknochen waren ausgeprägt, sein Unterkiefer scharfkantig geschnitten. Er musterte mich genauso aufmerksam, wie ich ihn. Und der weiche Blick, der dabei auf sein Gesicht trat, fühlte sich fast vertraut an.

Ich ergriff die Hand, die er mir hinhielt. In mir kribbelte es bei dem Gedanken, ihn zu berühren. Meine Finger legten sich langsam um seine, und seine schlossen sich mit festem Druck um meine Knöchel. Ich registrierte gerade noch, wie warm er sich anfühlte.

Was dann passierte, war unheimlich und sollte mein Leben, und alles woran ich bis dahin geglaubt oder nicht geglaubt hatte, auf den Kopf stellen. Energie schoss meinen Arm hoch, Lichtblitze zuckten in meinem Hirn, dann flackerten Bilder vor meinen Augen, als würde jemand viel zu schnell durch einen Film spulen. Nichts, was ich hätte erfassen können: Gesichter, manchmal nur Augen, Münder, die etwas sagten, ohne dass ich es hören konnte. Nur Adrians Gesicht tauchte im Chaos immer wieder auf. Mal schien er glücklich zu sein, mal verzweifelt und dann wieder vollkommen verloren.

Plötzlich sammelte sich eine neue Energie in mir, schwoll immer mehr und mehr an und verbreitete sich von meinem Zentrum aus im ganzen Körper. Kroch meinen Arm hinunter und explodierte aus mir

heraus. Adrian riss sich von mir los und stolperte einige Schritte rückwärts. Fast schien es, als wäre er von einer unsichtbaren Kraft gestoßen worden.

Erschrocken starrte ich auf meine Hand, dann auf Adrian, der dastand, als wäre nichts passiert.

»Was zur Hölle war das?«, entfuhr es mir heftig fluchend, weil meine Hand noch immer kribbelte.

»Wovon redest du?«

»Es hat sich angefühlt, als hättest du mir einen Stromschlag versetzt.«

Er zuckte mit den Schultern. »Statische Aufladung?«, sagte er und räusperte sich, seine Augen unverwandt auf mein Gesicht gerichtet. Da war etwas in seinem Blick, ich wusste nur nicht was, aber ich war sicher, dass er log. Und sowieso, das hatte sich ganz anders angefühlt. Und all diese Bilder. Aber vielleicht hatte er wirklich nichts bemerkt? Ich könnte ihm sagen, was ich gesehen hatte. Aber dann würde er mich für vollkommen irre halten, wenn er das nicht ohnehin schon tat, schließlich hatte ich ihn fast umgebracht. Ich konnte noch immer nicht fassen, dass ihm nichts geschehen war.

Alles in mir fühlte sich komisch an, ich hatte das Gefühl, innerlich zu glühen. Es war, als züngelten kleine Flammen in mir. Verwirrt trat ich einen Schritt zurück, rieb meine Stirn und schüttelte den Kopf. War das eine Nebenwirkung meines kleinen Reitunfalls? Vielleicht hatte mich die Sache zu sehr mitgenommen?

Ich zog die Augenbrauen hoch. Irgendwas musste ich sagen, er sah mich so merkwürdig an. »Das war dann wohl ein ziemlich starker Stromschlag.«

»Ich habe nichts gemerkt.« Ich sah, wie er mit seiner Zunge über seine Unterlippe fuhr, bevor er sie einsog und darauf biss.

»Du hast das nicht bemerkt? Warum bist du dann zurückgewichen?«, hakte ich weiter nach, aber was sollte es sonst gewesen sein? Was glaubte ich denn, was es gewesen sein könnte? Ein Blitz? Hatte uns ein Blitz getroffen? Ich warf dem wolkenlosen Himmel einen zweifelnden Blick zu unmöglich. Es hatte sich komisch angefühlt, aber vielleicht hatte Adrian Recht.

Meine Knie waren ein wenig zittrig und meine Oberschenkelmuskulatur vibrierte. Mir war ein wenig flattrig im Magen. Gut möglich, dass ich mir die Blitze und Bilder und das elektrische Zucker unter meiner Haut nur eingebildet hatte. Es musste an meinem Beinaheunfall liegen.

Adrian kniete sich wieder vor die Statue und begann, weiter Unkraut vom Sockel zu zupfen, gerade so als wäre ich gar nicht da. Er schien wirklich nichts mitbekommen zu haben. Hatte er mir seine Hand am Ende nur entrissen, weil ihm die Berührung zuwider war? Ich beobachtete ihn noch einen Augenblick dabei, wie er nach und nach eine kleine schmutzig goldene Tafel freilegte. »Anna, gestorben 1913«, stand darauf.

Verwundert starrte ich auf die dunklen, verwitterten Buchstaben. Bisher war mir diese Tafel noch nie aufgefallen. All die Jahre war sie unter dem Unkraut versteckt gewesen. Der Engel war ein Grabstein. So oft war ich als Kind hier gewesen, hatte mich vor Jenny und Mel hinter dem Engel versteckt, niemals war mir diese Gedenktafel aufgefallen. Hatte Adrian von diesem Grab gewusst?

3. Kapitel

Adrian versteckte sich auf dem Heuboden, direkt über den Pferdeboxen. Nur der Vollmond warf sein sanftes Licht durch das weit geöffnete Tor des Stalls. Das würzig duftende Heu stach ihm durch seine schmutzige Kleidung hindurch. Er ignorierte es. Das Abendessen im Herrenhaus war längst beendet. Gleich müsste es soweit sein. Gleich würde sie durch das breite Tor des Pferdestalls treten.

Er wusste, es war falsch. Es war nicht nur falsch, es war verboten. Er hätte sich nie in sie verlieben dürfen. Einer seiner Art sollte gar nicht fähig sein, so zu empfinden. Es wäre richtig gewesen, zu gehen. Einen anderen seinen Auftrag, beenden zu lassen. Doch er konnte nicht. Er war nicht imstande, sie zu verlassen. Wenn er behaupten würde, es wäre so, weil er nicht ertragen konnte, dass sie wegen ihm leiden musste, dann würde er lügen. Seine wahren Beweggründe waren viel egoistischer. Er konnte sie nicht verlassen, weil er die Qualen nicht würde ertragen können. Wie hätte er wieder zurückkehren können in eine Welt ohne Gefühle? In eine Welt ohne sie?

Und es war egoistisch, sie nicht zu verlassen. Wenn sie dahinter kommen würden, was er für sie empfand, dann wären die Folgen grauenvoll.

Adrian zog sich tiefer in die Dunkelheit zurück. Das Stroh unter ihm raschelte. Eines der Pferde schnaubte fast verächtlich. Vielleicht Katharina, Annas geliebte Fuchsin mit dem rotbraunen Fell.

»Oh Anna«, flüsterte Adrian gequält. Wenn er doch nur stark genug wäre, sein Versagen einzugestehen. Aber dann würden sie einen anderen schicken. Und Annas Schicksal in die Hände eines anderen seiner Brüder zu legen, war undenkbar für ihn. Noch vor kurzem hatte er anders gedacht. Er hatte sich gestraubt, diesen Auftrag anzunehmen. Schon seit Jahrhunderten beschützten die Seinen die Frauen dieser Familie. Und schon seit Jahrhunderten gab es keinen Grund mehr, das zu tun. Keine Anzeichen, dass sie in Gefahr schwebten. Es schien, als hätte die andere Seite das Interesse an ihnen verloren. Vielleicht hatten sie diese Frauen und das Geheimnis, das sie in sich trugen aber auch nur vergessen.

Adrian hatte Irial seinen Unmut deutlich klar gemacht. »Ich bin ein Krieger und kein Kindermädchen. Ich gehöre auf das Schlachtfeld, nicht auf einen Hof.«

Und bisher hatte Adrian Recht behalten. Anna schien nicht in Gefahr zu sein. Und trotzdem würde ihn jetzt nichts mehr davon abbringen, diesen Auftrag zu erledigen. Nichts würde ihn dazu bringen, von Annas Seite zu weichen. Zumindest solange nicht, bis seine Seite sicher sein konnte, dass Anna keine der Auserwählten war und er wieder abberufen wurde. In dem Fall bräuchte sie nicht länger den Schutz eines Kriegers. Sie würden sich zurückziehen und erst wiederkommen, wenn das nächste Mädchen in diese Familie geboren worden war.

Anna betrat den Stall. Ein kurzer Blick über die Schulter zurück, um sich zu vergewissern, dass niemand sie gesehen hatte. Adrian hielt den Atem an. Duckte sich tief in die Schatten. Die Flamme der Öllampe, die sie in der ausgestreckten Hand hielt, tauchte den Stall in ein warmes Licht. Sie blickte sich suchend um, trat an Katharinas Box heran und hängte die Lampe an einen der Nägel in den Pfosten vor Katharinas Box.

Adrian beugte sich vorsichtig über den Rand des Heubodens. Er beobachtete wie Annas Hand sanft über die Nase der Stute strich. Sie flüsterte ihr etwas zu. Annas rostbraunes Haar fiel offen über ihren Rücken. Sie trug nichts weiter, als ihren Morgenrock, trotz der kühler werdenden Nächte. Er würde mit ihr über ihren sorglosen Umgang mit ihrer Gesundheit reden müssen. Es wäre sonst leidlich, sie zu beschützen, wenn sie am Ende an einer Lungenentzündung starb.

Langsam ließ er sich vom Heuboden gleiten. Sein Herz hämmerte in seiner Brust. Ein Gefühl, an

das er sich noch immer nicht gewöhnt hatte. Er landete direkt hinter Anna, ohne das geringste Geräusch zu machen. Er senkte sein Gesicht zu ihrem Haar und sog tief den blumigen Duft ein. Dann zog er sich einen Schritt zurück. »Sie sollten nicht mehr hier sein, um diese Zeit, Gnädigste.«

Anna fuhr zusammen und drehte sich in einer hastigen Bewegung zu ihm um. Ihr Haar löste sich kurz von ihrem Rücken, schwebte durch die Luft und sank sanft wieder nach unten. Große grüne Augen starrten ihn erschrocken an und leuchteten auf, als sie ihn erkannte. »Adrian, endlich. Wo warst du nur?«

»Ganz in deiner Nähe«, sagte er grinsend und deutete mit den Augen nach oben.

»Oh, du Schuft«, sagte sie lachend und boxte ihm mit einer zarten Hand auf den Oberarm. Sie schmiegte sich in seine Umarmung. Wie jedes Mal, wenn sie bei ihm war, wurde das Glück von der Angst vor Entdeckung getrübt. Wenn jemand sie hier finden würde, wäre sie eine entehrte Frau. Dabei hatte er sie noch nicht einmal geküsst, in all den Wochen, die sie sich schon heimlich trafen. Und sie wollte es, genauso sehr wie er es sich wünschte. Aber er blieb standhaft. Diese letzte Grenze würde er nicht auch noch übertreten.

»Ich bin versprochen«, flüsterte sie in seine Umarmung.

Das Klingeln des Weckers riss mich aus diesem Traum. Vor dem Einschlafen hatte ich mir gewünscht, von Adrian zu träumen. Aber dieser Traum war fast schon zu real. Ich konnte das Heu riechen, den Geruch von Pferd und konnte auch jetzt, wo ich wach war, noch immer Adrians Arme fühlen, die sich um meinen Körper gelegt hatten. Nur meine Haare waren anders gewesen: länger, eher so wie ich sie früher getragen hatte. Und ich hieß Anna, wie das Mädchen, das unter dem Engel auf der Marienhöhe begraben zu sein schien. Ich schüttelte den wirren Traum von mir ab. Heute war mein erster Schultag an der Privatschule für Mädchen.

Es fiel mir nicht einfach, aufzustehen, mich in diese Schuluniform zu zwängen, und meiner Mutter am Frühstückstisch gegenüberzusitzen. Schließlich war sie diejenige, die darauf bestand, mich in eine Mädchenschule zu schicken.

Konnte es nicht jede andere Schule im Umkreis von hundert Kilometern sein? Musste es ausgerechnet diese Schule sein? Eine Mädchenschule weckte in mir die schlimmsten Vorstellungen von Zickenkriegen und Machtkämpfen. Und ich, die Neue, würde die volle Aufmerksamkeit bekommen. Wie lange würde es wohl dauern, bis sie wussten, dass ich diese Schule besuchen musste, weil ich in den Augen meiner Eltern Bestrafung verdiente?

Früher eine Klosterschule, wird auch heute noch viel auf katholische Werte geachtet, hieß es in dem Werbeprospekt, das schon Wochen vor unserem Umzug mit Magneten an das Memoryboard in unserer alten Küche geheftet worden war. Ich wusste ja noch nicht einmal, wie man betete. Und gebetet wurde in dieser Schule wohl häufig, wenn ich dem Flyer glauben durfte. Ich war ungeeignet für eine Schule, an der man regelmäßig den Gottesdienst besuchte. Vielleicht war es aber gerade dieser Hintergrund, der einige Eltern jugendlicher »Problemkinder« dazu bewog, ihren Nachwuchs auf diese Schule zu zwingen.

Ich würgte das Frühstück herunter, ohne ein Wort mit meiner Mutter zu sprechen. Ich sagte auch nichts, als sie mir Geld für die Unterrichtsmaterialien über den Tisch schob. Und ich verabschiedete mich auch nicht von ihr, als es an der Tür klingelte. Das hätte sowieso nicht viel gebracht, da sie heute ihre neue Arbeit als Lehrerin auf der Marien-Schule antrat. Mit einem Schaudern stellte ich mir vor, wie es wäre, meine eigene Mutter in Biologie zu haben. Bei meinem Glück würde es genau so kommen. Unterrichtete man an einer Schule, in der gebetet wurde überhaupt Sexualkunde?

Ich schnappte mir die fast leere Schultasche, die ich an der Tür platziert hatte und stürmte heraus.

»Zieh nicht so ein Gesicht! Neues Schuljahr, neues Glück. Ab jetzt kann es nur noch besser werden.« Mel grinste breit, als ich die Tür extra schwungvoll hinter mir zukrachte.

»Und ich dachte, ihr zwei seid darüber hinaus, die gleichen Klamotten anzuziehen«, sagte ich mit einer Stimme, die vor Sarkasmus nur so troff, als mein Blick auf die Schuluniformen der Zwillinge fiel. Nur gut, dass die beiden jetzt wenigstens unterschiedliche Haarfarben hatten.

»Guten Morgen, Sky. Schön, dass du heute so gut drauf bist.«

Ich schnitt eine Grimasse und schwang mich auf mein Fahrrad. »Das liegt am Wetter und der Tatsache, dass ich Fahrrad fahren muss – am frühen Morgen, in einem Rock«, antwortete ich auf Jennys Kommentar.

Die Schule war früher ein Kloster gewesen und befand sich etwas außerhalb von Linden. Mit dem Fahrrad ungefähr zwanzig Minuten, was eigentlich nicht viel war, wenn sich der Komplex nicht auf einem Berg befinden würde, der schwerer zu erklimmen war, als der Mount Everest.

Ich trat kräftig in die Pedale und strengte mich an, nicht allzu weit hinter Mel und Jenny zurückzubleiben. Die beiden waren eindeutig fitter als ich. Für mich hatte es in den letzten Jahren nur zwei Arten von Sport gegeben: Schulsport und Reiten. Obwohl ich das Reiten seit Monaten sträflich vernachlässigt hatte.

Zuerst kamen die Spitzen Türme der Kirche in Sicht, die zum ehemaligen Kloster dazugehörte und nach ein paar Metern dann endlich die schmutzig graue Mauer, die das Klostergelände umgab. Ich folgte Jenny und Mel durch den Torbogen, der in den großen Innenhof führte. Ich kannte die Gebäude noch von einer Besichtigung mit meiner damaligen Schulkasse und trotzdem stockte mir der Atem, als ich vor der gotischen Kirche stand. Die Mädels ließen mir aber nicht lange Zeit, um das wundervolle Buntglasfenster zu bewundern, das sich direkt über der Pforte erhob und einen Engel mit weißen Flügeln zeigte.

»Zum Sekretariat geht es dort entlang.« Mel zeigte auf das rechte Gebäude von drei in U-Forn stehenden recht schmucklos wirkenden Häusern. »Dort musst du als erstes hin. Links ist das Internat und rechts die Klassenzimmer.« Das war das größte Gebäude. Aber eigentlich war ein Unterschied kaum auszumachen. Graue, dunkle Wände, weiße Fenster, schwarze Spitzdächer. Der Innenhof war zum großen Teil mit Kopfsteinpflaster ausgelegt, nur vor dem Internatsgebäude gab es eine Wiese mit ein paar Bäumen und Bänken. Die meisten Schülerinnen standen dort in mehreren Gruppen. Es war bis dorthin nur ein paar Meter Luftlinie, aber für mich sahen sie in ihren Uniformen alle gleich aus. Wie eine Armee aus roten und grünen Schottenkaros, weißen Blusen und hin und wieder einer roten Strickjacke. Das einzige, was diese Einheit, die sie bildeten, durchbrach, waren ihre schnatternden Stimmen.

Ich folgte meinen Freundinnen in das rechte Gebäude.

Die Sekretärin, eine ältere, rundliche Dame mit lockig grauem Haar, gab mir ein Formular, in das ich mich eintragen sollte und einen Termin für die zweite Stunde bei der Direktorin.

»Keine Liste mit Materialien, die wir noch brauchen?«, fragte ich, als wir das kleine Büro wieder verlassen hatten.

»Die bekommen wir im Laufe des Tages von den verschiedenen Lehrern«, meinte Mel und strich ihre Bluse glatt.

»Und dann heißt es heute Nachmittag Shoppen.« Jenny zwinkerte. »Du, wir, der Bus und München.«

Ich hatte Glück vor der ersten Stunde. Die Zeit war knapp, als wir das Klassenzimmer betraten klingelte es auch schon. Ich erntete ein paar misstrauische Blicke meiner neuen Mitschülerinnen, aber das war es auch schon. Die Tatsache, dass es ein neues Schuljahr war und ich nicht die einzige Neue zu sein schien, ersparte es mir, mich vor der Klasse vorstellen zu müssen.

Das Klassenzimmer sah nicht viel anders aus, als die Räume in meiner alten Schule; es gab eine Tafel, die Wände waren mit Formeln und Tabellen beklebt und wir saßen hinter langen Tischreihen. Das einzig ungewöhnliche war das riesige Holzkreuz, das an der Wand hinter uns hing und fast drohend über uns aufragte und das Morgengebet, das mich jetzt wohl jeden Tag vor der ersten Stunde erwarten würde. So etwas in der Art hatte ich schon geahnt, aber nichts konnte schlimmer werden als diese Schuluniformen. Ich hatte das Gefühl, mitten in eine Szene von Braveheart geschlittert zu sein. Überall Karos!

Ganz entgegen meiner Vorstellung war die Lehrerin keine Nonne, zumindest trug sie normale Kleidung. Jenny und Mel saßen zu beiden Seiten von mir, sodass ich mir die Bank nicht mit jemandem teilen musste, den ich nicht kannte. Da eine Unterrichtsstunde an der Marienschule immer eine Doppelstunde war, hatte ich neunzig Minuten, mich gedanklich auf mein Gespräch mit der Direktorin vorzubereiten. Mir blieb auch gar nichts anderes übrig, als immer wieder vom Unterrichtsstoff abzuschweifen, denn die monotone Stimme der Lehrerin verhinderte, dass irgendjemand im Raum sich auf sie konzentrierte. Mel füllte ein Kreuzworträtsel aus, Jenny hinterließ auf der Tischplatte kleine Herzchen und vor uns wurden Briefchen ausgetauscht.

Das Büro der Direktorin war unerwartet schlicht für eine Privatschule. Als ich gerade die Türklinke herunterdrücken wollte, wurde die Tür von innen aufgerissen. Zwei junge Männer schoben sich an mir vorbei und musterten mich anzüglich. Da das hier eine Mädchenschule war, vermutete ich, dass sie vielleicht Handwerker waren. Ich hatte gesehen, dass einige Fenster im rechten Gebäude ausgewechselt wurden. Frau Dietrich saß hinter einem einfachen Schreibtisch und begrüßte mich mit einem freundlichen Lächeln. Ich begrüßte sie mit einem Kopfnicken und fand, dass sie ganz harmlos wirkte, kein bisschen tyrannisch. Vielleicht war die Schuluniform das einzige Verbrechen, das sie begangen hatte.

»Guten Tag, Skyler«, setzte sie an. Frau Dietrich hatte rötlich gefärbte Haare, die bis auf ihre Schultern fielen. Sie sah hübsch aus: schlank, trug ein schwarzes Kostüm, das eher wie ein zweiteiliges, eng anliegendes Kleid aussah. Sie war aufgestanden und vor dem Stuhl, auf dem ich saß, stehengeblieben. Sie schaute auf mich herunter und lächelte. Ich versuchte zu schätzen, wie alt sie war, was wirklich schwer war. Das lange, wellige Haar, die schlanke Figur, ihr angenehmes Lächeln, alles an ihr wirkte jung. Doch die tiefen Falten um ihre Augen und den Mund herum sagten etwas anderes.

»Skyler ist ein ungewöhnlicher Name. Woher kommt er?« Sie musterte mich unter zusammengekniffenen Augen und ich kämpfte gegen den Drang an, auf meinem Stuhl hin und her zu rutschen.

»Mein Vater ist Amerikaner. Er war hier in Deutschland stationiert.«

»Aha. Und ist Skyler nicht eigentlich ein Jungenname?«

»Ja, vielleicht.« Ich hätte ihr jetzt die ganze lange Geschichte erzählen können, dass meine Eltern schon früh während der Schwangerschaft gesagt bekommen hatten, dass ich ein Junge werden würde, dass sie sich auf diese Aussage des Frauenarztes verlassen hatten, dass ich in ein blaues Kinderzimmer hineingeboren wurde und, dass sie sich letztendlich in den Monaten der

Schwangerschaft so an diesen Namen gewöhnt hatten, dass sie beschlossen hatten, dass er auch für ein Mädchen passen würde. Aber stattdessen sagte ich nur: »Ich mag ihn. Wenigstens kein Sammelbegriff wie Janine oder Michelle.«

»Verstehe«, sagte sie knapp und nahm wieder hinter ihrem Schreibtisch Platz. Die Musterung war wohl beendet.

»Machen wir es kurz.«

Ich schluckte. Ihre Stimme klirrte plötzlich eisig und ihre Augen waren stechend auf mich gerichtet. Sie zögerte noch einen Moment, dann sah ich, wie sich ihre Brust unter einem tiefen Atemzug hob und wieder senkte.

»Diese Schule ist eine besondere Schule. Alle Mädchen, die hier herkommen, wurden von ihrer Eltern hier angemeldet, damit sie eine gute Ausbildung und eine besondere Erziehung bekommen.« Die Direktorin beugte sich über ihren Schreibtisch näher zu mir. »Deiner Akte konnte ich entnehmen, dass du in der Vergangenheit die Regeln gebrochen hast.« Sie schob mir die Akte über den Tisch zu, ohne den Blick von mir abzuwenden.

Ich schielte vorsichtig auf die offene Seite und wusste ohne zu lesen, was da geschrieben stand, um was es ging. Das Foto, das mit einer Büroklammer am Blatt festgemacht war, demonstrierte gut, warum die Dietrich auf gebrochene Regeln zu sprechen kam.

»Du hast Talent.«

Ich schluckte noch heftiger. Hatte ich mich verhört?

»Aber, in dieser Schule wirst du keine Graffitis an Wände sprayen. Trotzdem kannst du dein Talent unter Beweis stellen. Ich möchte, dass du meinen Kurs besuchst. Der findet Montag in der dritten Stunde und Mittwochnachmittag nach dem normalen Unterricht statt.« Sie notierte etwas auf einen Zettel, dann schielte sie zu mir hoch. »Auf deinem Stundenplan findest du den Kurs unter Soziale Integration. Heute entfällt er natürlich«, murmelte sie und schrieb weiter. »Heute finden nur die Vorgespräche statt.«

»Das geht nicht«, protestierte ich, ohne darüber nachzudenken. »Ich muss doch die Arbeitsstunden ableisten.« Ich hatte wenig Lust mehr Zeit in dieser Schuluniform zu verbringen, als nötig.

»Ich bin darüber informiert. Keine Sorge. Du hast noch wie viele Stunden offen?«

»Fünfunddreißig.« Schweißperlen traten auf meine Stirn, als ich das bittere Lächeln im Gesicht der Direktorin sah, die ihrem Ruf alle Ehre machte. Ihr gutes Aussehen mochte darüber hinwegtäuschen, aber diese Frau war Furcht einflößend. Da war etwas an ihr, was mir eine Gänsehaut einjagte. Der erste Eindruck, den ich von ihr hatte, war längst vergessen.

»Das ist nicht mehr viel. Soweit ich informiert bin, machst du die Stunden an den Wochenenden?«

Da war sie richtig informiert. In Wiesbaden hatte ich in einem Altersheim ausgeholfen. Hier würde es eine Küche für Bedürftige in München sein.

»Dann sind wir uns einig. Unterricht bei mir, jeden Montag und Mittwoch. Für Mittwoch bitte ich dich, Zeichenutensilien mitzubringen. Wir beginnen den Kurs mit etwas Kreativität«, sagte Frau Dietrich und setzte ein Lächeln auf, das einen Hai hätte verjagen können.

Mir war danach mit den Augen zu rollen, stattdessen nickte ich. Vielleicht würde ich aus dieser Sache wieder herauskommen, wenn sie sah, was ich mit Kreuzen und Engeln anstellte. Ich könnte ihm meine Interpretation von Adrians Tattoo zeigen, sobald ich sie fertig hatte. In einer Schule, in der jeden Tag gebetet wurde, könnten manche meiner Bilder vielleicht schockieren.

»Dann darfst du jetzt wieder am Unterricht teilnehmen.«

Erleichtert erhob ich mich und ignorierte das köstlich aussehende Wasser, das sie mir hingestellt hatte. Mein Mund fühlte sich zwar ganz trocken und pelzig an, aber ich wollte auf keinen Fall, dass sie merkte, wie anstrengend dieses Gespräch für mich gewesen war.

Ich war schon fast an der Tür, als die schaurige Stimme der Dietrich hinter mir ertönte. »Und Skyler, ich hätte gerne einen Aufsatz über diese Nacht.«

Ich nickte, ohne mich umzudrehen, brannte aber innerlich vor Wut. Mit dieser Nacht meinte sie, die Nacht in der ich die Schule in Wiesbaden neu gestaltet hatte.

»Das hat sie wirklich von dir verlangt?« Mel schnaubte fassungslos. »Ich habe dir ja gesagt, sie ist eine Furie.«

Mel, Jenny und ich schlenderten gemütlich durch das Stadtzentrum von München. Sie horchete mich gerade nach meiner ersten Begegnung mit der Direktorin aus.

»Wir könnten da drüben ein Eis essen. Was meint ihr?«, schlug Jenny vor. Sie hatte sich in einem der Drogeriemärkte, die wir heute besucht hatten, eine lila Kunsthaarsträhne gekauft und sie gleich in ihrem Haar befestigt. Die sollte unseren Zusammenhalt demonstrieren, hatte sie gemeint. »Ich brauch eine Pause.«

Die hatten wir wohl alle nötig, nachdem wir uns fast zwei Stunden eine Schlacht um die letzten Schulmaterialien geliefert hatten. Halb München war in den Schreibwarenläden unterwegs, um seine Schullisten abzarbeiten. Etwas, was mich maßlos aufregte, denn scheinbar war es in der Gegend so, dass alle am ersten Schultag erfuhren, was sie benötigen würden. Was für ein Chaos! An meiner alten Schule bekamen wir mit dem Zeugnis unsere Listen und hatten den ganzen Sommer Zeit, die Dinge darauf zu besorgen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Lehrer in Bayern nicht wussten, was sie im folgenden Schuljahr brauchten.

»Gute Idee«, sagte Mel und hielt auf einen der Tische zu, die vor dem Eiscafé standen. Wir verstaute unsere Einkäufe unter dem Tisch und bestellten alle drei eine Eisschokolade mit viel Sahne. Noch ein Punkt, in dem wir uns nicht geändert hatten. Jenny zupfte nervös an ihrem kurzen Rock herum, weil dieser im Sitzen zu viel von ihren blassen Beinen freigab.

»Ich würde sterben für so schöne braune Beine wie du sie hast«, meinte sie mit Blick auf meine.

Ich zuckte beiläufig mit den Schultern. »Ich mach gar nichts. Ein bis zwei Stunden in der Sonne reichen.« Ich hatte noch nie darauf geachtet, ob ich braun werde oder nicht. Es interessierte mich einfach nicht.

»Darf ich deinen Aufsatz lesen, wenn er fertig ist?« Jenny grinste mich breit an. »Ich weiß, meine Neugier ist nervig, aber ich kann einfach nichts dagegen tun. Ich will alles wissen. Bis ins kleinste Detail. Jede einzelne Minute deiner Schulverschönerung. Und wenn es geht bitte mit Bildern deine Bilder.«

Mel lachte herzlich auf. »Du siehst aus, als hättest du was Schlechtes gegessen. So schlimm wird's schon nicht sein. Du kannst uns ruhig alles sagen.«

Jenny nickte bestätigend. »Auch alles über die Flügel. Wie lange hat das gedauert? Und hat es sehr wehgetan? Hattest du keine Angst? Oh Gott, ich will auch ein Tattoo! Ein chinesischer Drache von da bis da.« Jenny zeigte die ganze rechte Seite ihres Rückens. »Er soll sich da ganz grazil um meine Kurven winden.«

»Du spinnst«, sagte Mel und schüttelte den Kopf.

»Warum, ist doch sexy. Ich hab letzte Woche eine Frau am Starnberger See gesehen, die war vom Hals bis zum Knöchel mit einer Blumenranke mit Vögeln geschmückt. Die ganze rechte Seite. Das war

total heiß.«

»So was wäre mir viel zu auffällig. Was kleines, vielleicht ein Ring um das Fußgelenk, das wäre schön«, sinnierte Mel.

»Hmm, ist das lecker«, schwärmte Jenny und ich starrte sie verwundert an. Sie nahm gerade einen großen Schluck von ihrer Eisschokolade.

Genüsslich sog ich an meinem Strohalm und seufzte. »Stimmt. Und wie lange es her ist, dass wir das zum letzten Mal gemeinsam gemacht haben.«

»Stimmt, aber das meinte ich nicht. Ich meinte das.« Jenny nickte zu einem Springbrunnen hinüber, der in der Mitte des Platzes stand, keine fünf Meter von unserem Tisch entfernt. Adrian saß auf dem Rand des Brunnens und beobachtete die vorübergehenden Passanten. In dem Moment, als mein Blick ihn traf, schaute er zu mir. In meinem Magen flatterte es und ich musste an meinen Traum denken und wie sich seine Arme angefühlt hatten. Ob es sich wirklich so gut anfühlen würde, wenn er mich halten würde?

»Du sabberst, Sky!«

»Was?«, sagte ich erschrocken.

»Du sabberst ihn an«, wiederholte Jenny.

»Ist das nicht Adrian?«, wollte Mel wissen und schlürfte an ihrer Schokolade.

»Ihr kennt ihn?«

»Er wohnt in der Marienhöhe.«

Ich musste an meinen Traum denken und die Tatsache, dass er ja eigentlich Anna in den Armen gehalten hatte und nicht mich. Es hatte sich nur so angefühlt, als wäre ich es gewesen. Ein eifersüchtiger Stich durchfuhr mich. Es war nur ein Traum, ermahnte ich mich in Gedanken. Ich blinzelte gegen die Sonne an, die gerade hinter einer Wolke hervorkam. »Ist er schon lange in Linden?«

»Ein paar Wochen, oder?« Mel schaute Jenny fragend an, dann musterten beide Adrian, als würde er ihnen die Antwort liefern. Der hatte sich zwischenzeitlich aber erhoben und entfernte sich von uns, gerade so, als hätte er mich nicht erkannt. Hätte er nicht wenigstens aus der Ferne einmal grüßen können?

»Ja«, bestätigte Mel. Dann grinste sie. »Aber in der kurzen Zeit hat er es zum Dorfgespräch geschafft. Die meisten Mädchen in unserem Alter – und nicht nur die – reden von niemand anderem mehr. Er soll wohl dafür sorgen, dass die Höhe vorgerichtet wird. Vielleicht wird sie verkauft?«

»Wem gehört die Höhe eigentlich?«, fragte ich. »Hat sich da in den letzten Jahren überhaupt mal jemand blicken lassen?«

Mel schüttelte den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste.«

»Das ist komisch, findet ihr nicht auch? Wie lange steht sie wohl schon leer?«, überlegte ich laut. Ich fühlte mich hin- und hergerissen. Es freute mich, dass der Verfall des Hauses aufgehalten werden sollte. Aber der Gedanke, dass jemand Fremdes sie vielleicht kaufen könnte, dass jemand dort einziehen könnte, der da nicht hingehörte, machte mich fast rasend vor Wut. Andererseits wohnte Adrian ja auch in der Höhe und bei ihm störte es mich ganz und gar nicht. Im Gegenteil, irgendwie fand ich, dass wenn jemand dort wohnen sollte, dann er.

»Wobei sein Freund, der vor kurzem da war, auch ziemlich heiß ist.« Jenny grinste. Ich hatte wohl einen Teil der Unterhaltung verpasst. »Wir haben die beiden am Ammersee gesehen.«

»Stimmt, aber wie Freunde kamen sie nicht gerade rüber. Die Stimmung schien eher erfroren zu

sein.«

Ich schaute Adrian nach, bis ich ihn aus den Augen verloren hatte. Warum hatte er mich nicht einmal kurz angelächelt?

»Sein Freund?«, fragte ich ohne wirkliches Interesse.

»Ja, groß, gut gebaut und geradezu verboten sexy«, hauchte Jenny und Mel rollte die Augen. »Mel hofft jeden Tag, ihn wiederzusehen«, fügte Jenny grinsend hinzu.

»Das stimmt nicht«, gab Mel entrüstet zurück. Ihr Gesicht dagegen überzog sich dunkelrot.

4. Kapitel

Anna lag neben Adrian auf dem Heuboden des Pferdestalls. Sie starrte hinauf zum Holzdach während er sie ansah, und jedes winzige Detail ihrer Schönheit in sich aufzunehmen versuchte. Ihr wundervolles Haar lag neben ihm ausgebreitet. Die letzten Minuten hatte er damit verbracht, ihr das Heu aus den Haaren zu zupfen. Jetzt zählte er ihre niedlichen Sommersprossen, die ihr etwas Freches verliehen. Es waren einundzwanzig.

Sie wandte ihr Gesicht ihm zu und lächelte. »Wirst du je genug davon haben, mich anzusehen?«

»Niemals«, flüsterte er und ignorierte den Schmerz in seiner Brust. Wie konnte er nur so viel für Anna empfinden, dass es ihn schmerzte? Heute Nachmittag würde der geheimnisvolle Ehemann aus das Gut kommen. Annas Vater bestand darauf, dass ihr zukünftiger Mann die Möglichkeit erhielt, sie kennenzulernen. Adrian musste gestehen, dass diese Entscheidung nicht falsch war. Aber er hasste diesen Mann schon jetzt.

»Ich will ihn nicht heiraten, ich will ihn ja noch nicht einmal sehen«, sagte Anna.

Adrian strich ihr sanft über die Wange. Wie sollte er sie trösten, wo er doch selbst so dachte. Aber er wusste auch, dass es richtig war, sie gehen zu lassen. Ihre Liebe durfte nicht sein.

»Magst du mich heute küssen?«, wollte sie wissen und grinste ihn frech an.

»Ich mag«, sagte er. »Aber ich darf nicht.«

»Du bist unverbesserlich, Adrian«, schimpfte sie frustriert. »Aber ich werde dich noch überzeugen.«

Sie stand auf. »Ich muss gehen, bevor Vater nach mir suchen lässt.«

In Adrians Magen bohrte sich eine Faust. Es schmerzte ihn jedes Mal, wenn sie ihn verließ.

Der Mittwochnachmittag wurde noch schlimmer als ich es mir vorgestellt hatte. Frau Dietrich schien ihren Kurs, mit einem Benimmkurs für schwer erziehbare Kinder zu verwechseln. Aber, ich konnte auch positive Rückschlüsse für mich aus Frau Dietrichs Belehrungen ziehen; nun wusste ich wirklich, dass ich nicht die einzige »Kriminelle« an dieser Schule war. Alexandra, die am Pult neben mir saß, war eine bessere Wynona Rider und ging gerne mal auf Raubzüge in Münchens Innenstadt. Oder Candy hinter mir, hatte sich dem Alkohol verschrieben, bis sie dem Tod nur knapp entronnen war.

So unterschiedlich unsere Vergehen auch waren, eines hatten wir alle gemeinsam; unsere Eltern glaubten, eine Schule mit so strengen Moralvorstellungen wie diese, wäre unsere letzte Hoffnung.

»Genug der Einleitung.« Frau Dietrich stand vor der Klasse, die Hände in den Taschen ihres Kittels vergraben. »Ihr alle seid hier, um durch die Kunst zu mehr innerem Gleichgewicht zu gelangen.« Also doch kein Benimmkurs, ein Feng Shui Kurs, dachte ich bitter. »Eure erste Aufgabe wird es sein, euer inneres Ich zu finden. Malt etwas, irgendetwas, das eure Gefühle, eure Seele offenbart.«

Etwas, das meine Seele offenbart?

Ich schielte zu Alexandra rüber, die nur mit den Schultern zuckte. Wäre die Aufgabe: Male etwas, das zeigt, was du in deinem Nachbarn siehst, dann könnte ich ohne nachzudenken, anfangen den Pinsel zu schwingen. Ich bräuchte nur eine Barbiepuppe malen. Mit ihrer blonden Mähne, den rosa Lippen und der Schuluniform wirkte Alexandra wie eins der Mädchen, die spät nachts über den Fernseher flimmern und »Ruf mich an« hauchen.

Über mich dagegen gab es nichts zu malen. Was war ich schon? Seit mein Bruder unerreichbar für mich war, fühlte ich mich leer, als hätte er meine Seele mit fortgerissen. Wir hatten ein so enges

Verhältnis gehabt, dass es sich jetzt anfühlte, als würde ein wichtiger Teil von mir fehlen. Lange Zeit hatte es doch nur ihn und mich gegeben. Ich würde meiner Mutter niemals verzeihen können, dass sie ihn hatte gehen lassen.

Doch manchmal fragte ich mich, ob er wollte, dass es so kam? Tom hatte es nie verwunden, dass Conner, unser Vater, zurück nach New York gegangen war, weil ihm die Sehnsucht nach seiner Heimat aufgefressen hatte, solange er hier in Deutschland gelebt hatte. Vielleicht hatte Tom unseren Vater mehr vermisst, als ich geglaubt hatte?

Lag es doch nicht allein an den Problemen, die er mit Stefan hatte? Ich hätte ihn gerne danach gefragt, aber bisher hatte ich ihn nicht ans Telefon bekommen. Ich hoffte, er hatte ein schlechtes Gewissen, mich einfach hier zurückgelassen zu haben. Manchmal war ich auf ihn genauso wütend wie auf Mutter und Stefan. Schließlich hatte er es sich verdammt einfach gemacht, als er einfach so gegangen war. Genau wie Vater damals. Es gab Augenblicke, wie gerade eben, da wusste ich nicht, ob es richtig war, auf Mutter wütend zu sein. Vielleicht hätte ich viel mehr auf Tom und Vater wütend sein müssen. Schließlich hatten sie mich im Stich gelassen. Aber sie waren zu weit weg, um meine Wut spüren zu können.

Ich blickte auf meine Leinwand, nahm den Pinsel und fing an, die Umrisse eines Baumes zu zeichnen. Nur ein toter, verdorrter Baum konnte zeigen, wie es in mir aussah.

Frau Dietrich war hinter mir stehen geblieben. Sie musterte meinen blätterlosen, wirklich hässlich anmutenden Baum, dessen verzweigte Äste knorriger wirkten, als die alte tote Eiche, die im Hof der Marienhöhe gestanden hatte, als ich noch ein Kind war. Ob sie noch dort steht? Vielleicht war sie im Laufe der Jahre einfach umgekippt, weil ihre Wurzeln sie nicht mehr in der Erde halten konnten? Ich blinzelte, um die Gedanken zu verdrängen und blickte die Direktorin fragend an. Sie studierte noch immer meinen Baum. Was konnte schon so interessant an diesem Ding sein? Ich hatte mir noch nicht einmal Mühe gegeben. Aber dem winzigen Lächeln auf dem Gesicht der Dietrich konnte ich entnehmen, dass sie etwas in dem Bild sah, das ich selbst nicht sehen konnte. »Gut«, sagte sie und ging weiter. Ich zuckte lässig die Schultern. Wenn sie meinte.

Meine Füße wurden vom kühlen Wasser des Baches umspielt, der am Rande der kleinen Lichtung floss auf der ich früher schon gerne mit Katie gewesen war. Es war heiß heute. Die Sommerferien über hatte es viel geregnet, doch der September schien wiedergutmachen zu wollen, was der August vermässelt hatte.

Die Lichtung war abgeschieden, vielleicht längst vergessen. Selbst der Hochstand in meinen Rücken war verfallen. Das Gras war so hoch gewachsen, dass der Wind es heruntergedrückt hatte und es gelb geworden war. Diese Lichtung war mein kleines Geheimnis. Schon als Kind war sie mein Rückzugsort gewesen und hatte mir Trost gespendet, als meine Eltern sich hatten scheiden lassen.

Auf meinen Knien lag ein Schreibblock. Ich war hier hergekommen, um in entspannter Atmosphäre meinen Aufsatz schreiben zu können. Doch bisher war mir nichts eingefallen. Immer wenn ich dazu ansetzte, die Spitze meines Bleistifts auf das weiße Papier zu drücken, schien sich jeder Satz in meinem Kopf in Luft aufzulösen.

Seufzend gab ich es auf und beobachtete stattdessen das Glitzern des Sonnenlichts auf der Wasseroberfläche. Katie graste zufrieden hinter mir, Vögel zwitscherten und meine Gedanken schweiften zu Adrian ab. Da war etwas an ihm, das mich nicht losließ, etwas, das ich nicht greifen konnte. Ich dachte an sein Tattoo und daran, dass es in meinem Traum nicht auf seinem Oberarm gewesen war. Ich hatte es einfach weggeträumt. Warum?

»Schönes Bild.«

Ich fuhr zusammen. Neben mir im Gras standen zwei dunkle, schwere Schuhe. Als ich den Blick hob, starrte ich in die grünsten Augen, die ich je gesehen hatte. Sie waren so grün wie saftiges Moos und funkelten mich herausfordernd an.

»Schönes Bild«, wiederholte der junge Mann.

Ich runzelte verwirrt die Stirn, senkte den Blick auf meinen Block und zog scharf die Luft zwischen meinen Zähnen ein. Ich hatte unbewusst Adrians Tattoo gezeichnet. »Danke«, murmelte ich unsicher.

Aschblondes Haar tauchte vor meinem Gesicht auf und ein schlanker Finger fuhr die Linien der Flügel nach. »Es sieht aus wie das Original.«

Ich schluckte. »Du kennst es ... also ihn ... ich meine Adrian?«

»Ja.« Er setzte sich neben mich in das hohe Gras, die Beine angewinkelt und die Arme auf der Knien abgestützt. »Ich bin übrigens Samuel, aber nenn mich Sam.«

»Sky«, sagte ich und legte den Skizzenblock hinter mich. Sam griff danach und musterte Adrians Tattoo genauer.

»Hast du ein fotografisches Gedächtnis? Es ist wirklich perfekt.«

»Nein, Tattoos sind ein Hobby von mir. Wenn ich eins sehe, das mir gefällt, muss ich es malen.«

»Du kennst Adrian also?« Sam zog die Stirn kraus und grinste. Die Art, wie er mich anschaute hatte etwas Zweifelndes. Fast als würde er nicht glauben können, dass Adrian sich mit jemandem wie mir abgeben könnte. Es juckte mich in den Fingern, ihm sein kantiges, markantes Gesicht zu zerkratzen. Allein, weil der Gedanke mich störte, dass es wirklich so sein könnte. Dass die Vorstellung, Adrian könnte Interesse an mir haben, wirklich so absurd sein sollte.

»Ich war gestern etwas unvorsichtig und hätte ihn fast getötet.« Und weil ich Sam zeigen wollte, dass die Vorstellung keineswegs so absurd war, fügte ich noch hinzu: »Danach haben wir uns eine Weile unterhalten. Er war ganz nett.«

Sam lachte, dabei fiel ihm eine Strähne seiner langen Haare ins Gesicht, er strich sie wieder hinter sein Ohr, und ich hatte für einen Moment das Gefühl eines Déjà-vu. »Getötet? Keine Sorge, der bringt so schnell nichts um. Ich versuche das schon seit Jahren.«

Ich wusste, dass er das nur im Scherz gemeint haben konnte, und doch lag etwas in seiner Stimme, das mir einen Schauer über den Rücken jagte.

»Ich habe dich noch nie hier gesehen?« Sam schnipste eine Wespe von seiner langen Jeans. Er musste höllisch schwitzen in diesen Hosen.

»Hier auf der Lichtung? Bist du öfter hier?« Meine Lichtung war doch nicht mehr mein Geheimnis befürchtete ich.

»Nein, im Dorf.«

»Oh. Ehm, wir sind erst hergezogen«, sagte ich unsicher. »Und wie lange bist du schon in diesem Kaff?«, hakte ich nach in der Hoffnung, auf diesem Wege auch zu erfahren, wie lange Adrian schon hier wohnte, und vor allem, wie lange er noch bleiben würde, denn ich war mir ziemlich sicher, dass Sam dieser Freund sein musste, den die Zwillinge erwähnt hatten.

»Seit ein paar Wochen. Ich bin gekommen, um Adrian etwas bei Laune zu halten.«

Treffer, dachte ich. »Also, wohnt ihr zusammen in der Marienhöhe?«

»So ähnlich, ja.« Sam grinste und ich bekam den Verdacht, dass da noch mehr dahinter steckte.

»Und ihr richtet die Marienhöhe wieder her?« Ich musste mich einfach weiter an die Frage herantasten, auf die ich noch immer keine Antwort hatte. »Soll sie verkauft werden?« Ich zupfte ein

Büschel Gras aus und hielt es Katie unter die Nase, die näher gekommen war und Sam misstrauisch beäugte.

»Verkauft? Nein, das wird wohl nie passieren. Adrian hat beschlossen, hier sesshaft zu werden.«
Hah! Mein Herz machte einen freudigen Satz. »Ihr bleibt also länger?«

Sam wirkte nicht erfreut bei dem Gedanken. Ganz im Gegensatz zu mir. Ich konnte mir nicht erklären, was an Adrian mich so faszinierte. Auch wenn ich es vorhin behauptet hatte, nett war er nicht zu mir gewesen. Ich hatte viel mehr das Gefühl, er war nicht glücklich gewesen, mit mir reden zu müssen. Seine Reaktion im Supermarkt letzte Woche hatte mir viel mehr zugesagt.

Mein Handy vibrierte in meiner Hosentasche. Ich kramte es mühsam aus der engen Short. Meine Mutter. »Ja?«, fragte ich genervt, obwohl ich mir schon denken konnte, was sie wollte. Ich warf Sam einen entschuldigenden Blick zu.

»Du bist nicht zu Hause.«

»Nein«, sagte ich und rollte die Augen. Sam grinste. »Ich bin mit Katie oben auf der Lichtung und mache Hausaufgaben.«

»Du solltest deine Hausaufgaben ernster nehmen und sie am Schreibtisch machen.«

»Ja, das nächste Mal, versprochen. Das Wetter war so schön, ich wollte es genießen.« Ich spielte mit meinem Zungenpiercing an meinen Schneidezähnen, während ich darauf wartete, dass meine Mutter noch etwas sagen würde. Als ich merkte, wie Sam jede Bewegung meiner Zunge fixierte, schloss ich meinen Mund.

»Kommst du jetzt nach Hause?«, kam es aus dem Telefon.

»Ja, bin gleich da«, sagte ich seufzend und legte auf.

»Tut mir leid, ich muss dann wohl gehen«, sagte ich zu Sam und sammelte meine Sachen ein.

»Deine Mutter?«

»Woher ...?«

»Ich habe gute Ohren.«

»Oh«, sagte ich.

»Machst du immer, was man von dir verlangt?«

»Das ist kompliziert«, sagte ich bissig. Natürlich machte ich nicht immer, was man von mir verlangte. Nur manchmal war es eben besser, nachzugeben. Und da ich keine Lust auf einen Streit mit meiner Mutter hatte, war es in diesem Fall definitiv besser nachzugeben, schließlich wollte ich nicht noch mehr Einschränkungen in meinem Leben.

» Klärst du mich auf?«

»Muss ich diese Frage beantworten?«, sagte ich und rollte mit den Augen.

»Warum nicht?«

»Weil wir uns nicht genug kennen, um mit dir über meine Probleme zu sprechen.«

»Ja, vielleicht. Ich begleite dich, dann lernen wir uns besser kennen.« Sam grinste mich breit an. Ich stöhnte theatralisch.

Samstagmittag. Mein erster Tag in der Küche für Bedürftige lief ganz entspannt. Ein wenig zu entspannt vielleicht, denn das Ein- und Ausräumen des Geschirrspülers lenkte mich nicht genug ab, um nicht an Sam und Adrian zu denken.

Sam hatte mich nicht nur einen Teil des Weges begleitet, sondern mich, wie bei einem Date, erst vor der Haustür verabschiedet. Er hatte mir von Adrians Plänen für die Marienhöhe erzählt: Das Haus sollte ein neues Dach bekommen, neue Fenster und das wichtigste, ein modernes Bad. Der Stal

sollte erneuert werden, sodass sich Pferde darin wieder wohlfühlen würden. Und die Kapelle sollte ganz abgerissen werden.

»Aber, die Kapelle ist doch noch am besten erhalten«, hatte ich protestiert, weil mich der Gedanke schockierte. Gerade zu dieser kleinen Kapelle hatte ich mich schon immer besonders stark hingezogen gefühlt. Allein die Vorstellung, sie könnte nicht mehr da sein, erschütterte mich zutiefst.

Sam zuckte die Schultern und kniff die Lippen zusammen. »Schlechtes Karma.«

»Wegen dieser Geschichte von der toten Anna? Das ist doch nur eine Geschichte!«, rief ich entrüstet.

»Kann sein.« Sam lief schweigend neben mir her und klopfte Katie abwesend auf den Hals. Katie ließ sich das ohne Murren gefallen, obwohl sie nicht gerade umgänglich mit Fremden war. Sams Berührung schien sie zu akzeptieren. Mehr noch, sie schmiegte ihre Nase in Sams Hand.

»Lass sie mich ein wenig führen.« Sam nahm mir die Zügel aus der Hand und streifte dabei meine Finger. Fast automatisch zuckte ich zurück, weil ich damit rechnete, wieder einen Schlag zu bekommen. Und er kam. Nicht so heftig, wie bei Adrians Berührung, aber mich durchzuckten kleine Energiewellen und Bilder flimmerten vor meinen Augen auf.

»Hey«, sagte Sam lachend. »Du warst aufgeladen. Liegt an der Trockenheit.«

»Ja«, murmelte ich unsicher und betrachtete meine Fingerspitzen. Die Haare auf meinen Armen hatten sich aufgerichtet und knisterten leise. »Wird wohl so sein.«

»Adrian liebt Pferde«, sinnierte Sam. Er schien mit den Gedanken irgendwo weit weg zu sein. »Er sagt, es fühlt sich an wie Fliegen. Ich finde, Motorräder und die Autobahn fühlen sich viel mehr an, als ob man seine Flügel ausbreiten und dahingleiten würde.« Sam starrte eine Weile in die Ferne, den Blick auf irgendetwas gerichtet, das ich nicht sehen konnte. Er wirkte, als wäre er gar nicht anwesend. Im Licht der untergehenden Sonne leuchtete Sams Haar fast im selben Kupferton wie Katies Fell.

»Ihr seid schon lange Freunde, oder?«, fragte ich ihn etwas lauter, um ihn wieder zurück ins Hier und Jetzt zu holen.

»Eigentlich sind wir Brüder, derselbe Vater.« Sams Mundwinkel zuckten kurz nach oben. Er hatte etwas Dunkles an sich, wenn er lächelte. Geheimnisvoll und gleichzeitig gefährlich.

»Ihr habt das Gut also geerbt?« Katie stieß mir mit ihrer großen Nase von hinten in den Rücken. Wollte sie mir damit sagen, ich solle nicht so neugierig sein?

»Könnte man sagen. Ist eine lange Geschichte.«

Ich fragte mich, wie sie sich den Unterhalt und die Renovierung eines solchen Gebäudes leisten konnten? Das Haus musste allein fast doppelt so groß sein wie das meines Großvaters. Und das Land, das zum Gut gehörte war noch viel größer. Es erstreckte sich bis weit hinter den Wald.

»Was macht ihr denn beruflich?«

Sam lachte. Sein Lachen klang rau und dunkel. »Du meinst, wie wir uns das alles leisten können?«

Beschämt senkte ich den Blick auf die Straße. Das war ein Teil dessen, was mich interessierte, aber auch, wozu brauchten sie so viel Land? Für Kühe? Pferde? Hatte er vor eine Pferdezucht zu betreiben? Sam hatte ja gesagt, dass Adrian Pferde liebte.

»Adrian handelt mit Antiquitäten.«

»Er macht was?«, entfuhr es mir überrascht. Adrian und Antiquitäten, das schien so gar nicht zusammenzupassen. Mit seinen Gesichtspiercings, den zerfetzten Jeans und den löchrigen T-Shirts hatte er eher was von einem Rockstar. »Er will keine Pferde züchten?«

»Bestimmt nicht.« Sam grinste mich breit an. Wahrscheinlich drückte mein Gesicht gerade mehr Verwirrung aus als mir lieb war.

Vor der Haustür dann hatte Sam mich gefragt, ob ich zu der Dance-Night gehen würde, die ein kleiner Radiosender auf einem Feld außerhalb von Linden veranstalten wollte. Ich hatte verneint aber Sam gab sich damit nicht zufrieden und meinte, er würde dann auch nicht hingehen können, schließlich kannte er in Linden niemanden und Adrian wäre ein Stubenhocker.

Also hatte ich zugesagt, weniger aus Mitleid, als deswegen, weil ich mich geschmeichelt fühlte. Sam hatte ausgerechnet mich gefragt und dabei dieses unwiderstehliche Lächeln aufgesetzt. »Aber ich komme mit meinen Freundinnen«, hatte ich als Bedingung angeknüpft, weil es so weniger wie ein Date aussehen würde.

»Damit kann ich leben.«

5. Kapitel

Samuels Leinenhemd war feucht vom Blut, das aus der Wunde über seinem Herzen austrat. Der Stoff klebte unangenehm an seiner Haut. Die Klinge seines Gegners war durch die geschmiedete Rüstung gedrungen. Er konnte glücklich sein, dass sein Gegner nicht über ein Flammenschwert verfügte, sonst wäre er jetzt tot gewesen.

Samuel wehrte den nächsten Schlag mit seinem Schwert ab. Eisen traf auf Eisen, rief kreischend übereinander. Unzählige Opfer hatte dieser Kampf schon gefordert. Er hätte nicht sagen können, was den lehmigen Boden unter seinen Stiefeln mehr aufgeweicht hatte. Der Regen, der erbarmungslos auf die Krieger herunterprasselte, oder das Blut seiner gefallenen Brüder.

Rechts von ihm erhellten Flammen die heranbrechende Dunkelheit, als das Schwert eines Engels einen anderen aufspießte. Egal auf welcher Seite sie kämpften, jeder Krieger, der sein Leben ließ, war einst sein Bruder gewesen.

Samuel blinzelte Regenwasser aus seinen Augen, das ihm die Sicht auf seinen Gegner nahm. Hinter sich konnte er Adrian keuchen hören. Auch er war verletzt und kämpfte mit letzten Kraftreserven gegen die Überzahl der anderen Seite an. Lange würden sie die Stellung nicht mehr halten können. Sie waren von Anfang an unterlegen.

Mit einem kräftigen Hieb trieb Samuel sein Schwert in die Brust eines Bruders. Flammen züngelten an seiner Klinge, erfassten den Körper des anderen Kriegers. Schreiend stürzte er zu Boden. Die Flammen erstarben im gleichen Moment, da seine Seele erlosch.

Samuel hatte keine Zeit, sich nach Adrian umzusehen. Schon drängten sich die nächsten Dämonen um ihn herum. Sie umzingelten ihn. Schlugen mit ihren Schwertern erbarmungslos auf ihn ein. In ihrer Augen flackerten rote Lichter. Er hatte kaum noch die Kraft, sich auf den Beinen zu halten. Die Wunde in seiner Brust kostete ihn zu viel seiner Stärke. Sie würde ihn nicht umbringen, aber sie schwächte ihn empfindlich.

Die vier gegnerischen Krieger verringerten ihren Abstand immer mehr. Wollten sie mit ihm kuscheln? Samuel versuchte sich Platz zu schaffen, indem er sich mit dem Schwert in der Hand um die eigene Achse drehte. Einen kurzen Blick konnte er auf Adrian erhaschen, der seinerseits mit mehreren Gegnern kämpfte. Es schien, als drängten sie ihn von Samuel weg.

Die anderen wussten, warum sie so vorgehen mussten, um Adrian und ihn zu besiegen. Seit vielen Jahrhunderten schon kämpften sie Seite an Seite in diesem Krieg. Sie wussten in jeder Situation, was der andere tun würde. Nur ein kurzer Blick reichte aus, um sich zu verständigen. Niemand hatte es bisher geschafft, einen Kampf für sich zu entscheiden, solange Adrian und Samuel zusammen waren. Doch dieses Mal würde es anders laufen. Der Gegner hatte es auf die beiden Heerführer abgesehen. Von Anfang an hatten sie sich bewusst nur auf die Beiden konzentriert.

Hände griffen nach Samuel, packten ihn an den Oberarmen und zerrten ihn von Adrian fort, der mit dem Schwert um sich hieb und Samuel mit schreckgeweiteten Augen hinterher starrte.

Er versuchte sich zu befreien. Stemmte seine schweren Stiefel tief in den schlammigen Boden. Riss an seinen Armen.

Das Letzte, was er sehen konnte, bevor er teleportiert wurde, waren Krieger seines Heeres, die Adrian zu Hilfe kamen.

Keuchend schreckte ich aus meinem Traum auf. All das Blut, die leblosen Körper, die Schreie und mittendrin Adrian und Sam. Fröstelnd rieb ich mir über die Arme. Was war das für ein Traum gewesen? Warum war er mir so real vorgekommen? Ich hatte sogar den entsetzlich metallischen

Gestank von Blut, Tod und verbrennendem Fleisch riechen können, wenn die Flammenschwerter sich tief in den Körper eines der Männer gebohrt hatten. Flammenschwerter? Leuchtend rot, grün oder blau? Hatten nur noch Darth Vader und Skywalker gefehlt.

Diese merkwürdigen Träume aus einer Zeitepoche, die ich gar nicht kannte, häuften sich, seit wir zurück nach Linden gezogen waren.

Ich hatte früher schon ähnliche Träume von ähnlichen Schlachten. Das war jetzt einige Jahre her. Sie hatten mich mit all ihrer blutigen Grausamkeit kurz nach unserem Umzug nach Wiesbader eingeholt. Und in all diesen Träumen war immer wieder das Gesicht von Dave aufgetaucht. Schor damals wusste ich nicht, was das zu bedeuten hatte und warum gerade er in diesen Träumen immer wieder auftauchte. Zugegeben, ich fühlte mich heimlich etwas von ihm angezogen. Er hatte etwas an sich, das mich nicht losließ. Nicht so wie bei Adrian, aber fast so wie bei Sam – keine romantischen Gefühle, sondern eine Faszination.

Auf dem kleinen Feld vor Linden stand ein riesiges Zelt. Eigentlich waren es drei Zelte, die man nebeneinandergestellt hatte. Alles wurde von Scheinwerfern und Lichterketten erhellt. Laute Bässe schlugen uns entgegen, als wir auf die Festwiese zuliefen. Überall standen Autos am Straßenrand. Auch der Feldweg, der die Wiese in der Mitte teilte, war schon zugeparkt. Manche Autos hatten eine lange Anreise hinter sich. Ich konnte Nummernschilder aus Kempten und Füssen sehen.

Vor dem Eingang des ersten Zeltes hatte sich eine lange Schlange gebildet. Die Wartenden schwatzten alle durcheinander. Es dauerte fast zwanzig Minuten, bis auch wir endlich die heiligen Hallen betreten durften. Im ersten Zelt befanden sich die Kasse, an der wir den Eintritt bezahlten und unsere unsichtbaren Stempel auf den Handrücken bekamen, und die Garderobe, an der wir unsere Jacken abgaben.

Es war heiß in den Zelten. Auch die Ventilatoren und Klimaanlage konnten da nicht viel ausrichten. Der sonnige Nachmittag hatte die Luft in den Zelten aufgeheizt.

Mein Blick glitt über die zuckende Masse Körper, die sich unter dem Stroboskoplicht zur Musil von Aerosmith bewegte. Die Luft war schneidend dick. Es war stickig und Schweißperlen liefen über meine Stirn und versauten mir mein Make-up. Mel stand links von mir und nippte an ihrer Cola-Light. Sie trug eins meiner Tops. Das mit dem Snoopy auf der Brust. Dazu eine Hüftjeans, deren Bund nicht wirklich bis zur Hüfte reichte.

Rechts von mir stand Jenny. Sie wiegte sich im Takt der Musik und zupfte immer wieder am Saum ihres Minikleides, weil es höher gerutscht war, als ihr lieb war.

»Gehen wir tanzen?«, schrie Jenny mir in mein Ohr.

Ich schüttelte den Kopf. Tanzen war eine Sache, bei der ich niemals nachgeben würde. »Ich kann nicht. Ich mache mich total lächerlich.« Das war nicht gelogen. Mein Rhythmusgefühl war praktisch nicht vorhanden. Zudem fehlte mir jegliches Selbstbewusstsein, was auf der Tanzfläche eine gefährliche Kombination ergab. Natürlich wusste ich, dass eine solche Veranstaltung mit Tanzen einherging, aber das hieß ja noch nicht, dass ich es auch tun musste. »Geh mit Mel!«

Jenny zog an meiner Hand. »Komm schon«, formte sie mit den Lippen und machte einen Schmollmund. Ihre schwarzen Haare standen im starken Kontrast zu Mels blonden.

Mel nickte. »Wartest du hier?«

»Ja.«

»Wir behalten dich im Auge«, sagte sie drohend. »Keine Graffitis an den Zeltwänden!« Jenny schüttelte sich aus vor Lachen.

Mel und Jenny machten sich kichernd und hüftschwingend auf den Weg zur Tanzfläche. Dort angekommen winkten sie mir ein letztes Mal auffordernd zu und ich schüttelte ein letztes Mal verneinend den Kopf.

Erschöpft ließ ich mich gegen einen Stützpfeiler sinken. Die Bässe der lauten Musik drangen in meinen Körper ein und schienen das Kommando, über mein Herz zu übernehmen. Ein Band legte sich eng um meine Brust. Mit geschlossenen Augen konzentrierte ich mich auf meine Atmung und versuchte, die Musik aus meinem Kopf zu verdrängen. Ein Schluck meiner eiskalten Cola beruhigte mich wieder. Die Flüssigkeit rann meine Speiseröhre herunter, hinterließ für Sekunden ein kühles Gefühl und breitete sich in meinem Magen aus.

Meine Augen suchten den Raum auf der anderen Seite der Tanzfläche nach einem Sitzplatz ab, aber die Gäste drängten sich so dicht vor den Sitzgruppen, dass ich unmöglich etwas sehen konnte.

Zwei junge Männer, die mir irgendwoher bekannt vorkamen, hatten sich zu meinen Freundinnen gesellt und tanzten mit ihnen zu einem langsamen Song. Beide sahen recht passabel aus und weder Jenny noch Mel schienen sich daran zu stören, dass sie sie eng umschlungen über die Tanzfläche führten. Ich schmunzelte. Zurückhaltend waren sie anscheinend beide nicht.

An dem Pfeiler gegenüber von mir stand ein junger Mann. Er wäre mir gar nicht aufgefallen, weil er mit seiner dunklen Kleidung fast eins mit dem Stützpfeiler wurde, aber seine Augen reflektierten das Stroboskoplicht auf eine merkwürdige, wenn auch faszinierende Art. Sie schienen das Licht fast wie bei einer Katze zurückzuwerfen. Das Stroboskoplicht tauchte sein Gesicht in zuckendes Licht. Nur dieses Feuer in seinen Augen blieb beständig. Dann erstarrte das Licht, das Flackern vor meiner Augen erlosch. Mit zusammengekniffenen Lippen starrte er zu mir herüber.

Mein Herz machte einen kleinen Satz. Es war Adrian. Und wieder warf er mir diesen abweisenden, fast verzweifelten Blick zu, bevor er schnell das Gesicht abwandte.

Meine Hände umklammerten das Cola-Glas. Warum war er hier? Und wo war Sam? Offensichtlich war Adrian doch nicht so ein Stubenhocker, auch wenn er nicht gerade so wirkte, als hätte er Spaß. Vielleicht hatte Sam ihn überredet mitzugehen?

Der DJ unterbrach meine Gedanken mit einer Durchsage. Ich riss meine Augen von Adrian los und beobachtete, wie der Discjockey über die Tanzfläche schlenderte. Er blickte sich suchend um und legte den Kopf etwas schief, als seine Augen mich entdeckten. Er hatte doch nicht vor zu mir zu kommen? Auf keinen Fall würde ich zulassen, dass er mich in den Mittelpunkt rückte. Ein DJ, der über die Tanzfläche lief, mit dem Mikro in der Hand war immer eine potenzielle Gefahr.

Ich wollte dem DJ signalisieren, dass ich kein Interesse an einem Spielchen hatte, und blickte gelangweilt zur Theke. Der Discjockey blieb vor mir stehen. Er hielt mir das Mikrofon vor die Nase. Seine Glatze glänzte im Licht der Scheinwerfer, die von der Decke auf die Tanzfläche gerichtet waren. »Du heißt?«

Erschrocken starrte ich auf das Mikrofon in den tätowierten Händen des DJs, das er mir unter die Nase hielt. Ein Knoten bildete sich in meiner Kehle, als ich bemerkte, dass alle im Raum auf mich starrten. »Skyler.«

»Ich bin Thomas«, stellte er sich vor. »Skyler, was für ein wunderschöner Name. Du bist erst kürzlich wieder hergezogen, habe ich gehört?«

Ich nickte und warf meinen Freundinnen, die hinter dem DJ auftauchten, einen finsternen Blick zu. Dann schielte ich um Thomas herum zur anderen Seite der kleinen Tanzfläche, wo Adrian noch immer an dem Pfeiler lehnte. Er starrte mich mit versteinerter Maske an und wirkte dabei irgendwie

unzufrieden.

»Dann willkommen zurück im schönsten Bundesland von Deutschland«, sagte Thomas in das Mikrofon, Schweiß glitzerte auf seiner Stirn. Ein Tropfen löste sich und rollte ihm die Wange hinunter. Ich hätte ihm gerne gesagt, dass ich anderer Meinung war, aber hinsichtlich der Tatsache, dass ich von mehreren Hundert Bayern umgeben war, verkniff ich mir jeglichen Kommentar. »Also, es gibt da eine kleine Regel bei uns Leuten von Radio SWB. Eigentlich«, sagte der DJ zögernd, »hab ich die Regel gerade erst erfunden, aber egal. Also, die Regel besagt, ein besonderer Gast, muss mit einem Tanz die Feier offiziell eröffnen. Und jemand hat mir getwittert, du tanzt nicht so gerne? Wie wäre es, wenn du eine Ausnahme für uns machst?« Thomas folgte meinem Blick zur anderen Seite der Tanzfläche. Er grinste.

Ich riss die Augen auf, als ich verstand, was er meinte. »Nein!« Mit hämmerndem Herzen schaute ich mich um. Die Aufmerksamkeit von ungefähr zweihundert Menschen ruhte auf mir. Vor all diesen Menschen zu tanzen, das war eine Katastrophe! Mein Herz begann heftig, gegen meinen Brustkorb zu springen. Ich wollte sagen: »Aber, ich kann gar nicht tanzen.« Doch mein Mund war plötzlich total trocken, mein Hals wie zugeschnürt.

»Doch«, sagte der Discjockey, der einige Jahre älter war, als der Durchschnitt seines Publikums. »Und eigentlich hatte ich geplant, dass du die Runde mit mir tanzt, aber ich bin der Letzte, der einen jungen Liebesglück im Weg stehen will.« Thomas machte drei flinke Schritte zum anderen Pfeiler hinüber, streckte die Hand aus und zog Adrian zu mir rüber.

Der wirkte wie unter Schock, starrte mich mit geweiteten Augen an, als wollte er vor mir fliehen. Ich warf dem Discjockey einen flehenden Blick zu, doch dieser grinste nur breit. Ich wollte hier weg, war aber starr vor Angst.

»Hallo«, säuselte er in das Mikro. »Das ist Skyler. Und du bist?« Er hielt das Mikrofon Adrian an die Lippen, dessen dunkle Augen sich in meine bohrten. Er stand vor mir und warf mir böse Blicke zu. Mein Herz hämmerte jetzt so sehr, dass ich befürchtete jeden Moment, ohnmächtig zu werden.

»Adrian«, sagte er und Zorn schwang in seiner Stimme.

Meine Nerven flatterten vor Anspannung.

Der DJ packte uns bei den Händen und zerrte uns in die Mitte der Tanzfläche. Er nickte in Richtung seines Pults und die ersten Noten von Christina Aguileras Hurt ertönten. Aus den Augenwinkel sah ich, wie meine Freundinnen feixten.

Adrian stand vor mir und bewegte sich genausowenig wie ich. Und ich war mir bewusst, dass zweihundert Menschen darauf warteten, dass wir etwas taten – nämlich tanzen. In Adrians Gesicht rührte sich nichts. Er wirkte auf mich völlig gefühllos, so als würde ihn das alles nichts angehen. Ich fragte mich, wie er das schaffte?

Als Christina ihre Stimme erhob, legte er seinen Arm um meine Taille und zog mich näher an seinen Körper heran.

Adrian begann mich mit kleinen Schritten, über die Tanzfläche zu führen. Sein Gesicht so nahe an meinem, dass ich seinen Atem auf meiner Wange spüren konnte.

Jeder Muskel in meinem Körper war verkrampft. Angestrengt versuchte ich, die Fremden um mich herum auszublenden. Adrian hatte wohl einige Mühe das steife Brett, das ich war, über die Tanzfläche zu führen, denn er sagte mit kühlem Tonfall: »Entspann dich.«

Ich konnte nicht. Die Musik nahm ich nur noch durch das Rauschen in meinen Ohren wahr. Mit aller Kraft unterdrückte ich das Zittern, das durch meinen Körper rollen wollte. Mit jeder Faser nahm ich Adrians Körper an meinem wahr, seine Arme, die mich umschlungen hielten und nicht zuließen, dass ich vor dem hier floh.

Die Minuten verrannen wie Stunden und in jeder einzelnen machte mein Herz zweihundert Schläge. Schweiß lief mir in Bächen den Rücken herunter. Adrians in Stein gemeißeltes Gesicht machte es mir nicht leichter. Ich konnte deutlich fühlen; er wollte das hier genausowenig wie ich. Umso mehr musste ich anerkennen, dass er es tat.

Erst vor wenigen Tagen hatte ich hiervon geträumt: Ich in Adrians Armen. Von genau diesem Augenblick und jetzt war er gekommen und ich konnte nicht eine Sekunde davon genießen. Genau jetzt hielt er mich umschlungen. Zum ersten Mal konnte ich spüren, wie es sich anfühlte, wirklich von ihm gehalten zu werden. Doch die Situation verwirrte mich nur.

In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken, wirbelten in einem Chaos umher, nichts nach dem ich greifen konnte, um Halt zu finden.

Die letzten Takte des Liedes erklangen. Adrian löste sich von mir, bedankte sich mit einem verbissenen Gesichtsausdruck und verschwand in der Menschenmenge. Ich stand allein in der Mitte der Tanzfläche und starrte ihm verdutzt nach.

»Willkommen zu Hause!«, flötete Mel neben mir.

Ich warf ihr einen grimmigen Blick zu und stapfte murrend und mit hochrotem Kopf von der Tanzfläche. Die Musik erklang wieder und die Tänzer kehrten zurück. Jenny reichte mir ein frisches Glas Cola und ich stürzte die braune Flüssigkeit in einem Zug hinunter.

»War doch gar nicht so schlimm«, sagte Jenny und kicherte.

Ich beschloss, nicht mit meinen Freundinnen zu reden. Stattdessen ging ich zur Bar hinüber und bestellte noch ein Glas Cola, um mich abzukühlen.

Mel tauchte neben mir auf. »Nun hab dich nicht so. War doch nur ein Spaß.«

»Nicht so haben? Du weißt genau, dass ich nicht tanzen kann«, quiekte ich hysterisch.

»Nicht tanzen? Du hast das doch gut hinbekommen.«

»Klar, deswegen haben mich auch alle so angestarrt. Und Adrian dachte, ich hätte einen Stock

verschluckt.«

Mel lachte. »Die haben nicht deswegen gegafft. Die haben gegafft, weil du mit Adrian getanzt hast. Ich mein, schau ihn dir doch mal an! Wer hätte wohl nicht mit ihm tanzen wollen?«

»Ich brauch frische Luft«, sagte ich zornig. Ein Blick auf die Gäste zeigte mir, dass das Interesse an mir gestorben war. Die Tanzfläche war wieder gefüllt mit zuckenden Körpern. Hier und da knutschte ein Pärchen und andere versuchten über die Musik hinweg, zu kommunizieren.

»Die bräuchte ich auch nach einem Tanz in Adrians Armen.« Jenny grinste breit.

»Okay, aber du kommst doch wieder rein?«

»Ja.« Irgendwann vielleicht.

Ich lief zur Garderobe. Ich wollte nur noch raus hier. Mit gesenktem Kopf drängte ich mich durch die Massen und vermied es, irgendjemand direkt anzusehen. Es wäre mir nur noch peinlicher, wenn ich vielleicht jemand aus der Schule hier sehen würde.

Vor der Garderobe hatte sich eine Schlange gebildet. Ich stellte mich murrend hinten an und hoffte, dass es schnell gehen würde. Ging es nicht. Jeder männliche Gast wurde von dem Mädchen hinter dem Tresen in ein Gespräch verwickelt. Immer wieder kicherte sie künstlich, warf ihr langes goldenes Haar zurück oder berührte ihr Gegenüber wie zufällig am Arm oder an der Hand. Ich stöhnte innerlich.

Ich hätte auch auf meine Jacke verzichten können, aber mein Handy war in der Innentasche und ich wollte unbedingt kurz mit Tom telefonieren. Es war Wochenende und Tom sollte doch endlich mal erreichbar sein.

Ich drehte mich genervt nach hinten, um mir einen Überblick über die Schlange der Wartenden zu verschaffen, und blickte in Adrians tiefblaue Augen.

Er schien mich gar nicht zu bemerken. Es war, als würde er, durch mich hindurchsehen. Von ihm kam keine Reaktion. Nichts, was zeigte, dass er mich erkannte. Er starrte einfach weiter an mir vorbei auf das Mädchen hinter dem Tresen. Und dabei strahlte er so viel Kälte aus, dass mein Mager krampfte.

Nervös knibbelte ich auf meiner Unterlippe herum. Schauer liefen über meinen Rücken. Es fühlte sich an, wie wenn man nachts durch verlassene Straßen läuft und das Gefühl hat, beobachtet zu werden. Ich weiß, anzunehmen, dass Adrian mich auch nur eines Blickes würdigte, war absurd. Und trotzdem kribbelte mein Rücken als würden seine Augen sich hineinbohren. Wahrscheinlich lag es nur daran, dass jede Faser meines Körpers sich bewusst war, dass er hinter mir stand.

»Du willst doch nicht schon gehen?«, flüsterte mir jemand ins Ohr. Warmer Atem strich über meinen Nacken und jagte mir einen Schauer über den Rücken. Hastig wich ich einen Schritt zurück und prallte gegen den behelfsmäßigen Tresen, der gefährlich zu wackeln begann. Die Blondine warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, bevor sie sich wieder dem jungen Mann widmete, der ihr neuestes Opfer war.

Sam lächelte mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Du schuldest mir noch einen Tanz.«

»Schulde ich dir?«, fragte ich neckisch, denn ich war mir nur allzu bewusst, dass Adrian jedes Wort mitbekam. War ich wirklich so dumm, mir zu erhoffen, dass ein Flirt mit seinem Bruder irgendeine Reaktion in ihm hervorrufen würde?

Das tat es nämlich augenscheinlich nicht. Adrian musterte ungerührt weiter die Bedienung, die wahrscheinlich nie begreifen würde, weswegen man sie hinter den Tresen gestellt hatte.

»Ja. Du hast mit Adrian getanzt. Du musst zugeben, dann steht mir auch ein Tanz zu.« Sam hatte die

Hände in den Taschen seiner Jeans vergraben und legte den Kopf abwartend schief.

»Ich habe nicht freiwillig mit ihm getanzt«, sagte ich entrüstet. Auf keinen Fall würde Sam mich dazu bringen, noch einmal den Boden meiner Schande zu betreten.

»Gut, wenn man dich zwingen musste, mit ihm zu tanzen, besteht noch Hoffnung für mich.«

Ich schluckte und wandte mich ab, als ich die Hitze in mein Gesicht steigen spürte. Eigentlich war ich im Umgang mit dem anderen Geschlecht kein bisschen schüchtern. Wie auch, ich hatte die letzten Jahre in einem Haus voll mit Männern verbracht. Da war man nicht gerade zaghaft mit mir umgesprungen. Aber Sams direkte, offene Art – wie er gar nicht versuchte, zu verstecken, was er von mir wollte – verunsicherte mich. Mir verschlug es regelrecht die Sprache.

Adrian sah mich jetzt an, aber nicht so, wie ich gehofft hatte – eifersüchtig, interessiert -, sondern voll Zorn. Er wirkte, als wolle er seinem Bruder oder mir die Finger um den Hals legen. Als überlege er sich gerade, wie er am effektivsten einen Keil zwischen uns treiben konnte.

»Also, was ist nun mit meinem Tanz?« Sam wackelte mit den Augenbrauen und stieß mich mit der Schulter an.

Ein Ruck ging durch Adrians Körper, sein Arm schoss an mir vorbei, packte Sam am Krager seines Shirts und dann zerrte er ihn zur Tür heraus. Ich konnte ihnen nur verdutzt hinterherschauen.

»Deine Nummer!« Jemand stupste mich ungeduldig an. Ich warf dem Typen hinter mir einen wütenden Blick zu. Die ganze Zeit unterhält sich Blondchen mit jedem Mann in der Schlange und keiner stört sich daran, aber wehe eine durchschnittliche Schwarzhaarige ist für Sekunden abgelenkt ... Ich reichte der Bedienung den kleinen Chip, den ich vorhin bekommen hatte, als ich meine Jeansjacke abgegeben hatte.

Vor den Zelten war fast genauso viel los wie darin. Während ich darauf wartete, dass mein Handy hochfuhr und ich meine Pin eintippen konnte, lief ich langsam um die Zelte herum zur Rückseite, wo es hoffentlich ruhiger war.

Es war kühler geworden und ich sog tief die frische Nachtluft in meine Lungen. Sie fühlte sich so erfrischend an, dass ich fast geräuschvoll aufgeseufzt hätte. Doch zwei laut streitende Stimmen hielten mich im letzten Moment zurück. Stattdessen stellte ich die Atmung ein, drückte mich näher an die Zeltwand und schlich langsam bis fast ans Ende. Vorsichtig beugte ich mich etwas nach vorne und lunte um die Ecke.

Sam und Adrian standen allein am Rand des Waldes, der gleich an das Feld anschloss. Keine fünf Meter von mir entfernt. Es war definitiv ruhiger hier hinten. Aber diese Art von Ruhe hatte ich nicht gemeint.

»Ich meine es ernst.« Adrian starrte Sam wütend an. Seine Hände hatte er an die Seiten gedrückt und zu Fäusten geballt. Die beiden waren von einer flirrenden schwarzen Wolke aus Mücken und Nachtfaltern umgeben, die vom Licht der Scheinwerfer angezogen wurden, doch keiner von ihnen schien es auch nur zu bemerken.

»Ich auch.« Sam grinste wie immer verschmitzt. Ich fragte mich, ob dieser Kerl auch mal ernst sein konnte. Ihn schien nichts aus der Bahn werfen zu können. Nicht einmal das, was sein Bruder ihn gleich an den Kopf werfen würde.

»Du lässt die Finger von ihr! Die ist nichts für dich.«

»Warum? Weil du sie willst. Ich hatte nicht das Gefühl ...«

»Nein«, unterbrach Adrian ihn. Er ließ sich gegen einen Baumstamm sinken. Schnell zog ich den Kopf zurück. Seine Augen waren in meine Richtung gehuscht? Hatte er mich gesehen? Nein

unmöglich. Die Scheinwerfer mussten ihn so blenden, dass er mich nicht entdeckt haben konnte.

Gegen das Zelt gelehnt atmete ich langsam aus. Redete Adrian von mir? War ich in seinen Augen nicht die Richtige für Sam? Wenn er dachte, dass ich für Sam nicht gut genug war, dann war ich es wohl auch nicht für ihn. Warum? Was hatte ich getan, dass er so von mir dachte?

In meinem Magen bildete sich ein Kloß. Es fühlte sich an, als hätte mir jemand seine Faust langsam in die Magengrube gebohrt. Ich verdrängte dieses unangenehme Gefühl, das mich immer überkam, wenn jemand schlecht von mir dachte. Adrian hatte keinen Grund, so über mich zu denken. Aber ich hatte Grund genug, schlecht über ihn zu denken. Weil er mich verurteilte, ohne mir auch nur eine Chance gegeben zu haben. Enttäuschung breitete sich in mir aus, aber auch Wut. Ja, ich war wütend auf ihn.

»Nein«, hörte ich Sam mit einer Stimme sagen, die vor Sarkasmus troff. »Natürlich nicht. Das könntest du *ihr* nicht antun. Stimmt's. Selbst nach all der Zeit, wäre es für dich, als würdest du *sie* betrügen. Nur deswegen bist du jetzt hier. Du willst *ihr* näher sein.« Sam lachte höhnisch. Mein Herz rannte in meiner Brust. Was hatte das zu bedeuten? Und, wer war *sie*?

Langsam beugte ich mich wieder vor.

In Adrians Gesicht standen Schmerz und Verzweiflung. »Ich habe dich nicht gebeten, mir zu folgen. Eigentlich hatte ich sogar ziemlich deutlich gesagt, dass ich dich nie wieder sehen will«, sagte Adrian rau.

»Warum? Seit wann interessiert es dich, was ich tue?«

Adrian biss in seine Unterlippe und stieß sich vom Baum ab. »Es hat nichts mit ihr zu tun. Es wäre nur ganz nett, wenn du dich weniger auffällig benehmen würdest. Ich habe vor, einige Zeit hierzubleiben.« Selbst von meinem Horchposten aus, konnte ich die Lüge in seiner Stimme hören.

»Ja, bau ihr einen Schrein. Vielleicht kommst du dann über sie hinweg«, rief Sam Adrian nach, der sich zum Gehen abgewandt hatte.

Schnell hastete ich wieder auf die andere Seite des Festzeltes und lehnte mich gelangweilt an einen der Stahlträger. Dass er mich tatsächlich beim Lauschen erwischen würde, hatte mir noch gefehlt. Er schien mich ohnehin nicht zu mögen. Da musste ich ihm nicht zusätzlich noch auf die Nase binden, was für ein schrecklicher Mensch ich war. Ich hätte gehen müssen, als ich gehört hatte, dass die beiden sich stritten. Aber nein, ich war zu neugierig gewesen.

Und doch musste ich mir eingestehen, ich wollte unbedingt wissen, was das alles zu bedeuten hatte. Liehte Adrian ein anderes Mädchen so sehr, dass er sie nicht loslassen konnte? Wer war dieses Mädchen? Was war passiert? Hatten sie sich getrennt? Nein, Sam hatte gesagt, Adrian solle ihr einen Schrein errichten. Sicher hatte er das nicht ernst gemeint, aber es hieß, Adrians Liebe war tot, oder?

Ich empfand Mitleid mit Adrian, aber zugleich stahl sich auch Eifersucht in mein Herz. Dieses Mädchen war noch immer Teil seines Lebens. Wie lange war es schon her? War er deswegen so abweisend? Stieß er alle Mädchen von sich, weil er Angst hatte, er könnte *sie* verraten?

Mein Herz hämmerte noch immer aufgeregt in meiner Brust. Dieser Streit zwischen den Brüdern war so von Hass und Schmerz getrieben, ich fragte mich, was zwischen ihnen vorgefallen sein mochte? Tom und ich waren oft verschiedener Meinung gewesen, und oft hatten wir uns heftig gestritten, aber niemals hatten wir uns auf diese Weise gegenseitig angegriffen. Aber wir hatten auch nie wirklich etwas, das zwischen uns stand. Bei Adrian und Sam schien das anders. Ich war mir fast sicher, dieses Mädchen war das, was zwischen den Brüdern stand.

Mit gemischten Gefühlen zog ich mein Handy hervor und wählte Daves Nummer. Ich sollte mich

mehr um meine eigenen Probleme kümmern, als um die anderer. Mit geschlossenen Augen ließ ich mich gegen die Zeltwand fallen und hielt das Handy an mein Ohr. Es klingelte.

»Halt dich fern von ihm!« Adrian kam mit wutverzerrtem Gesicht um die Ecke. Seine Augen funkelten mich an. Ich schluckte heftig und nahm das Telefon herunter. Ich war mir nicht sicher, ob ich beschämt sein sollte, weil er mich wohl doch ertappt hatte oder wütend, weil er mich andauernd so behandelte, wie er mich behandelte? Ich legte auf und ließ das Telefon verschwinden.

Adrian stürmte an mir vorbei in Richtung der parkenden Autos, ohne mich weiter zu beachten.

»Warte!«, rief ich. Was bildete sich der Kerl eigentlich ein? Und warum ließ ich so mit mir umspringen? Mir zu sagen, was ich zu tun und zu lassen hatte? Das Blut rauschte mir in den Ohren. Das würde ich mir nicht länger gefallen lassen. Mit großen entschlossenen Schritten stapfte ich hinter Adrian her. Natürlich ignorierte er mich mal wieder.

»Halt!«, sagte ich lauter und zornig. Ich hatte keine Lust mehr darauf, von ihm so behandelt zu werden. Gut, mein Pferd hätte ihn fast umgebracht, aber war das ein Grund so mit mir umzuspringen? Und was er zu seinem Bruder gesagt hatte, dass ich nicht gut für Sam wäre. In mir stieg Hitze auf. Brannte in meiner Brust, knisterte unter meiner Haut, wie loderndes Feuer. Die Härchen auf meiner Armen stellten sich auf. Schauernd zögerte ich einen Moment. Ich hatte das Gefühl, etwas in mir kochte über. Ich strich kurz über meine Unterarme, vergaß mein Unbehagen aber sofort wieder, als ich sah, dass Adrian mit der Fernbedienung ein Auto entriegelte. Ich würde ihn nicht entkommen lassen. Er würde mir jetzt Rede und Antwort stehen.

Die Lampen eines BMW Cabrios flackerten auf. Er zog die Tür auf. Ich war noch einige Schritte entfernt und sah ihn in meiner Vorstellung schon wegfahren. Also ignorierte ich das Feuer in meinem Körper, streckte die Hand nach ihm aus, um ihn aufzuhalten und wünschte mir, die Autotür, würde ihm vor der Nase zuknallen, so wütend war ich.

Die Autotür knallte zu und Adrian stolperte Rückwärts und wäre mir fast gegen die Brust geprallt, wenn im letzten Augenblick nicht Sam nach seinem Oberarm gegriffen hätte und unseren Beinahezusammenstoß verhindert hätte. Keuchend blieb ich stehen. Was war passiert?

Sam starrte mich mit gerunzelter Stirn an, dann erschien ein merkwürdiges Lächeln auf seinem Gesicht. So als wäre ihm etwas eingefallen. Hatte er die Tür zugeschlagen? Aber er war nicht nahe genug. Vielleicht war Adrian dagegen gestolpert?

Adrians Augen huschten von Sam zu mir. Er schien verärgert. Dann schwannte er sich über die Tür in das Auto und fuhr. Er sah sich nicht einmal mehr nach uns um.

6. Kapitel

Samuel betrat den Hof des von Falkenberg mit gemischten Gefühlen. Er würde Adrian zum ersten Mal nach seiner Gefangennahme wiedersehen. Die Engel vertrauten ihm nicht mehr. Bisher waren nicht viele aus den Folterkammern der Gefallenen entkommen. Er musste versuchen, wenigstens Adrians Vertrauen zu erringen. Bei Adrian hatte er die besten Chancen, er war mehr als nur ein Bruder. Er war sein Freund. Wenn sein Freund ihm vertraute, dann würden es auch die anderen bald tun.

Samuel ging mit sicherem Schritt über den Hof. Er sah sich nicht um und zögerte auch nicht, als er Adrian im Tor des Pferdestalles stehen sah. Er musste seine Rolle als zukünftiger Mann der Tochter des Hofherren spielen, wenn er verhindern wollte, dass Adrian aufflog.

Er heftete seinen Blick auf den Alten von Falkenberg, der im Eingang des Haupthauses stand, seine Tochter an seiner Seite. Sie war ein hübsches Mädchen. Sie hatte sich herausgeputzt und steckte in einem hellblauen Kleid. Ihre Haare waren hochgesteckt. Ihr sollte er also den Hof machen. Eine arrangierte Ehe war für dieses Jahrhundert ungewöhnlich. Sowas kam heute nicht mehr oft vor. Aber den Verlobten zu mimen, war die einzige Möglichkeit gewesen, an Adrian heranzukommen, ohne dass der seinen Auftrag gefährdete. Stallburschen bekamen für gewöhnlich selten Besuch.

Aus dem Augenwinkel konnte Samuel Adrians ernsten Blick sehen. Seine Arme waren abweisend verschränkt. Samuel schluckte bitter. Er hätte nicht gedacht, dass sein Freund ihm wirklich misstrauen könnte.

Es war 11:30 Uhr am Vormittag, als ich die Küche am Mittleren Ring durch den Hintereingang betrat.

Auch in dieser Nacht hatte Adrian sich wieder in meine Träume geschlichen. Und wieder hatte alles in einer längst vergangenen Zeit gespielt. In einer Zeit, als die Marienhöhe noch in ihrer ganzen herrlichen Pracht existiert hatte. Ich verstand nicht, warum ich diese Träume hatte und warum sie mir so real vorkamen. So als wären sie eine längst verdrängte Erinnerung, die in der Dunkelheit zurückkehrte. Als ich dem Schlaf endlich entkommen konnte, war es schon fast zu spät gewesen, um noch pünktlich meine Schicht antreten zu können.

Mit dem Handrücken wischte ich mir die Schweißperlen von der Stirn. Es war heute wieder ziemlich heiß. Eigentlich das richtige Wetter, um sich im Freibad die Sonne auf den Rücken scheinen zu lassen. Stattdessen würde ich in der Hitze dieser Großküche noch mehr dahinschmelzen. Trotz der Temperaturen, hatte mir die Arbeit hier gestern aber Spaß gemacht. Erica, Liselotte und auch meine neue Chefin waren richtig großartig gewesen. Sie hatten mich aufgenommen, als würde ich schon lange hier hergehören. Erica hatte mir ihr halbes Leben erzählt. Ich glaube, sie hatte niemanden mit dem sie über den Tod ihres Mannes reden konnte.

Nur heute wollte ich nicht wirklich hier sein. Heute war einer dieser Tage, wo man hätte gar nicht erst aus dem Bett steigen sollen. Heute war wirklich alles schiefgegangen, was hätte schiefgehen können. Zuerst kam aus der Dusche nur kaltes Wasser. Dann hatte ich die Glaskanne der Kaffeemaschine fallen lassen und mir den heißen Kaffee über die neue Jeans gekippt. Und dann hatte ich auch noch den Bus verpasst und musste auf den Nächsten warten.

Leise vor mich hin fluchend hängte ich meine Handtasche an einen der dafür vorgesehenen Haken in dem kleinen Umkleideraum und zog mir eine Schürze über. Dann betrat ich die eigentliche Küche. Es roch nach verschiedenen Gerichten, aber kein Duft ließ sich wirklich herausfiltern, was gut war, denn das hieß, dass es heute weder Fisch noch Frittiertes gab. Das sind Gerüche, die sich überall an

Körper festhaften und meinen Mitfahrern im Bus auf der Fahrt nach Hause angewiderte Blicke entlocken. Gestern gab es Fisch, gebraten. Es hatte zwei Haarwäschen gebraucht, bis ich den Geruch heraus hatte.

Ich umrundete ein paar Kisten mit Lebensmittelspenden für die Küche, nickte Heidi, der Köchin im Vorübergehen kurz zu und betrat das kleine Büro, um mich anzumelden.

»Hallo Ines«, begrüßte ich die Frau, die so tief über ein paar Papiere gebeugt saß, dass sie fast schon mit der Nasenspitze auf die Zeilen tippte.

»Skyler! Ich dachte schon, du schaffst es heute nicht«, sagte sie und lächelte mich an. Ines konnte noch so gestresst sein, sie wirkte trotzdem freundlich. Vielleicht lag das aber auch an ihrer Frisur. Die verlieh ihr etwas Freches und Mädchenhaftes: glänzend schwarze Haare, etwa kinnlang, mit lustig abstehenden Fransen. Fast wie meine Haare. Erica war ganz begeistert wegen dieses Zufalls gewesen.

»Ich würde euch nie im Stich lassen. Ihr seid sowieso schon zu wenige.« Ich stutzte selber bei dieser Aussage. Meine Großmutter hatte mir von klein auf beigebracht, dass man seine Augen nicht vor dem Leid anderer verschließen durfte. Die Menschen, die hier herkamen, hatten schlimme Schicksalsschläge ertragen müssen. Manche hatten sich selbst in diese fast ausweglose Situation gebracht, andere waren unverschuldet auf uns angewiesen. Für viele, die hier her kamen, war diese eine Mahlzeit, die Einzige am Tag.

Hatte ich das wirklich so gemeint? Würde ich sie nicht im Stich lassen? Ich hatte nur noch wenige Arbeitsstunden vor mir. Und danach? Würde ich trotzdem hier bleiben, stellte ich mit ein wenig Stolz fest. Hatte Daves Hilfsbereitschaft so sehr auf mich abgefärbt? Ich hatte Dave immer für das bewundert, was er tat. Aber bisher hatte ich nie wirklich darüber nachgedacht, in seine Fußstapfen zu treten. Und doch erwog ich es jetzt, es hatte dazu nur erst die Arbeitsstunden gebraucht, die mich zwangen, das zu tun, was ich eigentlich hätte von Anfang an freiwillig tun sollen.

»Ich habe den Bus verpasst«, entschuldigte ich mich für meine Verspätung.

»Wäre gar nicht so schlimm gewesen, wenn du heute nicht gekommen wärst. Wir sind heute schon zu dritt in der Ausgabe. Unser einziger Mann im Hennenstall ist heute hier«, meinte Ines und konnte sich ein breites Grinsen wohl nicht verkneifen.

»Ein Mann?«, fragte ich erstaunt. »In einer Küche? Freiwillig?«

»Na ja, nicht gleich Mann. Ein bisschen jung ist er schon, zumindest für mich.« Ines war vielleicht Anfang dreißig, sah aber kaum älter aus, als fünfundzwanzig. »Er ist zwanzig, aber unglaublich heiß.«

Der Neuzugang entpuppte sich als Überraschung. Genau genommen, als gut aussehende ebenholzhaarfarbene Überraschung.

»Adrian? Was machst du denn hier?«, keuchte ich fassungslos auf.

Adrian wandte sich erstaunt um, als er mich im Türrahmen zur Essensausgabe stehen sah. »Ich schätze, das Gleiche, wie du.«

»Tut mir leid«, stammelte ich. »Ich bin nur überrascht, dich hier zu sehen.« Ich hatte nicht damit gerechnet, dass du überhaupt weißt, dass es Einrichtungen wie diese gibt, setzte ich in Gedanken fort.

»Weil Kerle wie ich, eigentlich nicht sehr wohl­tätig sind?«, fragte er in gewohnt trotziger Art. Mir wurde heiß. Nervös knabberte ich an meiner Unterlippe. Er hatte mich tatsächlich durchschaut.

»Ich komme aus der Hölle. Wenn man durchgemacht hat, was ich durchgemacht habe, dann versucht man wenigstens, anderen etwas von ihrem Leid zu nehmen.« Adrian runzelte missmutig die Stirn und musterte mich mit kaltem Blick. Warum war er nur immer so zu mir?

»Tut ... Tut mir leid. So war das nicht gemeint.« So war es sehr wohl gemeint.

Er wandte sich ab und reichte einer Mutter mit zwei Kindern einen der Kartons über den Tresen die wir mit Spenden aus verschiedenen Supermärkten füllten: Obst, Gemüse, Milchprodukte, auch mal was Süßes. Je nachdem, was man uns zur Verfügung stellte.

»Wartet!«, rief er den Kindern hinterher. Er reckte ihnen seine Hände entgegen, wand sie vor den Augen der Kleinen und rieb dann wie ein Zauberer die Handinnenflächen aneinander. Seine Hände begannen blau zu leuchten, und das Licht legte sich auf die erstaunten Gesichter der Kinder. Als Adrian seine Hände wieder öffnete, lag in jeder ein Überraschungsei. Die Kinder hüpfen freudig vom Tresen auf und ab.

Und ich war nicht weniger erstaunt. Ich war mir nicht sicher, was mich mehr verwunderte, dass Adrian zaubern konnte, oder dass er anders war, als ich erwartet hatte. Anders, als er zu mir war, wenn wir uns begegneten. Was hatte ich falsch gemacht, um von ihm mit so viel Geringschätzung überhäuft zu werden? Lag das wirklich an unserem Zusammenstoß oder hatte es mit Sam zu tun? Vielleicht wollte er nur seinen Bruder schützen?

Ich schob mich an Adrian vorbei und begrüßte Erica und Liselotte, die das Mittagessen auf Teller aufteilten, und machte mich daran, den Berg mit schmutzigem Geschirr abzuarbeiten.

Während ich die Spülmaschine ein ums andere Mal einräumte und wieder ausräumte, warf ich Adrian immer wieder verstohlene Blicke zu.

Er schien Spaß bei der Arbeit zu haben. Er lächelte und unterhielt sich sogar mit einigen Gästen. Den Menschen hier zuzuhören, war wichtig. Oft hatten sie niemanden, der sich mal Zeit für sie nahm. In unserer Gesellschaft waren viele der Leute, die hier herkamen, schlichtweg nicht vorhanden. Aber ein Problem zu ignorieren, ließ es dennoch nicht verschwinden. Nur warum war er zu allen so freundlich, nur zu mir nicht? Zu sehen, wie er all die fremden Menschen anlächelte, versetzte mir einen Stich ins Herz und mein Magen zog sich zusammen.

Erica schob ratternd den nächsten Wagen mit Geschirr herein. Die ältere Dame war Rentnerin. Früher hatte sie in der Kantine einer Brauerei gearbeitet.

Ich half ihr dabei, die Tablett vom Wagen in das riesige Spülbecken zu räumen. Gerade war Hochbetrieb und das Geschirr stapelte sich zu Türmen um mich herum.

»Du solltest den Jungen nicht so anstarren«, flüsterte Erica. »Er könnte sonst auf den Gedanken kommen, du magst ihn.«

»Oh nein, damit hat das nichts zu tun«, schnappte ich abwehrend. »Ich kenne ihn. Das ist alles.«

»Und warum wirst du dann rot?« Erica stupste mir mit dem Ellenbogen in die Rippen und grinste wissend.

»Das ist nicht wahr. Es ist warm hier drin«, keifte ich entrüstet.

Erica kicherte und ging sich schwer auf den Wagen stützend in den Speisesaal zurück. Sie litt an Rheuma und trotzdem kam sie jeden Tag. Dafür bewunderte ich sie.

Ich klappte den Geschirrspüler auf, heißer Dampf stieg mir ins Gesicht, und zog den Korb aus den Innern. Gerade hatte ich ein paar Teller übereinandergestapelt und wollte sie zum Schrank tragen, als Adrian sich mir in den Weg stellte. In den Händen hielt er einen riesigen Topf. Er zog die Stirn kraus, während ich verzweifelt versuchte, den Stapel Porzellan in meinen Händen, im Gleichgewicht zu halten. »Wohin damit?«

»Ähhh, da. Einfach auf den Boden vor der Spüle, bitte«, stammelte ich.

Er nickte.

Den Turm Geschirr auf einer Hand jonglierend, mühte ich mich damit ab, den Griff der Schranktür zu erreichen. Irgendjemand hatte bei der Planung der Küche hier nicht daran gedacht, dass Frauen in Allgemeinen nicht so groß sind. Mit den Fingerspitzen erreichte ich den Griff und zog. Leider kam mein Stapel auf der anderen Hand dadurch ins Wanken und landete schlussendlich laut scheppernd auf dem Boden. Ich hätte es besser wissen müssen, schließlich war heute einer dieser Tage.

»Verdammter Mist«, fluchte ich laut.

»Junge Dame!«, kam es von Erica ermahnend.

»Wer wird denn fluchen?«, wollte Adrian wissen.

Ich zuckte schuldbewusst zusammen und konnte spüren, wie mir das Blut in mein Gesicht schoss. Ich hockte mich so vor den Scherbenhaufen, dass Adrian meine Gesichtsfärbung nicht sehen konnte. Vielleicht hätte ich ihm sagen sollen, dass ich gerade versuchte, meine Scham vor ihm zu verbergen, denn er hockte sich zu mir und begann, die Überreste der Teller aufzusammeln.

»Etwas ungeschickt?«

Ich wischte mir mit dem Unterarm über die Stirn. »Ziemlich heiß hier drin, findest du nicht auch?«

»Ja, du glühst förmlich«, sagte Adrian und presste die Lippen fest aufeinander, wohl um nicht laut loslachen zu müssen. Wenigstens fand er mich lustig, wenn er mich schon nicht mochte. Vielleicht sollte ich noch mehr Unfälle provozieren, um ihn davon zu überzeugen, dass ich nicht der Teufel war.

Ich zuckte zusammen, als ich mich an einer Scherbe in den Finger stach. Wie in Trance beobachtete ich, wie ein kleiner Tropfen Blut aus der Kuppe meines Zeigefingers quoll. Gerade noch rechtzeitig schloss ich die Augen, denn ich konnte kein Blut sehen. Vielmehr konnte ich mein eigenes Blut nicht sehen, das anderer schon. Jetzt auch noch meinen Mageninhalt, auf dem Küchenboden zu verteilen, daran wollte ich gar nicht denken. Als ich meine Augen wieder öffnete, war der Tropfen verschwunden. Verwirrt sah ich mich um. Adrian hielt ein Stofftaschentuch in der Hand, auf dem jetzt ein roter Fleck prangte. Er reichte mir das Taschentuch und sammelte weiter Scherben vom Boden auf. Ich kniete neben ihm und hielt meinen Finger unter meine Nase, auf dessen Kuppe sich gerade eine glänzend dunkelrote Perle bildete. Schnell verdeckte ich die Kuppe mit dem Tuch und drückte fest zu, um die Blutung zu stoppen.

»Alles in Ordnung?«, wollte Adrian wissen und sah zu mir auf. Stand da ein Anflug von Besorgnis in seinem Gesicht? Ich erwiderte seinen Blick, versank fast in seinen dunklen Augen. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, da war etwas. Dann wich Adrian meinem Blick aus und was auch immer da zwischen uns aufgeblitzt war, es war verschwunden.

Zögernd schüttelte ich den Kopf, dann sammelte ich die restlichen Scherben zusammen, die rings um mich herum lagen.

»Soll ich dich dann mitnehmen? Ich bin mit dem Auto da.« Überrascht hielt ich inne. Hatte er das wirklich gerade gefragt? Sollte ich darauf eingehen? Es wäre eine Chance, uns doch näher zu kommen. Herauszufinden, was mich an Adrian so wahnsinnig machte, warum mein Herz anfang zu rasen, sobald ich ihn sah, warum mir Schweiß auf die Stirn trat, wenn er in meiner Nähe war. Andererseits wollte ich keine Minute zu lang in seiner Nähe sein, nicht so wie er sich mir gegenüber verhielt. Das verletzte mich zu sehr.

»Nein, schon gut. Ich nehme den Bus.«

»Kommt nicht infrage«, sagte Adrian ruhig. »Wir haben den gleichen Weg.«

Ich wollte protestieren, aber Adrians stechender Blick ließ mich schweigen.

Wir verließen gemeinsam die Küche. Direkt neben dem Vordereingang saß Horst. Ein alter Herr,

den ich gestern an genau diesem Platz kennenlernen durfte. Er war seit mehr als zehn Jahren obdachlos. Früher war er Uhrmacher. Er erzählte wohl gerne davon, dass er Kunden unter der Reichen und Schönen gehabt hatte, denn in der kurzen Zeit, die er gestern bei uns Mittag gegessen hatte, hatte er jedem, der sich in seine Nähe gewagt hatte, seine Lebensgeschichte aufgedrängt. Seine Frau war an Krebs gestorben. Horst begann zu trinken, das Jugendamt nahm ihm die Kinder, er verlor die Arbeit, und so bohrte sich die Schicksalsschraube immer tiefer und tiefer nach unten.

Horst begrüßte mich freundlich und klopfte neben sich auf die verschlissene Decke.

»Heute nicht, Horst.«

»Heute bist du in Begleitung«, murmelte Horst und nickte grinsend in Adrians Richtung.

»Nein!«, stieß ich hervor. »Er nimmt mich nur mit nach Hause. Wir haben den gleichen Weg.«

Irgendwie hatte ich das Gefühl, ich müsste die Situation klarstellen. Horst lächelte mir wissend zu.

»Ich bin Adrian. Und ich bin wirklich nur das Taxi.« Adrian hielt Horst die Hand hin. Auch er hatte wohl das Bedürfnis, die Sache klarzustellen.

»Sie ist ein Engel«, sagte Horst und ignorierte die Hand. Er hob einen Arm schützend über seine Augen und musterte Adrian. »Tu ihr nicht weh. Sie ist meine Freundin.«

Mir wurde die Situation unangenehm. Ich kramte einen Fünf-Euroschein und ein paar Münzen aus meiner Handtasche und reichte sie Horst. »Du solltest dir eine neue Decke besorgen. Nicht mehr lange, dann wird es wieder kühler.«

Horst verbeugte sich überschwänglich. »Danke, Danke«, murmelte er mit rauer Stimme. Aus der Tasche seines zerschissenen Mantels zog er ein Blatt Papier. »Dieses Mal ist es ein Gedicht.«

Es schien eine Art Übereinkunft zwischen uns zu werden. Ich gab Horst Geld und er gab mir dafür ein Gedicht, oder gestern war es eine Bleistiftskizze eines spielenden Kindes. So war es für ihn, als würde ich ihn für seine Arbeit bezahlen und Horst fühlte sich wahrscheinlich weniger schlecht, wenn er mein Geld nahm. Horst konnte wirklich gut zeichnen, also war es ein fairer Handel.

Adrians BMW Cabrio stand glänzend schwarz in der Sonne auf einem Parkplatz und ich war froh, dass er das Verdeck die ganze Zeit über offen gelassen hatte. So musste ich mich jetzt nicht in einen Backofen setzen, nachdem ich gerade erst die Sauna hinter mich gelassen hatte.

»Ein hübscher Wagen. Und sicher teuer«, sagte ich etwas schnippischer, als ich eigentlich vorhatte.

»Er gehört Sam.«

Wir stiegen ein. Die weißen Ledersitze waren warm und dufteten würzig. Ich zog die Stirn kraus, als ich die teure Musikanlage entdeckte.

»Antiquitäten bringen viel Geld ein.« Adrian lächelte, aber es wirkte irgendwie bitter.

Wir kamen zügig durch München hindurch. Heute, an einem Sonntag, hielt sich der Verkehr in der bayrischen Landeshauptstadt in Grenzen. Eine Weile schwiegen wir. Im Radio lief irgendein Lied von Roxette. Ich bekam es nur beiläufig mit, weil ich darüber nachgrübelte, was eigentlich einen jungen Mann wie Adrian dazu brachte, in einer Küche für Bedürftige auszuhelfen.

Ich musste Adrian angestarrt haben, denn er sah fragend zu mir rüber. »Ich hoffe, du hast etwas entdeckt, was dir gefällt.«

Ich schluckte heftig. »Tut mir leid. Ich war in Gedanken.«

»Und? Waren deine Gedanken bei mir?«

Was hatte denn das jetzt wieder zu bedeuten? Warum sagte er plötzlich so was zu mir? Hitze stieg so heftig in mein Gesicht, dass ich das Gefühl hatte, jemand hätte mir einen Feuerwerfer ins Gesicht geschossen.

gehalten. Mir fiel keine Antwort ein, die nicht noch peinlicher gewesen wäre, daher wandte ich mich ab und starrte angestrengt zum Seitenfenster hinaus. Grüne Felder zogen an uns vorbei. Ich seufzte erleichtert. Nur noch wenige Minuten bis nach Hause.

»Du hilfst also in einer Armenküche aus? War das deine Idee?«, wollte Adrian wissen, wahrscheinlich nur, um irgendetwas zu sagen.

»Nein, nicht wirklich. Ich muss Arbeitsstunden ableisten. Ich war ein böses Mädchen«, sagte ich und gab mir Mühe, es lustig klingen zu lassen.

»Was hast du angestellt?«

»Einiges«, sagte ich knapp.

»Dann hast du also keine noble Ader in dir?«

»Hmm, ich weiß nicht. Wenn du meinst, ob ich Mitleid mit diesen Mensch habe, dann wohl schon. Wenn du es genau wissen willst, es macht mir Spaß, hier zu arbeiten«, sagte ich trotzig. Hielt er mich für oberflächlich? »Du bist mir bisher auch nicht wie ein Menschenfreund vorgekommen.«

»Vielleicht bin ich das auch nicht.« Adrian sah zu mir herüber, aber ich konnte aus seinem Gesicht keine Gefühle ablesen, was mich ein wenig ärgerte.

»Warum tust du das dann?«

Er zuckte mit den Schultern. »Irgendwas muss man ja tun.«

»Du machst das also aus Langeweile? Andere suchen sich ein Hobby.«

»Vielleicht ist das mein Hobby?«

»Schönes Hobby«, entgegnete ich trocken.

»Danke. Hast du ein Hobby?«

Ich schwieg und sah zum Fenster heraus. Wahrscheinlich würde er es dumm finden. Aber warum sollte mich das interessieren, schließlich war ich ihm eigentlich egal. Er betrieb nichts weiter als höfliche Konversation. »Ich entwerfe und zeichne Tattoos.«

»Nur so oder finden die irgendwann auch den Weg auf einen Körper?«

»Ein Freund von mir hat ein Studio. Er mag meine Arbeit.«

»Schönes Hobby.«

»Danke.«

»Hör zu, ich wollte dich nicht verletzen, als ich dir geraten habe, dich von Samuel fernzuhalten. Ich habe es nur gut gemeint.« Adrian starrte stur geradeaus.

»Mag sein, aber zufällig sind Sam und ich gute Freunde. Ich denke, wir kommen schon klar. Du musst dir also keine Sorgen um ihn machen«, sagte ich und versuchte, so ungerührt wie möglich zu klingen.

»Ich mache mir keine Sorgen um ihn.«

»Dann danke für deine Fürsorge, aber ich sehe keinen Grund dazu, zumal du mich offensichtlich nicht besonders magst.«

Er warf mir einen kurzen Seitenblick zu. »Wie kommst du darauf?«

»Du machst kein Geheimnis daraus«, antwortete ich knapp und hatte zu tun, dass die Wahrheit meiner Worte mich nicht verletzte. Ich saß hier neben ihm, ganz nahe, und die Kälte, die von ihm ausging, ließ mich erzittern. Weder lächelte er mich an, sah mich wirklich an, noch gab er mir über seine Stimme oder seine Worte zu verstehen, dass ich ihm nicht vollkommen egal war. Und diese Kälte stach in mein Herz und verursachte Schmerzen in mir, die für mich neu waren. Noch nie hatte ich so empfunden. Ich hatte schon oft aus verschiedenen Gründen gelitten, aber dies hier war anders.

Adrian rief eine ungekannte Sehnsucht in mir hervor, eine Sehnsucht, die er nie stillen würde. Und das Wissen darum, machte mir Angst. Ich unterdrückte den Schmerz in meinem Inneren. Er sollte nicht sehen, dass er mich nicht nur damit verletzte, dass er Sam von mir fernhalten wollte.

»Das hat andere Gründe«, sagte er und hielt das Auto vor unserer Auffahrt. Ich stieg aus, ohne mich von ihm zu verabschieden. Auch er sagte nichts mehr.

7. Kapitel

Wie schön sie ist, dachte Adrian. Er lehnte am Stamm einer alten Eiche und beobachtete Anna, die am Ufer des Sees stand, der ihnen in den letzten Wochen immer wieder Zuflucht gestattet hatte. Auf seiner Wasseroberfläche spiegelte sich das Licht der untergehenden Sonne. Die Luft war eisig viel zu kalt für ein spätabendliches Picknick. Nicht mehr lange, und eine weiße Schneedecke würde diesen Ort hier verzaubern.

Anna drehte sich um ihre eigene Achse, die Arme dem Himmel entgegenstreckt und lachte mit ihrer glockenhellen Stimme. Ihr Kleid schwang um sie herum und die im Stoff eingearbeiteten Silberfäden glitzerten wie tausend Diamanten.

Oder wie der Sternenhimmel in einer klaren Sommernacht, dachte Adrian. Und bald würde dieses unschuldige, lebensfrohe Mädchen verheiratet werden. Und er konnte nichts dagegen tun, denn sie war nie für ihn bestimmt gewesen. *Er* war nie für die Liebe bestimmt gewesen. Nicht für diese Art von Liebe. Nur noch wenige Tage und Adrian würde zurückkehren müssen. Er würde seine Gefühle für Anna nicht mehr lange vor seinen Brüdern verbergen können. Ein anderer Krieger musste seinen Platz hier einnehmen. Er hatte gehofft, dass sie keine der Auserwählten wäre, dass es nicht nötig wäre, dass sie geschützt werden musste. Doch heute Morgen war sie zu ihm gekommen, völlig aufgelöst und von dem Gedanken erschüttert, sie könnte verflucht sein. Er hatte lange auf sie einreden müssen, damit sie ihn genug vertraute und ihm erzählte, was sie so schockiert hatte, dass ihre Augen von den Tränen, die sie geweint hatte, ganz gerötet waren.

»Ich war wütend auf Vater gewesen, weil er mich auf mein Zimmer geschickt und mich nicht zu Katie gelassen hatte.« Sie hatte ihn angesehen und er hatte gewusst, dass sie zwar Katie gesagt, aber ihn gemeint hatte. »Maria hat mir eine Tasse Tee gebracht, doch ich wollte sie nicht, ich habe sie wütend angesehen und da ist sie weggefliegen und entzwei gebrochen. Glaubst du, ich bin der Teufel, Adrian?«

»Nein, bist du nicht. Du bist etwas Besonderes«, hatte er ihr erklärt, aber sie hatte ihm nicht glauben wollen.

Mit den Gedanken an seine Rückkehr, kamen auch die Erinnerungen an seine Schuld zurück. Eine Schuld, die schwer auf ihm lastete. Eine Schuld, die er nie wieder gutmachen konnte. Wenn er dieses Mal heimkehren würde, würde man ihm einen neuen Partner zur Seite stellen. Einen neuen Bruder, den er bei nächstbesten Gelegenheit im Stich lassen konnte. Die Bilder, wie Samuel gefangen genommen wurde und in die Finsternis gezogen wurde, schlugen über ihm zusammen. Adrian stöhnte.

Viele Jahrhunderte lang waren sie untrennbar gewesen, hatten füreinander eingestanden und dann hatte er, Adrian, einfach zugesehen, wie sie ihn verschleppten. Samuel war zurückgekehrt, doch konnte man ihm noch vertrauen? Noch niemals war ein Krieger des Lichts aus der Dunkelheit zurückgekehrt. Noch niemals hatte ein Krieger sich aus der Gefangenschaft befreien können. Hatte Samuel seine Freiheit erkauft? Wenn er für die andere Seite arbeitete, war Anna in noch größerer Gefahr, als Adrian gedacht hatte. Aber würde Samuel das wirklich tun? Sie alle verraten?

Anna lief über den kleinen Bootsanlegesteg und setzte sich auf die Picknickdecke neben ihre Amme. Die alte Dame mit dem unverwechselbaren bulgarischen Akzent und der guten Seele, die Tag für Tag gemeinsam mit Anna Bedürftige mit Essen versorgte. Schon einige Zeit deckte sie ihre heimlichen Treffen, so sehr liebte sie Anna, dass sie ihr die Momente vollkommenen Glücks nicht verwehren konnte. Dabei war Vollkommenheit etwas anderes. Je mehr Zeit Anna und Adrian zusammen verbrachten, desto schlimmer würde die Trennung werden. Sie war jetzt schon kaum

bereit, mit ihrem Vater ihre Hochzeit zu planen.

Immer öfter stritten sie sich deswegen. Doch ihr Vater war besessen von der Heirat. Er hatte Angst, er könnte sterben und Anna würde ohne Schutz zurückbleiben. Dabei müsste er sich um seinen Tod nicht so viele Gedanken machen, wenn er endlich sein Laster ablegen und weniger trinken würde.

Wenige Augenblicke gab Adrian sich der Hoffnung hin, dass er doch bleiben konnte. Und wer könnte sie besser beschützen als er? Nur war das, was er für sie empfand verboten. Er durfte so nicht fühlen. Nein, er musste gehen. Er würde sie sonst beide in Gefahr bringen.

Adrian löste sich aus den Schatten der Eiche und schritt langsam auf die Frau zu, die sein Herz schneller schlagen ließ. Auf seinem Gesicht ein Lächeln, das nicht zu der Verzweiflung in seinem Inneren passte.

Das Knattern eines Motorrads ließ mich hochschrecken. Ich hatte mich am Nachmittag mit einer Decke und einem Buch auf Katies Weide ausgestreckt und war eingeschlafen. Erschrocken blickte ich mich nach dem Störenfried um. Katie graste friedlich neben mir, warf mir einen kurzen Seitenblick zu und zupfte dann weiter Gras aus der sowieso schon spärlich gewordenen Wiese.

Das Motorrad hatte neben der Weide gehalten. Eine Harley, wie ich jetzt erkannte. Jemand in einer engen Lederhose und einem weißen Baumwollshirt stieg von der Maschine und kamherüber zu mir. Da ich niemanden mit einem Motorrad kannte, nahm ich an, dass er nach dem Weg fragen wollte. Ich richtete mich weiter auf, in Erwartung der Frage, die mir der Fahrer würde stellen wollen. Es passierte nicht selten, dass sich Touristen nach Linden verirrten.

Der Motorradfahrer blieb neben mir stehen und nahm seinen Helm ab. Es war Sam, der mir ein strahlendes Lächeln schenkte. Er setzte sich einfach neben mich auf die Decke und streckte seine Beine aus, sodass sie fast meine berührten. Ich rückte ein Stück von ihm ab und hoffte, er würde denken ich tat das, um ihm mehr Platz zu machen. Aber mir war einfach diese Nähe unangenehm. Nicht, weil ich Sam nicht mochte oder nicht attraktiv fand, ich hatte nur einfach das Gefühl, dass es nicht richtig war, ihn zu nahe an mich heranzulassen.

Katie machte sich schnaubend auf die andere Seite davon. Feigling, schickte ich ihr in Gedanken hinterher.

»Ich war unterwegs zum Starnberger See. Habe gehört, dort soll es schön sein«, sagte Sam und seine dunklen Augen funkelten mich an. Er riss einen Grashalm ab und steckte ihn sich zwischen die Lippen, was ziemlich sexy wirkte.

Noch während ich darüber nachdachte, ob er darauf wartete, dass ich etwas antworten würde, fuhr er schon fort.

»Ich habe deinen Opa heute kennengelernt. Ein netter alter Herr. Er plaudert gerne.« Sam kaut weiter auf seinem Halm und grinste mich herausfordernd an.

Ich schluckte. »Was sagt er denn?«

»Dass deine Eltern ohne dich verreisen wollen.« Er legte den Kopf schief und seine Augen bohrten sich mit einer solchen Intensität in meine, dass ich meinen Blick gerne abgewandt hätte. Stattdessen widerstand ich und erwiderte seinen Blick genauso bohrend. Sam hob eine Hand und strich mir mit den Fingern der Länge nach über den Arm.

Hastig entzog ich mich ihm. Er hatte wohl beschlossen, Adrians Anweisung zu ignorieren. Ich war auch noch wütend und hatte noch nicht entschieden, wie ich auf Adrians Forderung reagieren sollte. Diese harsche Art hatte mich gekränkt. Und doch, ein Teil von mir flüsterte mir zu, Adrians Warnung

nicht einfach in den Wind zu schlagen.

Sams Interesse an mir schmeichelte mir, aber ich war nicht sicher, ob er es ernst meinte. Vielleicht war ich einfach nur das Mädchen der Stunde. Ein Junge, der mit solcher Selbstverständlichkeit auf ein Mädchen zuing und noch dazu so gut aussah ... Vielleicht hatte Adrian recht. Vielleicht hieß, er wolle keinen Ärger, genau das?

Sam sah Klasse aus und ich konnte nicht leugnen, dass es da so was, wie eine Anziehung gab. Da war etwas, aber es war anders, als das, was ich für Adrian vom ersten Augenblick empfunden hatte, da ich ihn gesehen hatte. Etwas zog mich auch zu Sam hin, ein Gefühl, das stärker war als bloße Zuneigung. Seine Nähe fühlte sich warm und vertraut an, fast als wären wir schon lange Zeit Freunde. Während meine Gefühle für Adrian tiefer aus mir herauskamen, ohne dass ich mir erklären konnte, woher sie kamen? Oder warum ich sie hatte, denn Adrian hatte bisher nichts getan, was diese Gefühle für ihn begründen konnte. Ganz im Gegenteil, ich kannte ihn ja nicht einmal. Er machte kein Geheimnis aus seiner Abneigung.

»Ich dachte, da du ja Zeit zu haben scheinst, vielleicht möchtest du mitkommen?«

Ich warf erst der Harley am Straßenrand, dann Sam einen zweifelnden Blick zu.

Sam lachte laut auf und warf den Kopf in den Nacken. »Du hast doch nicht etwa Angst. Ein Motorrad ist bei Weitem umgänglicher als ein Pferd. So eine Maschine hat nämlich nicht ihrer eigenen Kopf.«

Ich starrte ihn entrüstet an. Spielte er auf meinen Reitunfall mit Adrian an? »Warum sollte ich Angst haben?«

»Ich habe einen Ersatzhelm und ich akzeptiere kein Nein. Wir machen uns einen schönen Nachmittag am See und essen etwas zusammen. Nimm die Decke mit. Die werden wir vielleicht brauchen.« Sam zwinkerte mir unverhohlen zu und mir klappte der Mund auf bei so viel Selbstsicherheit. »Los jetzt! Keine Wiederrede. Rauf mit deinem süßen Hintern auf die Maschine.«

»Heh«, sagte ich nur, aber Sam zog mich einfach von der Weide hin zu der Harley, deren glänzendes Chrom in der Sonne blitzte. Er reichte mir einen Schutzhelm und steckte mich in seine Motorradjacke, die gut drei Nummern zu groß war, aber herrlich nach Leder und Aftershave duftete.

Mit meinen Händen suchte ich hinter mir Halt an einer Chromstange, um meine Arme nicht um Sams Körper legen zu müssen. Eine Entscheidung, die ich sogleich bereuen würde. Sam startete die Maschine und fuhr mit einem Ruck an, der mich fast vom Sitz geschleudert hätte. Schneller, als ich darüber nachdenken konnte, umfasste ich Sams Körper, dessen Stimme aus dem Helm ertönte: »Geh doch.«

»Wir können uns unterhalten?«, fragte ich erstaunt.

»Ja, die Technik hat in den letzten Jahren hervorragende Fortschritte gemacht. Weshalb man sich heute auf mehr als einer Pferdestärke fortbewegen kann.« Sam kicherte leise.

Ich ignorierte die Anspielung auf Katie und stieß stattdessen ein unsicheres »Oh« heraus, weil ich nicht wusste, ob Sam sich gerade nur über mich lustig machte, oder ob er mich noch dazu für dumm hielt. »Du weißt, ich habe keine Badesachen mit?«

»Mach dir keine Sorgen deswegen. Das, was du an hast, sieht heiß an dir aus.«

Ich schluckte und war dankbar, dass Sam nicht sehen konnte, wie mein Gesicht zu glühen begann. Heiß, wer hätte das gedacht?

»Deine Eltern verreisen also?«

Ich wusste nicht, ob Sam das nur fragte, weil er Konversation betreiben wollte, oder weil er

Hintergedanken hatte, aber in seiner Stimme lag ein merkwürdiger Unterton.

»Ja, aber meine Großeltern haben ein Auge auf mich.«

»Das glaube ich gern. Dein Großvater schien es fast sofort bereut zu haben, dass er es mir verrater hat. Aber ich habe ihm versichert, ich wäre vertrauenswürdig.«

»So, bist du das?«

»Vertraust du mir nicht?«

»Kenne ich dich dafür gut genug?«

»Meine Augen sind doch vertrauenswürdig. Und meine Absichten vollkommen ehrlich.« Sam lachte in das Mikrofon.

»Das glaube ich dir gerne«, sagte ich und gab mir Mühe meiner Stimme den passenden ironischer Unterton zu verleihen.

Nach wenigen Minuten hatten wir schon die A95 erreicht und Sam beschleunigte das Tempo. Ich klammerte mich noch fester an ihn und lehnte meinen Kopf an seinen Rücken. Die Bäume und Felder flogen an uns vorbei. Jedes Mal, wenn Sam ein Auto überholte, schloss ich die Augen. Und wenn er einen LKW überholte, betete ich zu Gott, dass wir heil daran vorbeikommen würden, und dankte den Herren, dass die Fahrt bis zum See nur wenige Minuten dauern würde. Denn ganz im Gegenteil zu dem, was ich Sam vorhin hatte weißmachen wollen, hatte ich panische Angst vor Motorrädern. Alles, was nur zwei Räder besaß, hatte keinen festen Stand und konnte schon durch einen heftigen Windstoß umkippen. Höllenmaschinen wäre für diese Geräte die bessere Bezeichnung gewesen. Aber das hätte ich unmöglich vor Sam zugeben können. Schließlich sollte er glauben, dass ich taff wäre und kein wimmerndes kleines Mädchen, das besser bei Jungen in ihrem Alter aufgehoben wäre.

Sam hielt in Berg am Badeplatz, der schon reichlich überfüllt war. Er bat mich, an der Harley zu warten, dann steuerte er einen Kiosk an, vor dem sich eine Menschengruppe gebildet hatte.

Es war kurz nach drei und die Sonne knallte unbarmherzig vom Himmel herunter. Ich schälte mich aus der warmen Lederjacke und ließ meinen Blick über den Starnberger See wandern. Ein paar Boote fuhren nahe am Ufer vorbei, einige Kinder spielten mit einem Wasserball, der fast größer als sie selbst war.

Gerade noch rechtzeitig bemerkte ich den Fußball, der auf mich zugeflogen kam. Ich riss meine Hände hoch und fing ihn auf, andererseits hätte er mich im Gesicht getroffen. Ich sah mich nach dem Kind um, das diesen Ball vielleicht vermissen könnte.

Statt eines Kindes kam mir jemand entgegen, den ich hier nicht erwartet hätte. Er streckte mir breit grinsend beide Hände entgegen und nahm mir den Lederball ab. Sein schwarzes Haar glänzte feucht und seine braunen Augen musterten mich auf eine fast überhebliche Art und Weise.

»Heißes Gerät«, sagte der Typ grinsend, klemmte sich den Ball unter den Arm und strich sich über den Oberarm. Ich war mir nicht sicher, ob er mit Gerät das Motorrad oder mich gemeint hatte.

»Ja, hör ich in den letzten Tagen öfter«, gab ich schnippisch zur Antwort.

Er war einer der jungen Männer, die gestern mit den Zwillingen getanzt hatten. Er musterte mich noch einmal ausgiebig mit zusammengekniffenen Augen. Dann sog er tief die Luft ein und seine Nasenflügel bebten dabei, als wolle er meinen Geruch untersuchen. Ich schüttelte mich innerlich.

Mit einem komischen Gefühl wich ich zurück, bis ich an die Harley in meinem Rücken stieß. Der Typ grinste breit und ließ mich einfach stehen, warf den Ball einem Mädchen im Kindergartenalter zu und lief direkt ins Wasser weiter.

»Was war denn mit dem los?«, murmelte ich leise und sah mich nach Sam um, der lächelnd

zurückkam. Als ich ihn näher kommen sah, durchströmte mich Erleichterung und es fühlte sich an, als würde sich eine Stahlkette um meine Brust herum lösen. Der Typ hatte mich ganz schön nervös gemacht. Irgendwas war komisch an dem.

Sam trug eine Papiertüte in den Armen und starrte dem Kerl auf eine Art hinterher, die mir eine Gänsehaut über den Rücken jagte. »Ich denke, wir suchen uns ein romantisches Plätzchen.« Er schloss die Harley ab, verstaute unsere Helme in zwei ledernen Taschen hinten am Motorrad und dann liefen wir am Ufer entlang, bis wir zu einer kleinen Stelle kamen, die noch niemand für sich beansprucht hatte. Er breitete die Decke auf dem steinigen Untergrund aus und stellte die Papiertüte darauf ab. Dann zog er sich sein T-Shirt über den Kopf und warf es mir zu. »Falls du Lust auf Bader hast. Das wird schnell wieder trocken.«

Ich fing das Shirt auf und grinste. »Und dieses Angebot ist natürlich vollkommen uneigennützig. Es hat nichts damit zu tun, dass weiße Shirts die Angewohnheit haben, durchsichtig zu werden, wenn sie nass sind?«

Sam zwinkerte mir zu, was so aufreizend wirkte, dass ich scharf die Luft einsog. »Nein, natürlich nicht.«

»Ich denke, ich schlage das Angebot aus, aber danke.« Ich warf das Shirt zurück und er fing es mit einer Hand auf. Sam hatte eine breite, muskulöse Brust und einen flachen Bauch. Er stemmt bestimmte Gewichte, dachte ich mit ein wenig schlechtem Gewissen, schließlich war ich ein absoluter Sportmuffel. Als er sich von mir wendete, um das Shirt sauberlich zusammengelegt auf den Boden zu legen, entdeckte ich auf seinem Rücken zwei lange Narben, die senkrecht zwischen seinen Schulterblättern verliefen. Sie sahen aus wie Verbrennungen. Ich schluckte und wandte schnell den Blick ab.

»Schade«, seufzte er theatralisch.

Wir setzten uns auf die Decke und er schob die Papiertüte zwischen uns, aus der ein köstlicher Duft nach Frittiertem drang. Er beförderte eine Plastikschaale mit Salat zutage und reichte sie mir. »Hier, ich kann aber nicht versprechen, dass das Grünzeug noch frisch ist. Schließlich stammt das aus einer Imbissbude.«

Ich rümpfte die Nase und griff widerwillig nach der Schale. »Hast du auch was Nahrhafteres?«

Sam grinste. »Und ich dachte, alle Mädchen stehen auf Hasenfutter.«

»Ich nicht«, gestand ich. Ich war vielleicht eine Tierliebhaberin, aber soweit, dem Fleisch vollends zu entsagen, reichte meine Liebe dann doch nicht. Und dabei hatte ich es ernsthaft versucht. Aber schon nach einer Woche fleischloser Ernährung, hatte ich es aufgegeben und mich begierig, aber mit schlechtem Gewissen, auf den nächstbesten Hamburger gestürzt.

Sam reichte mir eine Portion Pommes mit Currywurst und ich griff dankbar nach dem Pappteller. »Also erzähl mal, wohin verreisen sie denn?«

»Eigentlich ist es kein Verreisen. Sie haben nur noch einige Sachen in Wiesbaden zu erledigen. Es wird nur ein paar Tage dauern. Ende der Woche sind sie wieder da.«

»Und du wolltest nicht mit? Vielleicht deinen Freund noch mal sehen?«

Wollte er mich aushorchen? Wissen, ob es da jemand gab? Vielleicht wäre es richtig ihm jetzt zu sagen, dass es da tatsächlich jemand gab. Nämlich seinen Bruder. Ich kaute auf meinem Piercing herum. Aber Adrian machte nur zu deutlich, dass ich keine Chance bei ihm hatte. Ich tunkte eine Pomme tief in meinen Ketchup und tropfte einen fetten roten Klecks auf mein Shirt.

Sam grinste und wischte mit einer Serviette an meinem Shirt herum. Seine Wischerei verteilte der

Ketchup auf einer noch größeren Fläche, was ich aber kaum wahrnahm, da er mir mit seinem Gesicht so nahe gekommen war, dass ich ängstlich den Atem anhielt. »Also? Gibt es da jemand?«, flüsterte er.

»Nein«, antwortete ich entschieden.

Eins dieser kleinen Schiffe, die die Touristen über den Starnberger See chauffierten, fuhr an uns vorbei und die Passagiere winkten uns johlend zu. Ich hob die Hand und winkte zurück. Versunken beobachtete ich die Bugwellen, die auf das Ufer zutrieben und die vorher so ruhige Wasseroberfläche aufwühlten. Ein Taucher durchbrach die Wasseroberfläche und winkte mir. Ich brauchte einen Moment, um zu erkennen, dass das der Typ von vorhin war. Vor Schreck blieb mir ein Stück Pommes im Rachen stecken und ich musste husten.

Sam klopfte mir mit der einen Hand zwischen die Schulterblätter, mit der anderen umklammerte er meinen Oberarm. »Alles in Ordnung?«, wollte er wissen, als ich mich wieder gefangen hatte. Meir Blick glitt über den See, der ruhig vor uns lag. »Ja.« Noch einmal suchte ich die spiegelglatte Wasseroberfläche ab. Nichts.

»Hier, trink etwas«, sagte Sam und reichte mir eine Flasche Cola. Ich nahm einen Schluck und genoss das kühle Gefühl, dass sich meine Kehle hinunter arbeitete und den süßen Geschmack auf meiner Zunge.

Am Horizont zogen graue, schwere Wolken auf und schoben sich vor die Sonne. Ein heftiger Wind kam auf und zerrte an den Blättern der Bäume hinter uns. Verwundert schaute ich zum Himmel und fragte mich, wo diese störenden Wolken so plötzlich hergekommen waren. Noch vor wenigen Augenblicken war über uns nichts weiter als strahlendes Blau gewesen.

Sam sammelte mit gerunzelter Stirn die Überreste unseres Picknicks auf. »Wir sollten uns auf den Heimweg machen, wenn wir nicht nass werden wollen.«

Ich nickte bestätigend und begann die Decke zusammenzufalten. Wir hatten das Motorrad kaum erreicht, da fielen schon die ersten dicken Tropfen auf uns herunter. Sam reichte mir schweigend den Helm und schwang sich auf seine Harley. Diesmal machte ich nicht den Fehler mich am Sitz festhalten zu wollen, sondern schlang gleich meine Arme um Sams Taille.

»Ich denke, wir sollten das Tempo jetzt bisschen steigern«, sagte er in die Sprechanlage.

Steigern? Hieß das, das vorhin war noch nicht schnell genug? Als Sam Gas gab, presste ich mich noch enger an ihn und entlockte meinem Vordermann damit ein freudiges Lachen. Auf der Autobahn drehte er dann richtig auf und wir flogen an allen anderen Fahrzeugen vorbei, als würden diese nur am Straßenrand stehen. Auf halber Strecke öffnete der Himmel seine Schleusen und gab alles Innerhalb weniger Minuten verwandelte sich die Fahrbahn in einen reißenden Fluss, meine Sachen waren durchweicht und ich begann zu frösteln.

»Wir müssen anhalten. Ich sehe kaum noch was. Da vorne kommt eine Scheune. Da werden wir uns unterstellen und abwarten.«

Ich wollte protestieren, weil ich wenig Lust hatte, irgendwo am Rande von Nichts stehen zu bleiben. Außerdem machte ich mir Sorgen um Katie – der Himmel war mittlerweile schwarz und es sah aus, als würde er jeden Moment auf die Erde stürzen. Aber als ein Auto direkt vor uns schlingernd von der Fahrbahn abkam und Sam die Maschine quer zur Fahrtrichtung zum Steher brachte, sah ich ein, es gab keine andere Möglichkeit.

Sam bog auf den Feldweg ab und hielt vor einer kleinen, recht windschiefen Hütte. Er nahm mich an der Hand und führte mich in das Innere der Scheune, die bis auf ein paar Strohballen und

Mistgabeln leer war. Durch das Dach tropfte Regenwasser und es roch muffig. Hätte Sam das Motorrad nicht so vor der Tür platziert, dass das Standlicht zu uns herein strahlte, hätten wir uns blind bewegen müssen.

Sam schob zwei der Ballen zusammen und ich setzte mich neben ihn. Meine Sachen waren bis auf die Haut nass und ich bibberte am ganzen Körper. Der Wind pffte durch die Holzhütte, dann knallte ein Donnerrollen über uns hinweg. Mit einer Hand strich mir mein Begleiter ein paar Haarsträhnen aus dem Gesicht, dann legte er mir zwei Finger unter das Kinn und zwang mich, ihn anzusehen. »Tu mir leid, ich hatte keine Ahnung, dass das passieren würde. Ohne mich, würdest du jetzt nicht hier sitzen.«

Ich schluckte und wusste nicht, was ich ihm entgegenen sollte, also schwieg ich lieber. Im Moment konnte ich nur an Katie denken, die bei diesem Unwetter auf ihrer Weide stand.

Sam knöpfte meine Reitjacke auf und zog sie mir aus. Dann gab er mir seine Lederjacke, die innen herrlich trocken war. »Hier, leg dir die Decke um die Schultern.« Ich gehorchte und schniefte, weil mir die Nase lief.

»Was glaubst du, wie lange dieses Unwetter dauern wird? Ich mach mir Sorgen um Katie.«

»Katie geht es gut. Pferde haben einen guten Instinkt.«

Meine Zähne klapperten und Frostwellen fuhren durch meinen Körper. Lag es nur an meiner nassen Kleidung oder waren die Temperaturen so stark abgefallen?

»Dir ist kalt. Ein Feuer wäre hier sicher keine gute Idee.« Sam löste die Decke aus meinen verkrampften Händen und schlüpfte mit darunter. Er schlang einen Arm um meinen Rücken und zog mich nahe an seinen Körper. In meinem Bauch flatterte es, aber ich genoss diese Nähe und seufzte leise. Sams Körper war erstaunlich warm und schon bald ebte das Zittern ab.

»Erzähl mir etwas von dir«, murmelte er.

»Hmm, ich glaube, da gibt es nichts zu erzählen. Ich bin so ziemlich der langweiligste Mensch, den ich kenne.«

»Irgendetwas«, drängelte er und stupste mir auf die Nase.

Ich starrte in das Licht der Harley und überlegte. »Ich zeichne Tattoos. Manche lasse ich mir selbst einfallen, andere kopiere ich vom Oberarm meines Bruders.«

»Das wusste ich schon. Ich meine, was Neues.«

»Ich lese gerne. Ich liebe Cola und Latte Macchiato und ich hab zwei verrückte Freundinnen, die den DJ in einer Disco bestechen, damit der mich vor aller Leute blamiert.«

Sam lachte und ich konnte spüren, wie sich seine Muskeln dabei anspannten. Diese Nähe war merkwürdig und ich fragte mich, wie es sich wohl anfühlen würde, wenn Adrian hier neben mir sitzen würde, seine Arme um meinen Körper gelegt, sein Atem, der über mein Gesicht streicht. War es falsch von mir in diesem Moment an Adrian zu denken? Ließ ich diese Nähe wirklich nur zu, weil mir kalt war, oder war da doch noch mehr?

»Sind die beiden immer so?«, hakte er nach.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Ich meinte, etwas, was mich interessieren könnte.«

Ich hüstelte nervös und rückte etwas von Sam ab, der mich gleich wieder näher an sich heranzog. »Keine Ahnung. Ich weiß nicht, was dich interessieren könnte«, sagte ich und blickte ihm fest in die Augen.

Sam runzelte die Stirn. Draußen krachte es und das Rauschen vom Regen schwoll noch mehr an.

»Alles, was du sonst niemanden erzählen würdest.« Er wackelte bedeutungsschwanger mit den Augenbrauen. Und rieb mit den Händen über meine kalten Oberarme.

»Ich habe ein Tattoo«, sagte ich und schmunzelte unsicher. Warum ich es ihm erzählte, weiß ich nicht. Vielleicht weil ich Sam offen für so was einschätzte, obwohl ja Adrians Körper verziert war und nicht seiner.

Er wirkte erstaunt und musterte mich aufmerksam. »Ein Tattoo? Zeig her!«

Ich arbeitete mich unter der Decke hervor, aus Sams Jacke heraus und wandte ihm den Rücken zu. »Auf meinem Rücken.«

Meine Finger legten sich um den Saum meines Shirts, um es nach oben zu ziehen.

Sams Hände legten sich über meine und ich dachte schon, er hätte es sich anders überlegt, doch da schob er schon den Stoff nach oben. Die Härchen auf meinen Armen stellten sich auf, als seine Finger meine Haut berührten. Ein Kloß bildete sich in meiner Kehle und ich musste krampfhaft ein Zittern unterdrücken.

Ich konnte hören, wie Sam tief Luft holte, dann fuhr er die Linien der Flügel nach. Gespannt wartete ich, ob er etwas sagen würde. Ich wollte nur wissen, was er dachte. Stattdessen zog er schweigend den Stoff wieder über meinem Rücken hinunter.

Einen Moment saß ich noch still, bevor ich mich wieder zu ihm umwandte und in sein völlig ausdrucksloses Gesicht blickte. Wenn er doch endlich etwas sagen und aufhören würde, mich so anzusehen. Ich bereute es schon, ihm das Tattoo gezeigt zu haben. Ich hätte es besser wissen müssen.

»Sie sind schön«, durchbrach er die Stille. »Aber, warum Flügel?«

»Ich mag Engel«, sagte ich fast flüsternd. »Da ist etwas, das fasziniert mich an ihnen.« Ein paar Atemzüge lang, überlegte ich, ob ich es ihm wirklich sagen sollte. Würde er über mich lachen? Ich hatte es noch nicht vielen anvertraut – nur Tom. Es war mir peinlich, weil ich doch eigentlich nach außen hin selbstsicher und bodenständig wirken wollte, weniger wie ein kleines Mädchen, das eine zu blühende Fantasie hatte.

»Manchmal«, setzte ich seufzend an, »träume ich von riesigen Flügeln. Flügeln, die mit weichen weißen oder schwarzen Federn besetzt sind. Ich möchte sie berühren, doch immer, wenn ich die Finger nach ihnen ausstrecke, sind sie weg, einfach so.«

Ich hatte Sam richtig eingeschätzt. Er lachte nicht. Im Gegenteil in seinem noch immer ausdruckslosen Gesicht flackerte etwas in seinen Augen auf. Ein kurzes Leuchten. So kurz nur, dass ich mir nicht sicher war, ob es wirklich da gewesen war oder seine Augen nur das Licht des Blitzes reflektiert hatten, der gerade vor der Scheune über den Himmel gezuckt war.

»Sie sehen Adrians so ähnlich«, murmelte er versonnen und hielt mir seine Jacke wieder hin. Ich zog fragend die Stirn kraus, weil ich eigentlich nicht der Meinung war, dass die Flügel auf meinem Rücken viel Ähnlichkeit mit denen auf Adrians Arm hatten. Seine wirkten kriegerisch, fast ein wenig drohend, während meine auf romantische Art meine Zuneigung zu Engeln darstellten.

Samuel schüttelte nur den Kopf und lächelte.

»Jetzt bin ich dran mit fragen«, lenkte ich ein. Draußen krachte es abermals und ein Windstoß wehte zur Tür herein und brachte den würzigen Geruch von feuchter Erde und frisch gemähtem Gras mit herein.

»Okay. Was willst du wissen?«

»Warum lebst du bei Adrian?«

»Du meinst, weil wir uns ganz offensichtlich nicht verstehen. Hmm, das ist eine lange Geschichte.«

Sam krabbelte wieder zu mir unter die Decke und schloss mich in seine Arme. »Ich habe einen schlimmen Fehler begangen.«

»So schlimm, dass Adrian sauer auf dich ist?«

»Ja. Und er hat alles Recht dazu.«

»Nur, wenn du etwas so Schlechtes getan haben sollst, warum sollte er dich dann in seiner Nähe ertragen?«, fragte ich und zog ermutigend die Augenbrauen nach oben.

Sam seufzte und starrte in das Licht der Harley. »Weil es da nur uns gibt.«

»Das tut mir leid.« Sie sind Waisen?, fragte ich mich erschrocken. Was konnte nur passiert sein, dass sie jetzt ganz allein auf der Welt waren? Jeder hatte doch irgendwo jemand, der ihm wichtig war, der für ihn da war.

»Muss es nicht. Irgendwie hat das Schicksal uns aneinander geschweißt.« Sam lächelte mich zaghaft an, aber in seinen Augen konnte ich tiefen Schmerz sehen. Was auch immer er getan hatte, er bereute es zutiefst. »Und jetzt habe ich die Chance bekommen, diesen Fehler wieder gut zu machen.« Er sah mir in die Augen und wirkte zufrieden mit dem Gedanken.

Wir saßen einige Minuten schweigend nebeneinander und ich grübelte darüber nach, was Sam getan haben könnte, was beide so unglücklich machte. In mir regte sich Mitleid für Sam, der sich offensichtlich bemühte, von Adrian aber scheinbar genauso weggestoßen wurde wie ich. Zumindest hatte ihr kleiner Streit hinter dem Festzelt in mir diesen Eindruck erweckt. Ich war neugierig und vermutete, dass es vielleicht sogar mit diesem Mädchen zusammenhing. Aber ich wollte nicht nachfragen, wenn Sam es mir hätte erzählen wollen, hätte er es getan.

Ich dachte an meinen Bruder und hatte plötzlich das Bedürfnis, ihn anzurufen. Ich sah Sam an und konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass es mit ihm fast so war wie mit Tom. Ich fühlte mich sicher bei ihm. Ich hatte keinerlei romantische Gefühle für Sam, aber er schenkte mir eine Sicherheit, die ich verloren hatte, seit Tom weggegangen war.

»Es hat aufgehört zu Regnen.« Sam stand auf und zog mich mit einem schiefen Lächeln so schwungvoll hoch, dass ich in seinen Armen landete. »Schaffen wir dich nach Hause. Ich sehe dir an, dass du dir Sorgen um dein Pferd machst.«

»Mach ich das?«, fragte ich und ließ mich von Sam zur Harley ziehen. Er zog eine Packung Tempos aus einer der Satteltaschen und wischte die Sitze trocken.

Der Regen hatte den schmalen Feldweg in einen Bach verwandelt und auf der Wiese rund um die Scheune hatten sich vereinzelte Seen gebildet. Wir mussten das Bike bis zur Straße schieben. Meine Schuhe versanken tief im Schlamm und ich war froh, dass ich noch immer meine Reitstiefel trug, weil ich am Nachmittag Katies Stall ausgemistet hatte. Mit meinen Sandalen hätte ich jetzt nur halb so glücklich gewirkt.

Auf der Straße nach Hause mussten wir immer wieder größeren Ästen ausweichen, die auf die Fahrbahn gefallen waren. In der Scheune hatten wir es zwar Donnern gehört und das Rauschen des Regens war auch nicht gerade leise gewesen, aber dass das Unwetter solche Ausmaße angenommen hatte, damit hatte ich nicht gerechnet. Mit jeder Gefahrenquelle, der wir ausweichen mussten, wuchs meine Angst um Katie. Hätte ich sie doch nur in ihren Stall gesperrt. Wäre ich gar nicht erst mitgefahren mit Sam. Oder hätte ich ausnahmsweise einmal den Wetterbericht geschaut.

Bis nach Hause waren es nur wenige Minuten und Sam hielt auch gar nicht erst vor unserem Haus sondern fuhr gleich daran vorbei zu Katies Weide, wofür ich ihm dankbar war.

Erst konnte ich nur Großvaters Traktor sehen, der dort stand, wo heute Nachmittag noch der

Lieblingsapfelbaum meiner Mutter in den Himmel geragt hatte. Dann konnte ich den umgerissenen Zaun sehen, der wohl Opfer des Baums geworden war. Mein Großvater stand hinter seinem Traktor und löste gerade ein Seil von der Abschleppvorrichtung. Sam hielt direkt neben ihm an. In meiner Brust machte sich ein beklemmendes Gefühl breit. Meine Augen huschten über die Weide, am Traktor vorbei und dorthin, wo der Baum, den Zaun umgerissen hatte. Von Katie keine Spur.

»Da bist du ja, Mädchen. Ich habe mir schon Sorgen gemacht.«

»Wo ist Katie?«, fragte ich Opa mit zitternder Stimme. Ich konnte kaum atmen vor Angst. Sam kam um die Harley herum und legte mir einen Arm um die Schulter. Vielleicht eine Geste, die mich beruhigen sollte, doch in diesem Augenblick kam mir der Arm so erdrückend vor wie ein Felsbrocken. »Wo ist Katie, Opa?«, rief ich aufgebracht und meine Augen zuckten immer wieder über die Weide, als würde Katie sich jeden Moment aus dem Nichts materialisieren und alles wäre wieder gut.

»Ich weiß es nicht. Ich bin nach dem Unwetter heruntergekommen, um nach dem Rechten zu sehen. Da niemand ans Telefon gegangen ist, hatte ich Angst, es könnte was passiert sein. Und dann hab ich den Baum gesehen und ... Ich hätte fast einen Herzinfarkt bekommen, sage ich dir. Aber du warst nicht hier ... Gott sei Dank und ...« Mein Großvater fuhr sich nervös über seine hohe Stirn, wischte dann mit dem Ärmel seiner Stalljacke über seine knubbelige Nase und schniefte. »Ich hab gedacht, du liegst da drunter.«

Ich lief auf ihn zu, ein paar Zweige knackten unter meinen Füßen, und nahm ihn in die Arme. »Mir geht es gut.« Ich spähte über die Schulter meines Großvaters auf den kaputten Zaun und wusste, dass der Baum mich wirklich hätte, unter sich begraben können. Der Sturm kam so plötzlich. Sicher wäre ich hinausgerannt zu Katie und hätte sie in den Stall gebracht. Und dann wäre es vielleicht passiert.

Ich löste mich wieder aus den Armen meines Großvaters. »Ich muss Katie finden.«

Mein Opa nickte.

Katie vielleicht verloren zu haben, war das Schlimmste, was ich mir vorstellen konnte. Sie war meine Freundin, vielleicht das Wichtigste in meinem Leben. Und allein schon der Gedanke, dass sie nicht mehr bei mir sein würde, brachte mich fast um. In meinem Kopf flackerten Bilder von einer schwerverletzten, blutenden Stute auf, deren rostbraunes Fell von dunkelroten Flecken übersät war. Vielleicht lag sie irgendwo auf einem der Felder, steckte im tiefen Schlamm fest, oder noch schlimmer: Vielleicht war sie in den kleinen Fluss nahe der Lichtung gerutscht, auf der sie so gerne herumtobte.

»Können wir mit deinem Motorrad in den Wald? Ich denke, ich weiß, wo sie hingeflüchtet sein könnte«, fragte ich an Sam gewandt. »Ich hoffe nur, sie hat sich nicht wehgetan.« Im Moment wusste ich nicht, was mir lieber gewesen wäre. Wenn ich hier bei Katie geblieben wäre – mal ehrlich, wie hoch wäre die Chance schon gewesen, dass ich hier an der Koppel gestanden hätte, gerade in dem Moment, wo der Baum umgestürzt war -, oder in Sicherheit bei Sam?

Sam reichte mir den Helm zurück und ich stieg hinter ihm auf die Harley. Ich klammerte mich an die Hoffnung, dass Katie wirklich da war, wo ich sie vermutete. Andererseits war Da, ein für Katie nicht gerade ungefährlicher Ort, wenn der Fluss sich durch diese Regenfälle vielleicht in einer reißenden Strom verwandelt hatte. Bestimmt war die Uferböschung aufgeweicht, und wenn sie ihr zu nahe gekommen war, dann konnte es gut möglich sein, dass sie gerade verzweifelt versuchte gegen die ungezügelte Kraft des Wassers anzukämpfen.

Über die Sprechanlage wies ich Sam an, zu der Lichtung zu fahren, auf der wir uns kennengelernt

hatten. Die ganze Zeit über suchte ich mit den Augen die Felder ab, an denen wir vorbeifuhren, in der Hoffnung, dass Katie nur auf einem davon stand und in aller Ruhe abwartete, dass ich sie fand. Der Regen setzte langsam wieder ein und ich wischte mit der Hand über das Visier, um besser sehen zu können.

Als wir die Marienhöhe passierten, stellte ich mit einem erleichterten Gefühl in der Brust fest, dass der wunderschöne weiße Engel noch immer unbeschadet auf seinem Sockel stand. Das Unwetter hatte ihm nichts anhaben können. Oben am Waldrand wies ich Sam an, sich rechts zu halten und entlang der Bäume den Wald zu umfahren. Der kleine Wanderweg, der dort entlangführte, war schlierig. Sam kam mit der Harley ins Rutschen, konnte sie aber abfangen, bevor wir zusammen mit der Maschine im Matsch landeten. Dann fuhr er etwas langsamer weiter an den Bäumen entlang, folgte dem Wanderweg, bis er im Forst verschwand. Wir ließen das Motorrad am Waldrand neben dem kleinen Hochstand stehen und machten uns zu Fuß auf.

In diesem Teil des Waldes gab es keinen von Traktoren ausgefahrenen Weg, wie in dem Teil, in dem ich Adrian fast umgebracht hätte. Hier gab es nur einen schmalen, von Farnen und Blaubeerbüschen fast zurückeroberten Trampelpfad, den außer Katie und mir kaum noch jemand nutzte.

Sam hielt mich an der Hand und stieg ohne zu murren über Wurzeln, die aus dem Waldboden ragten, umrundete Sträucher und achtete darauf, dass ich nicht ins Stolpern geriet. Ich sog die harzige Waldluft tief ein. Durch den Regen duftete es noch viel stärker nach Holz und Walderde. Es war kalt geworden und ich war dankbar, dass Sam mir seine Jacke gelassen hatte. Trotzdem fror ich in meiner feuchten Kleidung. Meine Zähne schlugen aufeinander und ich hoffte, wir würden nicht umsonst diesen Weg auf uns nehmen. Aber ich konnte mir keinen anderen Ort als diesen vorstellen, wo Katie sonst hingelaufen wäre. Vielleicht die andere Lichtung. Aber die Bienenvölker da waren Katie etwas unangenehm und machten sie nervös. Während diese Lichtung hier, sie auf unerklärliche Weise anzuziehen schien. Vielleicht lag es am saftigen Gras, das sie, wenn wir hier waren, geradezu in sich hineinschlang. Vielleicht aber auch daran, dass Bauer Herbst, dem das Gut im Wald gehörte, seinen Hengst Benno manchmal zum Grasens auf diese Lichtung brachte. Mir sollte jeder Grund recht sein, wenn sie nur wirklich dort sein würde.

Sam blieb abrupt vor mir stehen. »Mach eine Pause. Du bist völlig erschöpft.«

»Nein, wir müssen weiter«, sagte ich außer Atem. »Ich höre schon den Bach. Wir sind gleich da.« Ich griff nach Sams Hand, zog ihn weiter und wäre fast über eine Wurzel gestolpert, wenn Sam mich nicht rechtzeitig zurückgerissen hätte. »Danke«, sagte ich nur und versuchte das Klopfen in meiner Brust zu ignorieren. Erschöpfung konnte ich mir jetzt nicht leisten.

»Wenn wir da sind, dann will ich, dass du erstmal durchatmest. Egal ob wir sie gefunden haben oder nicht. Verstanden?« Sam runzelte die Stirn und machte den Eindruck, als würde er sich ernsthaft um mich Sorgen. Er zog mich näher an sich heran und hauchte mir einen flüchtigen Kuss auf die Stirn. Das hat Tom auch immer getan, wenn er sich Sorgen um mich gemacht hat. Für einen Moment war es wirklich, als wäre mein Bruder hier bei mir. Ich holte tief Luft und drängte dann zum Weitergehen.

»Wir sollten ...«, sagte ich und wandte mich von Sam ab, um mit noch eiligeren Schritten als vorhin, weiter auf die Lichtung zuzulaufen. Ein dicker Tropfen platschte von oben auf mich herab und lief mir über die Wange. Ich wischte ihn mit der Hand weg.

Als wir zu der Lichtung kamen, konnte ich Katie schon sehen, bevor wir den Wald richtig verlassen hatten. Erleichtert atmete ich aus und lief auf die Stute zu. In meiner Brust breitete sich ein

warmes Gefühl aus. Sie war da. Und es schien ihr gut zu gehen. Ich glaube, ich war noch nie so froh gewesen, dieses Pferd zu sehen, ihr braunes, glänzendes Fell und ihre nervös zuckenden Ohren.

Sie stand gefährlich nahe am Ufer des Baches, ihr Fell glänzend feucht vom Regen. Sie wandte mir ihren Kopf zu und schnaubte, als wolle sie sagen: »Ich kann gut auf mich selbst aufpassen.« Dann drehte sie sich zu mir um und kam humpelnd auf mich zu getrottet.

»So gut kommst du doch nicht allein zurecht«, flüsterte ich an ihrem Hals und inspizierte die etwa fingerlange Schramme an ihrem Schienbein, aus der ein wenig Blut quoll. Na toll, jetzt würde ich zu allem Überfluss auch noch den Tierarzt rufen müssen, dachte ich. In Wirklichkeit war ich unheimlich froh, die Ausreißerin zu sehen und nach diesem Abenteuer, würde ich den Tierarzt auch ohne offensichtliche Verletzung kommen lassen. Ich schlang meine Arme um Katies Hals, die das mit einem Schnauben kommentierte. Sie drückte mir ihre feuchte Nase in mein Haar und schnupperte am Leder von Sams Jacke. Zwei Hände legten sich auf meine Schulter: »Alles in Ordnung?«

Ich nickte nur und holte tief Luft. Mit zitterigen Knien drehte ich mich um, blickte Sam einen Augenblick lang stumm in seine moosgrünen Augen und seufzte. »Danke. Das war wirklich lieb von dir, dass du mit mir gekommen bist.« Er nickte und klopfte mir freundschaftlich auf die Schultern.

Und da war er. Nur wenige Meter von uns entfernt. Adrian. Plötzlich stand er zwischen der Bäumen, die Arme vor der Brust verschränkt. Unsicher wich ich einige Schritte von Sam zurück und schlang die Finger in Katies feuchte Mähne.

»Hallo Bruderherz«, begrüßte Sam ihn mit frostigem Unterton. »Wir befinden uns gerade auf einer Rettungsmission.«

Adrian kam mit unbewegter Miene auf uns zu. Ich musste nur seine aufeinandergepressten Lippen sehen, um zu wissen, wie wenig begeistert Adrian war, Sam hier mit mir anzutreffen. »Rettungsmission?«

»Ja, Katie ist weggelaufen. Der Sturm hat einen Baum entwurzelt und der hat den Zaun um die Weide eingerissen«, sagte ich nervös. Ich hatte das Gefühl, mein Zusammensein mit Sam vor Adrian rechtfertigen zu müssen.

»Du hast sie auf der Harley mitgenommen?« Adrian ignorierte mich und knurrte stattdessen seinen Bruder an. Er zeigte auf die Lederjacke, die ich noch immer anhatte.

Adrians Vorliebe dafür, so zu tun, als gäbe es mich nicht, machte mich langsam sauer. Ich stand neben ihm, sprach mit ihm und er übersah mich einfach? Wütend ballte ich meine Hände zu Fäusten. »Zufällig hat er das. Und am Starnberger See waren wir heute auch.« Ich schob das Kinn vor und straffte die Schultern, um Adrian zu signalisieren; egal, was du sagst oder tust, ich mache doch, was ich will.

Adrian kniff die Augen zusammen, ohne den Blick von Sam abzuwenden. »Dein Pferd ist verletzt. Lass es uns ins Trockene bringen.«

Überging er mich schon wieder? Spreche ich vielleicht eine andere Sprache? Schnaubend stemmte ich die Hände in die Hüften. Ich holte tief Luft, um ihm zu sagen, dass ich mich nicht von ihm herumkommandieren lassen würde, doch besann mich eines Besseren, schließlich meinte er es ja nur gut mit Katie.

»Also gut«, sagte ich kleinlaut und wischte mir über die Stirn, weil es schon wieder von oben herabtropfte.

Sam räusperte sich und grinste breit. »Das Dach deines Stalls ist kaputt. Wir sollten sie bei uns unterstellen. Ich schau mir die Schäden morgen an.«

Beruhigend tätschelte ich Katies Hals, die unruhig von einem Bein auf das andere tippelte. »Ich kann sie auch bei meinem Opa unterstellen.«

»Adrian kann sich um sie kümmern. Er hat heilende Hände, was Pferde betrifft.«

Ich musterte Adrian von der Seite. Warum auch immer, ich vertraute ihm, also willigte ich ein.

Adrian zog ein Seil aus dem Inneren seiner Jacke und knüpfte daraus geschickt ein Halfter.

»Trägst du das immer mit dir herum?«

»Nein, ich habe sie gesehen, als sie wie wahnsinnig am Gut vorbei gerannt ist«, sagte er, ohne auch nur kurz zu mir aufzusehen.

»Ich bring dann schon mal die Harley ins Trockene.« Sam zwinkerte mir zu und ließ uns einfach stehen.

»Deine Jacke«, rief ich hinterher.

»Bring sie mir morgen mit, wenn du zum Abendbrot kommst. Ich koche«, antwortete er über die Schulter zurück.

»Das geht nicht.«

Sam wandte sich zu mir um und ging rückwärts weiter auf die Bäume zu. »Ich muss das wiedergutmachen. Außerdem schuldest du mir noch einen Tanz.«

»Aber ...«

Sam schüttelte mit dem Kopf und verschwand im Wald.

Ich nahm mir vor, Sam morgen zu sagen, dass ich nicht auf diese Weise für ihn empfand. Es wäre falsch ihn länger in dem Glauben zu lassen, er und ich könnten ein Paar werden. Ich blickte Adrian an und mein Magen krampfte. Ich war allein mit ihm. Er stand vor mir, hatte sich Katie zugewandt. Seine Finger strichen zaghaft über ihr verletztes Bein. Als ich sah, wie liebevoll er sich um Katie kümmerte, wurde mir umso bewusster, wie sehr ich wollte, dass er mich mochte. Dass er nur etwas mehr so offen wäre wie sein Bruder.

»Wir sollten uns beeilen«, murmelte Adrian, legte Katie das behelfsmäßige Halfter um und zog sie wortlos hinter sich her.

Mittlerweile regnete es wieder stark. Meine Haare klebten mir klatschnass im Gesicht. Ich stolperte hinter Adrian her und meine Stiefel sanken bei jedem Schritt in den weichen Waldboden ein, der seine Gefangenen nur schmatzend wieder freigab. Katie lahmte neben Adrian und warf immer wieder zweifelnde Blicke in meine Richtung zurück. Ich lächelte ihr aufmunternd zu.

»Sie hat Angst vor Fremden«, rief ich Adrian hinterher.

»Wir werden schon zurechtkommen. Wenn nicht, Samuel ist ja auch noch da.« Bei dem vorwurfsvollen Klang seiner Stimme, zog ich den Kopf ein.

»Sam ist auch fremd«, sagte ich. Ich beeilte mich, Adrian einzuholen. Jetzt, wo er wirklich anfang, ein paar Worte mit mir zu wechseln – auch, wenn man das, was wir hier führten, nicht gerade als Gespräch bezeichnen konnte –, wollte ich nicht wieder nachgeben. »Du kennst dich also mit Pferden aus?«

»Ja, etwas.« Er streichelte Katies Nüstern. »Pferde können dein bester Freund sein, dein Beschützer. Sie verstehen uns besser, als wir glauben möchten. Sie haben ein sanftmütiges Wesen und sind gleichzeitig wild.« Adrian lachte leise. »Und sie verraten dich nicht.«

Verrat? Ob er damit Sam meinte? Ich schluckte einen Kloß herunter. »Wie lange arbeitest du schon mit Pferden?«, fragte ich weniger aus Interesse, als mehr, um das Gespräch am Laufen zu halten.

»Lange. Aber ich arbeite nicht mit ihnen, ich kümmere mich um sie.«

Der Stall sah genauso aus wie ich ihn aus meinem Traum und aus meiner Kindheit in Erinnerung hatte. In der Box, in der Katie jetzt untergebracht war, stand in meinem Traum auch Annas Katharina. In dieser Box hatte ich mich als Kind oft versteckt. Es war ein merkwürdig vertrautes Gefühl, hier zu stehen und Adrian dabei zuzusehen, wie er Katies Schienbein abtastete, ihren Huf in seiner Hand hielt und den blutigen Riss an ihrem Bein mit Salbe einrieb. Und der würzige Kräutergeruch, den diese Salbe verströmte ... Es war, als würde tief in mir eine Erinnerung schlummern, die es aber nicht schaffte, sich an die Oberfläche zu kämpfen. Die Art, wie er ihre Brust tätschelte, beruhigend auf sie einflüsterte, es fühlte sich an, als würde ich diesen Adrian kennen.

Ich hatte mich an den Balken gelehnt, an den Anna in meinem Traum die Öllampe gehängt hatte. Meine Augen wanderten am dunklen, verwitterten Holz nach oben. Und wirklich gab es da einen rostigen Nagel. Einen Hufnagel, genau wie in meinem Traum. Erstaunt tastete ich ihn ab. Hatten sich meine Kindheitserinnerungen in meinen Traum von Adrian gestohlen?

»Nur ein paar Tage, dann geht es ihr wieder gut«, sagte Adrian und riss mich aus meinen Überlegungen.

»Danke. Ich werde meinem Opa Bescheid geben, damit er euch Futter und Einstreu bringt.«

Adrian schloss die Tür der Box hinter sich. »Das geht schon in Ordnung. Ich habe ausreichend da. In ein paar Tagen zieht mein Pferd hier ein.«

»Wirklich?«

»Ein Araber.« Das erste Mal, seit ich Adrian kennengelernt hatte, sah ich ihn jetzt lächeln.

»Katie steht auf Araber«, sagte ich und Blut schoss mir ins Gesicht, als mir bewusst wurde, was ich da gesagt hatte.

»Wir schauen uns morgen dein Dach an. Du solltest jetzt gehen.«

Ich nickte ein wenig enttäuscht. Gerade hatte ich das Gefühl, er würde endlich etwas auftauen. Morgen ist auch noch ein Tag, sagte ich mir dann aber. Und Übermorgen. Und Überübermorgen. Und an allen drei Tagen würden meine Eltern nicht da sein.

Meine Großmutter war eine Frau, die viel jünger wirkte, als sie es wirklich war. Sie war nicht besonders groß, schlank und trug ihr blondiertes Haar bis auf die Schultern. Bevor sie in Rente gegangen war, war sie Redakteurin einer kleinen Lokalen Zeitung. Jetzt schrieb sie Kriminalromane mit regionalem Bezug.

Sie war eine prima Geschichtenerzählerin, und die freundlichste Person, die ich kannte. Während wir in der Küche am Tisch saßen und warmen Kakao tranken, warteten wir auf meinen Opa, der noch immer an seinem Traktor herumhantierte.

Bevor ich nach Hause gehen würde, wollte ich ihnen wenigstens Bescheid geben, dass wir Katie gefunden hatten und, dass sie bei Adrian im Stall bleiben würde, bis unser Dach wieder repariert war. Eigentlich war es mir fast unangenehm ihnen zu erzählen, dass ich Katie bei Fremden, statt bei ihnen untergestellt hatte. Aber meine Großeltern hörten mir kaum wirklich zu. Sie warteten auf den Tierarzt aus der Nachbargemeinde. Eine ihrer Kühe hatte Wehen, aber die Geburt lief scheinbar nicht so, wie sie sollte.

Oma trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte.

»Was für ein Wetter. So was hatten wir hier schon lange nicht mehr. Hoffentlich kommt der Arzt bald. Nicht auszudenken, wenn die Straße gesperrt ist.« Sie nippte an ihrem Tee und starrte auf die kiefernfarbene Küchentür, als würde der Tierarzt dadurch schneller kommen. »Willst du mir gar nicht erzählen, wer der junge Mann war, der dich begleitet hat?«

»Sam«, sagte ich knapp und senkte meinen Blick verschämt auf die Tasse in meinen Händen. »Er wohnt drüben in der Marienhöhe.«

»Ah, dieser Sam also. Dein Opa hat mir von ihm erzählt.« Meine Großmutter grinste mich breit an »Er meinte, der Junge habe ihn über dich ausgefragt.«

Ich verschluckte mich an meinem Kakao und prustete den Inhalt meines Mundes über den halber Tisch.

»Ich sehe, das Interesse beruht auf Gegenseitigkeit«, sagte meine Oma und lachte. Sie reichte mir eins der Papiertücher, die sie immer in ihrer Schürze trug, um jedem Fleck, dem sie im Haus begegnete gleich zu Leibe rücken zu können, und tätschelte mir dann die Hand. Ihre grauen Augen leuchteten, als sie sagte: »Ich hoffe, er ist wirklich nett.«

Wahrscheinlich netter als Adrian, dachte ich, wischte den Gedanken aber gleich wieder weg. Immerhin war Adrian vorhin für seine Verhältnisse ausgesprochen freundlich gewesen.

Die Tür zum Haus meiner Großeltern stand immer offen. So war das nun Mal auf dem Dorf. Hier war jeder ein Teil einer großen Familie und immer und überall willkommen. Also konnte auch der Tierarzt hereinkommen, ohne eingelassen zu werden. Der alte Mann, der längst hätte im Ruhestand sein müssen, trat mit schweren Schritten in die Küche ein, ging zielstrebig auf den Tisch zu und klopfte mit den Fingerknöcheln auf das Holz, wie man es in Kneipen zu tun pflegte. Ich konnte das nicht bestätigen, aber mein Großvater, der sich an jedem Wochenende zum Schafskopfklopfen in der Schenke unten im Dorf traf, hatte mir das einmal so erklärt.

Ich verkniff es mir, zurück zu klopfen, da ich das albern fand, und begrüßte den Dorftierarzt mit einem »Guten Abend«.

»Der Kuh geht es gut. Dem Kalb auch. Lag nicht ganz so, wie es sollte«, brummte er. Seine Stiefel waren von oben bis unten mit Mist und Schlamm beschmiert. Er roch nach Kuhstall. Aber dieser Geruch empfand ich nicht als unangenehm. Ich war damit aufgewachsen. Und jetzt, wo er sich in der kleinen bäuerlich eingerichteten Küche verteilte, merkte ich, ich hatte ihn vermisst.

Erleichtert atmete meine Oma aus. Sie bot dem Arzt eine Tasse Tee an, die dieser dankbar annahm. Meine Oma und der Arzt verfielen in ein angeregtes Gespräch über Kühe, schwere Geburten und Kälber. Eine Weile hörte ich zu und genoss es, in der Küche meiner Großeltern zu sitzen, bei einer Tasse Kakao, im alten Küchenherd brannte ein Feuer und machte mich schläfrig. Angestrengt unterdrückte ich ein Gähnen. »Oma, ich geh dann jetzt. Ich bin ziemlich müde.«

»Aber, schlaf doch hier, Kindchen. Willst du wirklich noch runter laufen? Es ist schon dunkel.«

»Nein, schon okay. Ein kleiner Spaziergang tut mir sicher noch gut. Ich wollte nur, dass ihr wisst, dass mit Katie alles in Ordnung ist.« Ich umarmte meine Großmutter zum Abschied und warf auch noch einen Blick in den Stall, wo Opa gerade die frisch gebackene Mutter versorgte.

»Dieser Sam scheint ein toller Junge zu sein. Er war gerade noch mal da und hat versprochen, sich morgen um den Stall zu kümmern. Wirklich nett!«, schwärmte mein Großvater, während er das Fell des Kalbs mit Stroh trocken rieb, und grinste wissend.

»Er ist okay«, sagte ich ausweichend und drückte meine Stirn gegen einen Holzpfeiler. Ich fühlte mich müde und schlapp. So müde, dass ich nicht einmal die Kraft aufbrachte, das Kalb niedlich zu finden und es zu bewundern. Obwohl ich Kälber wirklich sehr niedlich fand. Aber gerade eben war es mir ziemlich egal.

»Schlaf dich aus. Ich kümmere mich morgen früh um dein Pferd. Und um den Jungen.«

Ich boxte meinem Großvater in den Oberarm. »Das könnte dir so passen.«

»Au, mich hat eine Mücke gestochen.« Mein Großvater alberte gerne mit mir herum, und ich liebte ihn dafür. Er schien Sam zu mögen. Was er wohl von Adrian halten würde? Meine Großeltern waren sehr konservativ. Ich musste ein Grinsen unterdrücken, als ich mir vorstellte, wie sie auf Adrians Piercings reagieren würden. Mein Tattoo hatte sie schon völlig überrumpelt. Meine Oma war laut schimpfend auf und ab gelaufen und hatte immer wieder den Zeigefinger erhoben und drohend auf mich gerichtet. Und mein Opa hatte etwas von »Gezeichnet wie eine Kuh« gebrummt.

Er grinste, was seinem Gesicht etwas Jungenhaftes verlieh und ich bekam eine Ahnung von dem Mann, der er in jugendlichen Jahren vielleicht einmal gewesen war.

Ich verabschiedete mich von meinem Großvater und machte mich daran, nach Hause zu gehen. Als ich an der Marienhöhe vorbeikam, konnte ich ein schwaches Licht im Inneren der Kapelle ausmachen. Für einen Moment war ich verleitet, einfach hinüberzugehen, und nachzusehen, ob jemand sich daran gemacht hatte, die Kapelle vorzurichten.

In meinem Schlafzimmer schlug mir die kühle Nachtluft entgegen. Als ich heute Morgen zu meinem Ausritt mit Katie aufgebrochen war, hatte ich das Fenster aufgelassen, weil das der Weg war, den Tigger nahm, um nach seinen Ausflügen in die Nachbarschaft wieder ins Haus zu kommen. Mein Vater hatte eigens für den Stubentiger eine Katzenleiter vor meinem Fenster angebracht.

Diesen Weg musste er heute auch genommen haben, als der Sturm über uns hinweggefegt war, denn auf dem kleinen Teppich vor meinem Bett lagen Erdbröckchen. »Ausgerechnet auf dem helleren Berberteppich«, fluchte ich. »Hättest du deinen Dreck nicht irgendwo verlieren können, wo er keine Flecken hinterlassen hätte?« Ich sammelte die noch feuchten Klumpen vom Teppich auf und schüttelte ihn zum Fenster hinaus aus. Der Rest würde warten müssen, bis der Schmutz getrocknet war.

Tigger maunzte unter dem Bett heraus und lugte vorsichtig unter der Tagesdecke hervor, die fast bis auf den Boden reichte. »Ja, Maunz du nur. Du tust gut daran, dich da unten zu verstecken«, schimpfte ich mit der Katze.

Tigger ließ sich an diesem Abend nicht mehr blicken. Nicht, während ich meine wohlverdiente Dusche genommen hatte und auch nicht, als ich mich gleich darauf unter meine Decke gekuschelt hatte. Aber in gelegentlichen Abständen ertönte ein klägliches Miauen unter meinem Bett.

8. Kapitel

Samuel lehnte am Stamm des Apfelbaums in der Nähe der Küchentür. Er beobachtete Anna, die Tochter seines neuen »Freundes« beim Spiel mit den Kindern der Dienstboten.

Mit Stöcken hatten sie Kästchen in die Erde geritzt und hüpfen von Feld zu Feld. Ein Spiel, das die Jahrhunderte überdauert hatte. Gerade war Anna an der Reihe. Sie warf den Stein in eines der Felder und lächelte hinreißend, weil sie beim ersten Versuch getroffen hatte. Ihr langes Kleid schwang wie eine Glocke bei jedem Sprung um ihre Beine. Ihr rotes Haar hüpfte um ihr feines Gesicht und sie musste es ein ums andere Mal hinter die Ohren stecken. Mit ihrer sanften Stimme zählte sie die Sprünge laut mit.

Samuel lächelte bei dem Gedanken, dass Annas Vater sich so leicht hatte überzeugen lassen, ihn in sein Haus zu lassen. Es hatte nur ein paar Maß Hopfen gebraucht. Er kaute auf einem Grashalm herum und schaute zu den Stallungen hinüber. Adrian stand im Tor und nickte ihm zu. Sein Bruder beobachtete jeden seiner Schritte, seit Samuel zurückgekehrt war. Adrian vertraute ihm nicht mehr. Wo Samuel auch hinging, Adrian war immer in seiner Nähe und beobachtete ihn. Dabei versuchte er nicht einmal, es zu verbergen. So wollte Adrian ihm sagen, dass er ein Auge auf ihn hatte. Samuel schüttelte in Gedanken den Kopf. Vielleicht tat Adrian gut daran, ihm nicht mehr zu vertrauen, aber es tat Samuel auch weh?

Samuel stieß sich vom Stamm ab und schlenderte langsam zu Anna hinüber, Adrians neuestem Auftrag. »Würden Sie mit mir einen Ausritt wagen?«

Anna hielt in der Bewegung inne und blickte aus ihren grünen Augen schüchtern zu ihm auf. Tief wie ein Bergsee und genauso unergründlich. Mit diesen Augen musste sie Adrian verhext haben. Aber ihn würde sie nicht in ihren Bann ziehen können. Trotzdem war sie um vieles lockerer und freundlicher zu ihm gewesen, bevor ihr Vater ihr eröffnet hatte, dass er, Samuel, sie heiraten sollte. Diese neue Zurückhaltung empfand er als störend für seine Pläne. Wenngleich er wusste, dass dieses Verhalten mit Adrian zusammenhing, musste er ihr Vertrauen bekommen. Sie schien ihm zutiefst verfallen und die Heiratspläne ihres Vaters lösten offensichtlich Schuldgefühle in ihr aus. Samuel hätte gerne gewusst, welcher Art ihre Schuldgefühle waren. Fühlte sie sich schuldig Adrian gegenüber, weil sie einen anderen Mann als ihn heiraten würde? Oder fühlte sie sich dem Mann gegenüber schuldig, den sie heiraten sollte, weil sie einen anderen liebte? Menschen und ihre Fähigkeit zu leiden, zu lieben, Gefühle zu empfinden. Sie faszinierten ihn.

»Ich werde Maria fragen müssen, ob sie uns begleitet.«

»Das brauchen Sie nicht. Ihr Vater begrüßt es, dass wir uns näher kennenlernen, da wir ja bald heiraten werden. Er vertraut mir und Sie können das auch. Ich werde Sie nicht unschicklich bedrängen.« Samuel blickte zu Adrian hinüber, der sie noch immer beobachtete und lächelte, bevor er seine Augen wieder auf Annas richtete. »Vielleicht werde ich mir einen flüchtigen Kuss stehlen, aber ich verspreche, es darauf beruhen zu lassen.« Samuel legte alle Sanftheit in diese Worte, die er aufbringen konnte.

Annas Blick schweifte hinüber zu Adrian und ihre Wangen überzogen sich mit feurigem Rot. Samuel wusste nicht warum, nur dass es ihn störte, was für Blicke die beiden austauschten. Es wunderte ihn, dass Adrian solche Gefühle zuließ. Dabei war er doch derjenige gewesen, der darauf aufpasste, dass sie bei jedem ihrer Aufträge die Gesetze achteten. Und jetzt komme ich hier her und Adrian hat sich in eine Menschenfrau verliebt. Noch dazu in seinen Auftrag, dachte Samuel bitter. Dabei war Samuel doch nur einige Wochen gefangen gewesen.

Samuel schritt ruhig auf den Stall zu. »Du solltest die Pferde satteln. Anna und ich, wir machen einen Ausflug. Ihr Vater hält mich für den perfekten Ehemann.«

»Dann solltest du ihm sagen, dass du sie nicht ehelichen kannst.« Adrian klang so zornig, dass Samuel schlucken musste.

»Wenn der Auftrag erledigt ist. Bis dahin gibt mir das einen Grund in ihrer Nähe zu sein.«

»Es ist mein Auftrag.«

»Wir arbeiten schon immer zusammen.« Samuel hob eine Hand und wollte diese versöhnlich auf Adrians Schulter legen, doch der wich ihm aus und funkelte ihn aus seinen dunklen Augen an. Er war wahrhaftig eifersüchtig. Samuel wurde schlagartig klar, sein Bruder liebte diese Menschenfrau. Er musste etwas dagegen unternehmen, bevor Adrian seinen Kopf verlieren würde.

»Es ist noch zu früh für dich. Du bist noch nicht genesen.«

»Mir geht es gut. Wir sind Partner, vergiss das nicht.«

Adrians Liebe zu diesem Mädchen schien tiefer als Samuel vermutet hatte. Samuel blickte besorgt auf Adrians zitternde Fäuste. Sein Freund bebt vor Eifersucht. Natürlich gab es schon vorher Engel, die einer Menschenfrau nicht widerstehen konnten, aber er hatte es noch nie mit eigenen Augen gesehen. Dieser Engel hatte ganz offensichtlich so starke Gefühle für diese Frau, wie sie eigentlich nur ein Mensch empfinden konnte.

Ich verdrängte die letzten Überreste dieser Nacht aus meinem Kopf und stieg voller Tatendrang aus meinem Bett und räumte auf, was der Sturm in meinem Zimmer verwüstet hatte, als er durch das offene Fenster gefahren war; überall lagen Skizzen von mir auf dem Boden verteilt, der Becher, in dem ich meine Zeichenkohle aufbewahrte war umgekippt und auf dem Fensterbrett hatte sich eine Regenwasserpflanze gebildet.

Tigger hatte sein schlechtes Gewissen wohl überwunden, denn er begleitete mich auf Schritt und Tritt, folgte mir sogar hinunter zu meinen Eltern.

Heute war der Tag, an dem meine Eltern für ein paar Tage nach Wiesbaden reisen würden, um zu erledigen, was auch immer es für sie dort noch zu erledigen gab. Ein paar Tage Urlaub, die ich mir redlich verdient hatte. Frei von Überwachung, mahnenden Blicken und dem Gefühl, eingesperrt zu sein.

Nachdem ich Zähne geputzt hatte, begab ich mich nach unten in die Wohnung meiner Eltern. In der Flur wäre ich fast über einen ihrer Koffer gestürzt, die hier überall verstreut lagen. Ich warf meinem Stiefvater einen mitleidigen Blick zu, der gestresst und mit zerfurchter Stirn gerade eine weitere Reisetasche brachte. Meine Mutter konnte sich wohl wieder einmal nicht bremsen.

»Welcher der vier ist deiner?«, fragte ich grinsend.

Er rollte mit den Augen und seufzte.

»Skyler, na endlich!«, rief meine Mutter und stürzte aus der Küche. Ihr Haar stand wirr um ihr Gesicht herum ab und ihre ganze Haltung strahlte Hektik aus.

»Ist das Frühstück schon fertig?«, fragte ich und versuchte, nicht zu grinsen. Meine Mutter war so leicht in Panik zu versetzen. Schon die kleinste Abweichung aus ihrem normalen Tagesablauf, ließ sie wie ein aufgeschrecktes Huhn herumspringen und gackern. Als Kind hatten mich diese plötzlich auftretenden Anfälle von Nervosität und Hektik in Angst und Schrecken versetzt und ich hatte es nicht gewagt, mich nicht mit in diesen Strudel reißen zu lassen. Mittlerweile konnte ich mich gut widersetzen und fand es lustig, meine Mutter während ihrer Koliken zu beobachten. Ganz im Gegensatz zu ihrem Mann, der es immer noch nicht gelernt hatte, mit diesen nervösen Attacken

umzugehen.

Stöhnend hievte er zwei der prall gefüllten Koffer hoch und trug sie aus dem Haus.

»Ja, ja. Aber du wirst wohl alleine essen müssen. Wir müssen nämlich gleich zum Flughafen. Das Taxi wartet schon vor der Tür.« Meine Mutter prustete eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht, packte mich am Arm und zerrte mich in das großzügig geschnittene Wohnzimmer. »Schlüssel, Telefonnummern des Hotels - falls unsere Handys nicht funktionieren - und Geld. Ach ja, und eine Liste mit Dingen, die du nicht vergessen darfst.«

Ich nickte und amüsierte mich köstlich über ihr hochrot glühendes Gesicht.

Sie zerrte mich weiter in die Küche und öffnete den Kühlschrank. Das Gefrierteil war bis oben hin mit Tupperdosen gefüllt. »Damit du nicht nur von Pizza lebst.«

Ich verdrehte die Augen. »Ich bin kein Kind mehr.«

»Aber auch noch nicht erwachsen genug um keine Dummheiten zu machen«, erinnerte sie mich mit mahnendem Blick. »Bist du sicher, dass du nicht doch mitkommen willst?«, fragte sie jetzt besorgt mütterlich.

»Das haben wir doch schon durchgekauft«, sagte ich genervt. In den letzten beiden Tagen hatten wir immer und immer wieder darüber diskutiert, ob ich mitkommen sollte oder nicht. Meine Mutter hatte versucht mir klar zu machen, dass sie fähig und bereit war, mir zu vertrauen. Aber sie wusste auch, wie impulsiv ich sein konnte. Und ich hatte ihr verständlich gemacht, dass wir jetzt in einem Dorf lebten, in dem ich unmöglich etwas schlimmeres anstellen konnte, als zu vergessen, den Rasen zu mähen (oder uns zum Gespött der Leute machen, wenn ich wieder die Wäsche in den Garten hängen würde, während Bauer Stumpe sein Feld mit Gülle düngte). Und mein neuer Stiefvater hatte verzweifelt versucht, die Stimmung etwas aufzulockern, weil unsere Fronten nach wie vor verhärtet waren. Genau aus diesem Grund war ich für die paar Tage ohne meine Mutter auch wirklich dankbar.

»Was ist mit der Schule?«, erinnerte ich sie und sie zögerte. Die Schule wäre ihr immer wichtiger als ihre eigenen Interessen.

Draußen ertönte eine Autohupe.

»Das Taxi wartet«, sagte ich und drängte sie in Richtung Haustür.

An der Tür befreite sie sich aus meinem Griff und zog mich in ihre Arme. »Ich vertraue dir«, seufzte sie.

Oder auch nicht, dachte ich und fragte mich, ob ich resignieren sollte, weil ich im Grunde wusste, dass ich Schuld war. Oder ob ich wütend sein sollte, weil sie mich behandelte wie einen Schwerverbrecher, dem sie gezwungen war, ihr Haus anzuvertrauen. Vielleicht sollte ich mal nachsehen, was sich alles bei Ebay veräußern lassen würde, überlegte ich bissig.

»Das Taxi. Mach dir keine Sorgen. Opa und Oma sind auch noch da. Sie werden nicht zulassen dass ich deinen Schmuck verschachere oder das Haus abbrenne.«

Meine Mutter nickte und ich reichte ihr ihre Handtasche. Sie griff danach, dann weiteten sich ihre Augen und sie stürmte an mir vorbei. »Hab ich den Herd ausgemacht? Und das Fenster im Keller? Sie haben Regen gemeldet. Nicht, dass der Keller unter Wasser steht, wenn wir wiederkommen.«

Genervt stapfte ich hinter der verrückten Frau hinterher. »Frau Weller!«, sagte ich mit lauter, fester Stimme. »Der Herd ist aus, das Bügeleisen nicht benutzt worden und das Kellerfenster schließ ich sofort. Auch kontrolliere ich alle anderen Fenster, ob irgendwo ein Wasserhahn nicht abgedreht wurde oder ob das Haus in Flammen steht. Ich verspreche es. Und jetzt raus mit dir, bevor das Taxi ohne dich fährt.«

Meine Mutter lächelte mich verlegen an, zog mich noch einmal in ihre Arme und ließ sich dann endlich von mir nach draußen begleiten. Als das Taxi dann verschwunden war, atmete ich erleichtert aus.

Allein.

Meine Eltern endlich losgeworden und zum ersten Mal in meinem Leben für längere Zeit auf mich gestellt, schlich ich mich mit einer Mischung aus freudiger Erwartung und Selbstzweifeln zurück in das Haus, das in den nächsten Tagen mir allein gehören würde.

In der Küche schaltete ich das Radio an, weil mir die Stille, die ich mir sonst oft herbeigesehnt hatte, schon jetzt unbehaglich erschien. Es freute mich, endlich mal ein paar Tage nur für mich sein zu können und ich sah den kommenden Tagen voller Vorfreude entgegen, und doch fühlten sich die Wände plötzlich bedrückend eng an, oder vielleicht unheimlich weit an? Ich war mir noch nicht sicher. Ich wusste nur, dass meine Eltern gerade wenige Minuten weg waren und schon kam mir das Haus unbehaglich fremd vor.

Auf dem Tisch in der Küche stand mein Frühstück bereit. Wehmütig lächelnd löffelte ich erst die Schüssel mit meinem Schokoknuspermüsli leer und widmete mich gleich darauf dem perfekten Frühstücksei und dem knusprig aufgebackenem Brötchen. Für die nächsten Tage würde ich auf mein Ei zum Frühstück verzichten müssen, denn ich mochte es weder zu weich noch zu hart. Beides kam aber auf den Tisch, wenn ich mich am Kochen versuchte. Ich hatte im Laufe meiner Versuche viele Methoden entwickelt, ein Hühnerei zu kochen, aber nicht eine hatte mich zum perfekten Frühstücksei geführt.

Während ich nun mein vollkommenes Frühstück genoss, bereitete ich mich seelisch und moralisch auf die nächste Unterrichtswoche vor.

Die erste Woche an meiner neuen Schule war, soweit man das von einer Mädchenschule sagen konnte, normal verlaufen. Der Unterricht war der gleiche wie an meiner alten Schule, die Lehrer waren genauso langweilig und das Kantinenessen genauso schlecht.

Das Fehlen des männlichen Geschlechts hatte ganz entgegen meiner anfänglichen Meinung sogar etwas Gutes; die Eifersuchtsdramen und der Kampf, um den tollsten Typen in der Schule zu ergattern, fiel aus. Das machte das Leben an der Schule fast schon etwas weniger mädchenhaft, denn eines der Hauptgesprächsthemen war einfach nicht vorhanden. Was für mich bis dahin völlig neu war, war, dass man sich mit Mädchen auch ganz gut über andere Themen unterhalten konnte. Durch die Schuluniformen gab es auch keinen Wettbewerb um die schönsten, teuersten oder ausgefallensten Klamotten. Im Grunde waren wir alle gleich. Keine besser, keine schlechter.

In der dritten Stunde hatte ich Soziale Integration. Und wenn ich dachte, dass unsere erste Stunde bei der Dietrich schon Feng Shui war, dann war die zweite total schräg. Zu Beginn hatte ich noch ein Grummeln im Magen, weil ich das Bild meines inneren Ichs noch immer nicht fertig hatte, doch das legte sich fast sofort wieder, denn die Dietrich hatte uns alle in die Turnhalle beordert. Ich war davon ausgegangen, dass soziale Integration vielleicht auch körperliche Ertüchtigung beinhaltete, deswegen hatte ich – wie alle anderen auch – meine Sportsachen angezogen.

In den ersten Minuten hatte es auch den Anschein, als wollten wir Gymnastik machen.

Wir stellten uns im Kreis um die Direktorin auf. Dann erzählte sie uns, dass sie vorhatte, aus uns eine Gruppe zu machen, in der eine der anderen blind vertrauen konnte. Um dieses Ziel zu erreichen, würden wir verschiedene Experimente durchführen. Auch das klang noch ganz plausibel.

Aber dann folgte das erste Experiment. Und es bestand weder daraus, dass wir uns mit

geschlossenen Augen in die Arme einer Partnerin fallen lassen sollten, noch aus einer besonders schwierigen Aufgabe, die wir gemeinsam meistern sollten.

Wir setzten uns im Kreis auf den Boden der Turnhalle. Vor jeder von uns lag eine Rose auf dem Boden. Frau Dietrich nahm von einem Tisch einen langen schwarzen Umhang und hüllte sich darin ein. Sie hängte sich eine Kette mit einem schweren Anhänger um und trat mit weißen Kerzen in der Kreis. Ihr rotes Haar trug sie offen. Aus einem Radio erklang sanfte Musik.

Sie schritt auf eines der Mädchen zu. Ihr Gesicht wirkte hoch konzentriert. Sie entzündete die erste Kerze stellte sie vor dem Mädchen auf den Boden und schritt den Kreis eine viertel Runde weiter. Dort blieb sie vor der nächsten Schülerin stehen, entzündete eine Kerze und stellte sie ab. Wieder eine viertel Runde, nächste Schülerin. Am Ende ihrer Runde hatte sie vier Kerzen aufgestellt.

»Die Kerzen symbolisieren die vier Elemente Luft, Feuer, Wasser und Erde. Jede Kerze steht in einer Himmelsrichtung. Luft im Osten, Feuer im Süden, Wasser im Westen und Erde im Norden. Das nennt man einen Schutzkreis. Er soll uns vor Einflüssen von Außen schützen. Wir versuchen in diesem Kreis unsere Energien zu bündeln und eins zu werden.« Dann ging sie zurück in die Mitte, wo sie mit bebender Stimme auch noch nach Geist rief.

Die letzte Kerze platzierte sie zu ihren Füßen. Ihre Miene entspannte sich etwas und sie ließ der Blick über unsere kleine verdatterte Gesellschaft kreisen.

»Ich benutze diese Übung gerne, um aus einem unkoordinierten Haufen eine Einheit zu machen. Wir werden mit leichten Meditationsaufgaben anfangen«, erklärte sie.

Was hatte das alles eigentlich zu bedeuten? Den Gesichtern meiner Mitschülerinnen nach zu urteilen, waren diese mindestens genauso ratlos und verwirrt wie ich. Ein paar von uns grinsten, andere wirkten wiederum verkrampft. Mir verschloss sich vollkommen der Sinn der Sache, und ich fragte mich, wie dieser Wicca-Kram, die Verbundenheit der Gruppe festigen sollte? Schließlich befanden wir uns hier im katholischen Bayern und ich konnte mir vorstellen, dass es Eltern gab, die bei solchem Treiben auf den Gedanken kommen könnten, dass es ein Fehler war, Hexenverbrennungen abzuschaffen. Ich hatte zwar keine Erfahrungen was diesen Ritual-Mist anging, aber das hier gehörte wohl kaum auf eine Schule wie diese.

Die Direktorin entzündete ungerührt vom Gemurmeln in ihrer Klasse ein Räucherstäbchen und malte damit mehrere Kreise in die Luft. Der für Sporthallen so typische Schweißgeruch wurde von Sandelholzduft überlagert. Sie schritt noch einmal den Kreis ab und wedelte vor unseren Nasen mit dem Räucherstäbchen.

Zurück im Zentrum murmelte sie leise ein paar Worte. »Jetzt schließt bitte eure Augen und konzentriert euch auf die Rose, die vor euch liegt. Seid vollkommen entspannt. Nichts ist mehr wichtig, nur ihr und die Rose. Stellt sie euch in Gedanken vor. Lasst sie in einem leeren Raum vor eurem Gesicht schweben. Betrachtet sie. Fühlt sie mit jeder Zelle eures Körpers. Fühlt sie mit euren Geist. In eurem Kopf soll nichts anderes mehr als die Rose sein.« Die Stimme der Direktorin nahm bei diesen Worten einen sanften fast hypnotischen Tonfall an.

Ich tat, was sie gesagt hatte, schloss die Lider und konzentrierte mich darauf, das Bild der Rose vor meinem geistigen Auge festzuhalten. Es gelang mir nicht sofort. Immer wieder entglitt sie mir. Je mehr ich die Frustration darüber zuließ, desto schneller verschwand das Bild der Rose und wurde durch andere Gedanken ersetzt. Gedanken an dieses merkwürdige Ritual, Gedanken an Adrian und an das Abendessen heute in der Marienhöhe.

Genervt stieß ich die Luft aus. Ich wusste zwar nicht, was das hier bringen sollte, aber ich wollte

es zumindest versuchen. Meditation sollte ja angeblich zu mehr Gleichgewicht führen. Wenn mir das also half, irgendwie über meine Frustration, die dieser Umzug in mir ausgelöst hatte, hinwegzukommen, dann wollte ich dem Ganzen eine Chance geben.

Ich straffte die Schultern und entspannte mich, konzentrierte mich darauf, ruhig aus- und einzuatmen. Aus und ein. Kein Adrian. Kein Samuel. Und auch meine Mutter schob ich ganz weit weg. Als Erstes nahm ich den Duft von Rosen wahr. Er schien um mich herum zu wabern, wie ein schweres Parfüm. Ich atmete tief ein. Dann sah ich die Blume klar und deutlich vor mir. Sie schwebte aufrecht mitten im leeren Schwarz. Ich hielt an dem Bild fest und dachte daran, dass die Rose so leicht wäre wie eine Gänsedaune. Der Wind kam von irgendwoher, erfasste die Blume und trug sie höher und höher hinauf. Jemand räusperte sich und ich öffnete die Augen.

Alle saßen da wie Statuen und konzentrierten sich. Die Rosen lagen vor ihnen. Nichts hatte sich verändert.

Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, vielleicht, dass die Blumen sich wirklich vom Boden lösen und vor unseren Gesichtern schweben würden, aber es geschah nichts. Es war einfach nur ruhig und entspannend und fühlte sich irgendwie gut an. Frau Dietrich saß in der Mitte, die Hände im Schoß gefaltet und beobachtete uns. Aus dem Radio drang noch immer leise Musik. Der Duft von Sandelholz stieg mir in die Nase. Ich schloss die Augen wieder und stellte mir Adrians Gesicht vor.

9. Kapitel

Samuel lehnte im Licht der untergehenden Sonne an der Mauer der kleinen Kapelle. Er beobachtete Anna, die mit einer jungen Frau aus dem Dorf tratschte. Adrian beobachtete die Szene aus dem kleinen Dachfenster des Pferdestalls. In den letzten Tagen hatte er das ständig getan. Er musste zugeben, Samuel war ihm gegenüber im Vorteil. Er konnte auch in Annas Nähe sein, wenn Adrian das nicht konnte. Was das Manipulieren der Menschen betraf, war Samuel schon immer der bessere gewesen. Bisher war das auch immer für sie beide von Nutzen gewesen, aber dieses Mal kam er Adrian damit in die Quere. Verdammt, wie sollte er Anna beschützen, wenn die Gefahr viel näher an sie herankam als er?

Seit Samuel aufgetaucht war, hatte Adrian kaum noch eine ruhige Minute. Ständig war er auf der Hut, beobachtete seinen ehemaligen Partner, versuchte schlau aus ihm zu werden. Und je länger er versuchte herauszubekommen, ob Samuel nun sein Feind oder sein Freund war, desto mehr Zweifel kamen in ihm auf. Adrian war hin- und hergerissen. Er konnte es wirklich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wenn er sich sicher war, dass etwas anders an Samuel war, dann tat er etwas, das Adrian davon überzeugte, dass er noch immer der Alte war.

Es wäre eigentlich seine Pflicht, Samuels Auftauchen hier zu melden, aber solange er nicht wirklich wusste, ob sein Bruder übergelaufen war, brachte er es nicht fertig, ihn zu verraten. Er hatte Samuel erst in diese Situation gebracht, indem er ihn nicht genügend vor dem Feind geschützt hatte, sodass dieser die Gelegenheit bekam, ihn zu entführen.

Wenn Adrian Samuel melden würde, dann würden ihre Vorgesetzten ihn vielleicht wochenlang foltern, nur um sichergehen zu können, dass er noch auf ihrer Seite war. Als Uriel noch unter ihnen weilte, war so was nicht nötig gewesen. Eine Berührung durch den Erzengel und er konnte sagen, ob jemand Gut oder Böse war.

Adrian blickte auf Anna und seufzte. Sie war seine einzige Hoffnung, Licht in dieses Dunkel zu bringen. Er konnte nur hoffen, dass sie es schnell tat, denn mit jedem Tag, den Samuel in ihrer Nähe verbrachte, wuchs in Adrian die Stimme, die seinen Bruder schuldig sprach. Adrian selbst merkte, dass er mittlerweile nicht mehr nach Anzeichen für Samuels Unschuld, sondern für seine Schuld suchte. Er wandte sich knurrend ab, als Anna lachend auf Samuel zulief, und ihn umarmte.

Sie hatte ihm zwar gestanden, dass sie eine Tasse nur durch ihre Gedanken durch das Zimmer geschleudert hatte, aber bisher schien dieses eine Ereignis das einzige Aufflammen ihrer Kräfte zu sein. Adrian wartete jeden Tag auf neue Anzeichen, aber entweder brachte sie es nicht über ihr Herz, es ihm zu gestehen, oder ihre andere Seite schlummerte noch immer. Direkt fragen konnte er sie nicht, das könnte ihn verraten. Und wenn er sich verriet, würde er noch schneller abgezogen. Ihm blieb nur abzuwarten und zu beten, dass ihre Kräfte bald erwachten, dann würden sie beide erfahren, ob Samuel noch immer vertrauenswürdig war.

Noch zwei Stunden bis ich Sams Kochkünste kennenlernen durfte. Ich brütete über meinen Hausaufgaben. Aber eigentlich kaute ich nur auf meinem Füller herum und schweifte mit den Gedanken immer wieder zu diesem Experiment zurück. Ganz plötzlich musste ich weggetreten sein. Jedenfalls fand ich mich auf dem Boden liegend wieder, als ich aufwachte. Über mir die besorgten Gesichter einiger Mitschülerinnen und der Direktorin. Ich war noch nie ohnmächtig geworden. Hatte man während einer Ohnmacht Träume? Ich hatte scheinbar einen. Einen in dem zufällig die beiden Personen eine Rolle spielten, die mir gerade am meisten durch den Kopf geisterten.

Tigger sprang auf meinen Schreibtisch, riss mich aus meinen Gedanken und machte es sich auf dem

Biologiebuch bequem. »Runter mit dir«, schimpfte ich. Er kniff die Augen zusammen, rollte sich ein und schnurrte zur Antwort. Ich stupste ihn an. »Runter, nun mach schon.« Ein Auge öffnete sich, musterte mich und schloss sich wieder.

Ich blies ihm ins Gesicht und er setzte sich aufrecht hin und starrte mich aus seinen gelben Augen gelangweilt an. Manchmal konnte er mich in den Wahnsinn treiben. Es kam mir so vor, als wüsste er genau, was ich von ihm wollte und stellte sich mit Absicht stur. Wahrscheinlich war es für meine Mutter genauso frustrierend, wenn ich immer das Gegenteil von dem tat, was sie von mir verlangte.

Mit einer Handbewegung wollte ich ihn wegdagen, wedelte herum und machte: »Ksch! Ksch!« Das orangefarbene Fellbündel sauste wie eine Kanonenkugel davon, klatschte gegen die Wand neben meinem Bett und landete kreischend auf der Matratze. Das Fell auf seinem Rücken sträubte sich und er fauchte mich an, während ich mit offenem Mund dsaß und an die Wand starrte.

Was war das denn gewesen? Der Kater schoss aus dem Zimmer und achtete dabei darauf, einen weiten Bogen um mich herumzumachen.

»Ich habe dich kein bisschen berührt«, rief ich entrüstet hinter ihm her. Komisch kam mir das dennoch vor. Tigger kann unmöglich so weit gesprungen sein. Nur so aus Neugier hob ich meine Hand und wischte damit durch die Luft. Ich lächelte über mich selbst, wedelte aber noch einmal in Richtung meines Füllers, der vor mir auf einem Heft lag. »Sei nicht blöd«, sagte ich zu mir und schüttelte den Kopf. »Er ist einfach nur erschrocken und hat sich in der Panik verschätzt.« Klar, dein Kater springt weiter als jeder andere auf der Welt, dachte ich und rollte mit den Augen. Ich schüttelte über mich selbst den Kopf und beschloss, nach der armen Katze zu sehen.

Der gnädige Herr reagierte nicht auf meine Rufe. Ich fand ihn zusammengekauert unter dem Sofa. Er fauchte mich an, schlug mit seiner Pfote nach mir, ließ sich dann aber doch hervorlocken – dem Klappern einer Packung Crispies konnte er noch nie widerstehen. Ich ließ meine Finger tastend über seinen Körper gleiten.

»Alles in Ordnung, dir ist nichts passiert«, sagte ich mehr zu mir als zu ihm.

Auch wenn ich noch so lange darüber nachgrübelte, was da eben passiert war, meine Hausaufgaben würden sich nicht von alleine machen. Also setzte ich mich wieder an meinen Schreibtisch. Aber mit der Konzentration war es vorbei. Ich starrte meinen Füller an, der noch immer an der gleichen Stelle lag wie vor meinem Versuch. Wie blöd musste man sein, zu glauben, dass so was wie Telekinese wirklich existierte? Dass man wirklich Gegenstände mit Kraft seiner Gedanken bewegen konnte? Und doch war da so ein inneres Gefühl, das mir sagte, hier lief etwas nicht richtig.

Vor mir blitzten Bilder auf; Adrian, der bei unserem ersten Treffen, wie von unsichtbarer Hand gezerrt rückwärtsstolperte. Eine Autotür, die zuschlug, gerade als mir genau dieser Wunsch durch den Kopf ging. Die merkwürdigen Blicke, die Sam und Adrian gewechselt hatten.

Der Füller begann zu wackeln, während ich ihn weiter anstarrte. Dann schoss er an mir vorbei und prallte an die gleiche Wand wie Tigger.

Einen Moment saß ich da und konnte es nicht fassen. Mein Herz raste vor Schreck. War das wirklich passiert? Nein, so was gab es nicht. Unmöglich. Mein Kopf war wie leergesaugt. Ich starrte die Wand an, die den Flug des Stiftes gestoppt hatte. Fast mechanisch lief ich darauf zu, ließ meine Finger über den rauen Putz streichen. Keine unsichtbare Schnur oder ähnliche Vorrichtungen, die sich jemand hatte einfallen lassen, um ein Spiel mit mir zu spielen.

An solche Dinge wie Magie oder Parapsychologie glaubte ich nicht. Noch weniger an Geister. Aber der Füller war durch das Zimmer geflogen. Er war an der Wand abgeprallt. Und er lag jetzt au

meinem Bett.

Ich nahm den Stift von meinem Bett und legte ihn mir auf die offene Hand. Mit zusammengekniffenen Augen guckte ich das Ding an. Nichts. Ich guckte noch verkniffener und wedelte mit der anderen Hand. Nein, dachte ich und lachte über mich selbst. Nur gut, dass mich keiner sehen konnte.

Ein letztes Mal konzentrierte ich mich und sah es, wie einen Film vor mir ablaufen. Sah, wie der Stift erst anfang zu wackeln und dann von meiner Hand quer durch das Zimmer flog. Und tatsächlich. Im nächsten Moment riss das Geräusch von Plastik auf Holz mich aus der Trance und meine Augen erfassten gerade noch, wie der Füller auf dem Boden vor meinem Wäscheschrank landete.

Jetzt wusste ich gar nichts mehr, dann fing ich an zu lachen; erst hysterisch, dann begeistert, als mir klar wurde, was ich da gerade getan hatte. Ich hatte wirklich einen Stift nur mit meinen Gedanken durch mein Zimmer fliegen lassen. Wie ging denn das? Sollte ich jetzt vor Stolz platzen, ein YouTube-Video drehen oder mich in eine Psychiatrie einweisen lassen, weil ich aller Wahrscheinlichkeit nach halluzinierte? Ich hob den Füller auf und wiederholte das Experiment ein ums andere Mal, bis der Stift das nicht mehr überlebte. Anscheinend halluzinierte ich nicht. Begreifen konnte ich es aber auch nicht.

Ich fuhr mir durch die Haare und musterte den kaputten Stift, der auf dem Boden lag. Was passierte hier? Schweiß stand auf meiner Stirn, aus Angst und von der Anstrengung, mich auf den Füller zu konzentrieren. Ich setzte mich auf mein Bett und überlegte, was ich machen sollte. Mein erster Gedanke war, die Zwillinge anrufen, aber das konnte ich nicht tun. Ich hatte ja keine Ahnung, wie sie darauf reagieren würden, wenn ich ihnen erzählte, ich würde Stifte durch die Luft bewegen, nur indem ich es mir vorstellte. Nein, das Beste war wohl, es für mich zu behalten. Vielleicht war es nur eine Nebenwirkung des Kreisexperimentes der Dietrich und würde morgen schon wieder verschwunden sein.

»Ja«, sagte ich mir selbst. »So wird es sein. Kein Grund zur Sorge. Alles nur harmlos.«

Als Sam klingelte, war mehr als eine Stunde verstrichen und ich sah aus, als wäre ich gerade dem Bett entsprungen oder vom Blitz getroffen worden. Ich versuchte das größte Chaos zu beseitigen indem ich mir mit den Fingern durch die Haare kämmte, während ich die Treppen hinunter hetzte, um ihm die Tür zu öffnen.

»Wie ich sehe, hast du für heute Abend vorgeschlafen?«, sagte er und lachte.

»Em, so was in der Art.«

»Ich habe mir dein Dach angesehen. Es ist nicht weiter schlimm. Alles, was wir für die Reparatur benötigen, hat Adrian auf dem Gut.«

»Oh, prima. Ich bezahle natürlich alles. Was heißt, meine Eltern werden es bezahlen«, stammelte ich und war mir nicht sicher, ob ich ihn hereinbitten sollte oder nicht. Sam hatte sich lässig gegen den Türrahmen gelehnt und sah mich abwartend an.

»Das ist nicht nötig.« Er richtete sich auf und machte einen Schritt zurück. »Ich werde mich besser mal dem Kochen widmen.« Er musterte mich und ich ahnte schon fast, was jetzt kommen würde. »Und du findest bestimmt irgendwo einen Kamm in diesem Haus.«

Trotzdem, jetzt wo es aus seinem Mund heraus war, schnappte ich nach Luft und spürte, wie mein Gesicht anfang zu glühen. Vor Zorn oder vor Scham? Ich wusste es nicht. »Um acht«, sagte ich und knallte ihm die Tür vor der Nase zu. Ich hörte ihn lachen.

Bevor ich zum ersten Mal in meinem Leben das Haupthaus der Marienhöhe betreten würde, sal

ich noch nach Katie. Sie schnaufte leise, als ich in den Stall kam. Ich blieb vor der Box stehen, atmete tief den Duft von Heu und Pferd ein. Ich kann mir nicht erklären, wie jemand sagen kann, dass es in einem Pferdestall stinkt. Aber ich hatte in Wiesbaden für kurze Zeit eine Freundin, die ihre Nase gerümpft hatte, als ich vorschlug, mal Reiten zu gehen. »Danach stinkt man nach Pferd und Mist. Das ist so ekelhaft.«

Ist es nicht, dachte ich und inhalierte mehr von dem Geruch. Es ist wild. Es ist Natur. Und es ist Romantik, überlegte ich, als mir der Traum von Anna und Adrian in diesem Stall einfiel.

Sicherheitshalber ging ich ein paar Schritte zurück und schielte auf den Heuboden über den Boxen. Natürlich war dort alles leer. Sogar sauber, als wäre gerade erst alles aufgeräumt worden.

»Suchst du mich?«, ertönte Adrians raue Stimme just in dem Moment hinter mir, als ich gegen seine Brust prallte und auf seinen Fuß trat.

Erschrocken stolperte ich von ihm weg und stammelte eine Entschuldigung. »Ich wollte nur nachschauen, wie es Katie geht.« Nervös kaute ich auf meinem Piercing herum. Irgendwie fühlte es sich an, als würde Adrian jedes Mal, wenn er mich auf diese verärgerte Art ansah, noch anziehender auf mich wirken. Meine Knie wurden weich unter diesem strengen Blick, aber in meinem Mager flatterte es aufgeregt.

»Es geht ihr gut. Ich habe sie vorhin frisch verbunden. Die Wunde hat sich nicht entzündet.«

»Gut. Danke«, sagte ich und folgte Adrian in die Box. Er ließ Katie an seiner Hand schnuppern, streichelte über ihre Nase und klopfte ihren Hals.

»Du siehst toll aus, Katie«, sagte ich und vergrub mein Gesicht in ihrer dicken schwarzen Mähne.

»Sie fehlt dir«, stellte Adrian fest und ich sah ihn zum ersten Mal wegen mir lächeln.

»Ich habe sie die letzten vier Jahre nicht gehabt. Eigentlich hatte ich nicht vor, sie schon wieder herzugeben.«

»Samuel sagt, das Dach wird schon morgen fertig sein. Dann kannst du sie am Abend zu dir holen.« Katie rieb ihre Nase an Adrian. Sie hatte sich schnell an ihn gewöhnt. Und ein wenig war ich eifersüchtig, als ich sah, wie sie sich an Adrian drängte und er ihr liebevoll über das rostbraune Fell strich.

»Wir sollten reingehen. Das Auto der Pizzeria ist gerade gekommen. Unser Abendessen ist da.«

»Wollte Sam nicht kochen?«

»Das Risiko für die Küche ist viel zu hoch.«

»Oh. Ich bin sprachlos.«

»Warum?«

»Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, du hast gerade einen Scherz gemacht«, sagte ich grinsend und ein Fels schien mir vor Erleichterung von der Brust zu rollen. Hatte er beschlossen, mich doch entgegenzukommen?

Adrian blieb mit der Hand auf dem Türgriff stehen und wandte sich zu mir um. »Das war kein Scherz.« Er öffnete die Tür und trat beiseite, um mich zuerst in den verrauchten Flur zu lassen.

»Puh, was ist hier denn verbrannt?«, sagte ich und wedelte mit der Hand vor meinem Gesicht, unterließ das aber gleich wieder, als ich mir der vielen antik aussehenden Vasen und Figuren bewusst wurde, die entlang der Wände auf kleinen dunklen Kommoden standen.

»Ich habe gesagt, dass das kein Scherz war«, unterstrich Adrian noch einmal.

Ein mit einem Geschirrtuch fächernder Sam kam aus einer Tür rechts von uns. Er hatte sich eine lange weiße Küchenschürze umgebunden und lächelte mich herausfordernd an. »Du hast also einen Kamm gefunden.«

Ich setzte eine Grimasse auf und warf Adrian einen Blick über die Schulter zu. »Du hast die Leine zu lang gelassen. Er kann die Küche verlassen.«

Adrian runzelte verwirrt die Stirn. »Er kann was?«

»Die Leine, mit der jede Hausfrau in der Küche angebunden wird, die ist zu lang.«

»Stimmt«, sagte Adrian ernst. Er zog sein Unterlippenpiercing in den Mund und wieder dachte ich wie wenig er nach einem Geschäftsmann aussah. »Er ist leider denkbar schlecht zur Hausfrau geeignet.«

»Meine Qualitäten liegen eher auf dem Schlachtfeld.«

»Dem Schlachtfeld?«, hakte ich verwirrt nach und Bilder aus meinem Traum flackerten in meinem Kopf auf; Sam mit einem Schwert in der Hand, Sam blutend, Sam gefangen und verschleppt von Gegnern.

»Videospiele«, warf Adrian ein. »Wir können hier stehen bleiben oder reingehen.«

Sam ging vor in einen großen Raum, in dessen Mitte ein massiver Tisch aus dunklem Holz stand, um den herum acht hohe Lederstühle Platz fanden. An einer Wand befanden sich mehrere Bücherregale voll mit Büchern in Ledereinbänden. Es gab einen großen Kamin über dem zweigekreuzte Schwerter hingen. Es roch nach Möbelpolitur und Zitrone. Ob die beiden eine Putzfrau hatten? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie all das hier selbst abstaubten. Alles schien aus einer anderen Welt, einer anderen Zeit zu stammen. Und doch hatte sich ein Band um meine Brust geschlungen, weil es sich vertraut anfühlte. Weil es sich anfühlte, als würde ich nach langer Zeit endlich zu Hause angekommen sein.

Sam zog einen Stuhl zurück und bot mir einen Platz an der Stirnseite des Tisches an. Kerzenlicht brannte in großen silbernen Kandelabern. Adrian nahm rechts von mir Platz und Sam auf meiner anderen Seite. Und auch, wenn die Atmosphäre des Raumes entspannend wirkte, das Essen lief ganz und gar nicht so. Die ganze Zeit schwiegen wir. Es fühlte sich erdrückend zwischen den Brüdern an. Die frostige Stimmung war fast mit den Händen greifbar.

Ich versuchte die Stimmung aufzulockern, indem ich begann, belanglos zu plaudern. »Das sieht sehr ...«

»... alt aus«, beendete Sam meinen Satz mit kraus gezogener Stirn.

»Das ist nicht das, was ich sagen wollte. Ich finde es schön.«

»Adrian gibt sich Mühe, alles authentisch einzurichten.« Sams Stimme klang verbittert.

Ich warf Adrian einen fragenden Blick zu. »Du wirkst ganz anders auf mich. Nicht so wie jemand, der auf alte Sachen steht. Also, versteh mich nicht falsch. Es ist schön hier, ich mag es wirklich. Ich hätte nur eher schwarze Wände und Poster erwartet, als das hier.«

»Und was hat dich zu dieser Annahme gebracht? Die Piercings?« Adrian hatte wieder seine ernste Miene aufgesetzt. Seine Art sich vor seiner Umwelt zu schützen?

»Ja, die und die löchrigen Jeans«, sagte ich trotzig. Langsam begann ich zu bezweifeln, dass ich jemals wirklich Zugang zu ihm finden würde. Jedes Mal, wenn ich das Gefühl hatte, er würde mich einen Schritt auf sich zukommen lassen, stieß er mich danach zwei Schritte zurück. Ich schluckte der Kloß in meiner Kehle runter.

»Dann werde ich das mal abräumen.« Sam durchbrach unser stummes Anstarren. Er warf Adrian unter zusammengekniffenen Augen einen Blick zu. »Und du kümmerst dich um unseren Gast.«

»Soll ich dir nicht lieber helfen?«, entgegnete ich, nicht nur um das feine Porzellan besorgt, sondern auch bedacht, Abstand zwischen mich und Adrian zu bringen.

»Wie wäre es, wenn Adrian dich etwas herumführt?«, hielt Sam dagegen.

Mein Herz klopfte heftig gegen meine Brust und ich warf Adrian einen ängstlichen Blick zu. Mir war nicht wohl bei dem Gedanken, allein mit ihm zu sein. Und doch reizte es mich, mich in diesem Haus umzusehen. Ich wollte wissen, was für Gefühle es noch in mir wecken konnte, welche Geheimnisse es all die Jahre vor mir verborgen hatte, in denen es ein so fester Bestandteil von mir gewesen war, ich es aber nie hatte von Innen sehen können.

Adrian schien ganz in dieser Führung aufzugehen, nachdem er sich einmal dazu durchgerungen hatte. Er war genauso ausgewechselt wie in den Momenten, in denen seine Liebe zu Pferden in ihn die Oberhand gewann. Er besichtigte mit mir erst die unteren Räume und mit jedem Raum, den wir betraten, leuchteten seine Augen heller. Er führte mich in ein Arbeitszimmer an dessen Wänden sich weitere Bücherregale befanden. Und als ich mich in diesem Raum umblickte, wusste ich, dass sich hier nicht viel verändert hatte. Dieses Zimmer sah schon immer so aus, und auch das Porträt der jungen Frau über dem Kamin war schon immer dort gewesen. Ich wusste nicht woher, aber ich wusste es einfach, genauso wie ich wusste, dass die Küche sich früher nicht in diesem Teil des Hauses befunden hatte.

Adrian zeigte mir einen kleinen schmalen Ausgang, der nicht dieses Gefühl eines Déjà-vus in mir weckte. »Das ist der Ausgang für das Personal gewesen. Sie durften die Treppen der Herrschafter nicht benutzen.«

Schmale Holzstufen führten hinunter in den Teil des Hauses, in dem die Dienstboten gelebt hatten. Bei jedem Schritt knarrten die Stufen unter unserem Gewicht. Der Ausgang war so eng, dass Adrian Schultern auf beiden Seiten an den Wänden schabten. In dieser Enge wirkte Adrian noch beeindruckender, obwohl ich bezweifelte, dass Sam hier weniger Platz einnehmen würde.

»Wie kommt es eigentlich, dass zwei zwanzigjährige junge Männer in einem Haus wie diesem wohnen?«, fragte ich in die Stille hinein, während ich Adrian die schmalen Stufen hinunter folgte.

Adrian blieb unten stehen und wandte sich mir zu. Da er vor der letzten Stufe stand, blieb mir nichts anderes, als auf dieser stehenzubleiben, so waren wir gleichgroß und zum ersten Mal konnte ich ihm direkt in die Augen sehen, ohne dass er sich abwandte. »Was glaubst du?«

»Ich weiß nicht. Es ist ziemlich eindeutig, dass du auf alte Dinge stehst. Vielleicht hast du dieses

Haus gesehen und dich sofort verliebt. Ich habe es. Schon als Kind. Ich habe mir immer vorgestellt es würde eines Tages mir gehören.«

Adrian atmete hörbar ein. »So war es wohl«, sagte er, aber ich hatte das Gefühl, dass er es nicht so meinte.

»Du sprichst nicht viel«, versuchte ich weiter, ihn zu einem Gespräch mit mir zu verführen.

»Ich habe nicht viel zu sagen.«

»Das merke ich«, murmelte ich. »Vielleicht solltest du es mal versuchen.«

Er blieb vor einer Tür stehen, von der die graue Farbe abblätterte. »Vielleicht hast du Recht.« Er sah mich an. »Es gab da jemand. Es ist eine Weile her, aber ... Ich weiß, Samuel versucht das geradezubiegen, und er glaubt, du wärst diejenige, die mir dabei helfen könnte, zu vergessen. Aber das funktioniert nicht. Es tut mir leid. Es ist wohl besser, wenn ich dir das sage, damit du dir keine falschen Hoffnungen machst.«

Sprachlos sah ich ihn an, auf meiner Brust lag ein Zentnerschwerer Stein. Was Adrian gesagt hatte, tat weh, aber ich verstand ihn. Wer auch immer dieses Mädchen gewesen war, er liebte sie noch immer. Und gerade, wenn eine Beziehung nicht auseinander ging, weil man sich auseinandergelebt hatte, sondern weil man auseinandergerissen wurde, ist es schwer das zu verarbeiten. Und weil ich das wusste, konnte ich ihm nicht einmal böse sein. Nein, dass Adrian so sehr lieben konnte, machte ihn noch anziehender. Ich hätte ihm vorschlagen können, dass wir ja Freunde sein könnten, aber dann würde ich mich selbst belügen, also schwieg ich und folgte ihm weiter durch das Haus.

In den Räumen, die sich am unteren Ende dieser Treppe befanden, war es staubig und man sah, hier wurde lange nichts mehr verändert. »Hier ist alles noch im Originalzustand.«

Eine Metallschüssel stand auf einem wackligen Tisch in einer Ecke eines kleinen Zimmers, daneben ein Krug. Unter dem spärlichen Bett mit der dicken Matratze befand sich ein Nachttopf mit einem hölzernen Deckel darauf.

»Die Matratze ist mit Stroh gefüllt«, erklärte Adrian. Seine Begeisterung war fast ansteckend. Eine Truhe stand auch noch in dem Zimmer, auf der das Blumenmuster nur noch undeutlich erkennbar war.

»Die Bediensteten haben so anders gelebt«, sagte ich und drückte testweise auf die Matratze. Der Stoff bestand aus grobem Leinen. »Dort oben ist alles so wundervoll und hier ... Es sieht trostlos aus. Eine andere Welt.«

»Die Küche ist eigentlich auch hier unten.« Adrian lotste mich in den nächsten Raum, in dem ein großer Tisch stand, ein paar Schränke, von denen die Farbe abblätterte und ein Ofen. »Unter der Tischplatte sind zwei Schüsseln versteckt. Hier wurde das Geschirr gespült.« Adrian hob die Platte an und zwei emaillierte Schüsseln kamen zum Vorschein. »Dort hinten ist die Tür zum Hof. Das war der Dienstboteneingang.« Er wies auf eine kleine Holztür, die eher einer Stalltür glich.

Adrian führte mich zurück zu den Stufen und stieg diesmal ganz bis nach oben mit mir. Auch an diesem Ende befand sich nur eine unscheinbare Tür. Wir traten in einen Flur, der düster wirkte. Auch hier dominierte dunkles Holz. Es gab nur ein kleines Fenster am anderen Ende des Korridors. Adrian legte einen Lichtschalter um und elektrische Glühbirnen flackerten auf. Sie wirkten zwischen all der Antiken Kommoden, Bildern und Tischen fehl am Platz, obwohl sie in Wandhalterungen steckten, die nicht jünger aussahen als der Rest des Hauses.

»Hier befanden sich früher die Gemächer der Familie. Dort hinten wird gerade ein modernes Badezimmer eingebaut.« Er wies mit dem Finger auf eine Tür den Gang hinunter.

Ich folgte Adrian einige Schritte in den Flur hinein. Er ließ die nächste Tür aus und öffnete erst die

übernächste. »Das ist mein Zimmer.«

Ich trat ein und keuchte laut auf, als ich das riesige Bett sah, das den Mittelpunkt bildete. Es wäre groß genug für fünf Personen. Es gab einen Kachelofen, in dem ein Relief eines Hirten mit einem Schaf eingearbeitet war, einen riesigen dunklen Schrank und einen Sekretär. Das Zimmer wirkte kalt. Nirgends befanden sich persönliche Dinge. Keine Fotos auf dem Nachtschchen, keine Bücher, keine Bilder an den Wänden. Nur ein altes Porträt eines Mannes, das sicher aus der gleichen Zeit stammte wie der Rest der Einrichtung. Doch nichts, das einen Hinweis auf den derzeitigen Bewohner des Zimmers zugelassen hätte.

»Ich verbringe nicht viel Zeit hier«, sagte Adrian als hätte er meine Gedanken gelesen.

»Hast du ihr schon das Zimmer des Mädchens gezeigt?«, ließ Sam hinter uns verlauten. Er lehnte im Rahmen, die Lippen zusammengekniffen und sah Adrian herausfordernd an.

»War das die Tochter des Gutsbesitzers?«, hakte ich nach und konnte meine Aufregung kaum verbergen. Irgendetwas regte sich beim Gedanken an sie in mir.

»Nein!«, sagte Adrian abrupt. »Es sieht nicht anders aus als das hier.« Adrian funkelte Sam an. Was könnte ihm daran nicht gefallen, dass ich dieses Zimmer sehen sollte?

»Ich würde es wirklich gerne sehen«, bettelte ich und setzte einen Schmolmund auf. Der hatte zumindest bei meinem Vater nie seine Wirkung verfehlt. Natürlich war ich damals auch einige Jahre jünger, und mit einem Zopf auf jeder Seite meines Kopfes, auch unwiderstehlicher gewesen.

»Ich werde es dir zeigen«, sagte Sam, griff nach meiner Hand und zog mich in das Nachbarzimmer, bevor Adrian protestieren konnte.

Adrian hatte nicht gelogen, es sah nicht viel anders aus. Es gab ein ähnlich großes Bett, einen Waschtisch, einen Ankleidespiegel, einen Kleiderschrank. Nur das Gemälde über dem Bett war ein anderes. Es zeigte ein Mädchen, etwa in meinem Alter. Sie hatte rötlich braunes Haar, das unter einem dunkelgrünen Hut hervorlugte und ihr bis auf die Schultern reichte. Sie hatte Augen in der Farbe des Hutes und lächelte auf uns herunter. Sie war Anna. Das Mädchen aus meinen Träumen. Ich erkannte sie sofort. Der sauberen Schrift um unteren Rand des Porträts konnte ich entnehmen, dass das Bild im Jahr 1912 entstanden war. Ein Jahr vor ihrem Tod, wenn sie dieselbe Anna war, die unter dem Engel begraben lag.

Mir stockte der Atem und mein Herz rannte in meiner Brust. Ich musste mich auf dem Tischchen neben dem Bett abstützen, weil meine Knie drohten, unter mir nachzugeben.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte Sam und legte eine Hand um meinen Oberarm. »Du siehst aus als hättest du einen Geist gesehen.«

Adrian trat näher. In seinem Gesicht zeichneten sich Sorge und Wut ab. Er knurrte Sam etwas Unverständliches zu.

»Sie sieht dir ähnlich, eigentlich sieht sie sogar genauso aus wie du«, sagte Sam und verließ das Zimmer.

10. Kapitel

Samuel spielte mit Anna Federball. Sie kicherte fröhlich, wenn sie es schaffte, den Ball zu treffen und lachte noch lauter, wenn Samuel daneben schlug. Was Anna nicht wusste, Samuel schlug mit Absicht daneben, nur um dieses losgelöste Lachen zu hören.

In den letzten Tagen waren sie gute Freunde geworden. Sie verbrachten mehr und mehr Zeit miteinander und Samuel war wirklich froh, dass zumindest dieser Teil seines Planes aufzugehen schien: Anna von Adrian fernzuhalten. Es klappte nicht vollkommen, gestern Abend hatte er die beiden im Stall gesehen, am Nachmittag gemeinsam bei einem Picknick mit der Amme auf der Lichtung im Wald, aber sie verbrachten lange nicht mehr so viel Zeit miteinander. Was gut war, denn Annas Vater hatte Verdacht geschöpft. Und wenn Adrian auffliegen würde, bestünde für ihn die Gefahr vielleicht auch.

Der andere Teil seines Planes, war Kontakt zu Irial aufzunehmen, damit er eine Lösung für dieses Problem fand. Leider würde dieser Teil sich deutlich schwieriger gestalten.

»Nun schlagen Sie schon, Samuel! Sie sind dran«, rief Anna ihm zu. Er war so in Gedanken versunken gewesen, dass er nicht bemerkt hatte, dass er mit dem Federball in der Hand da gestanden hatte. Er holte Schwung mit dem Schläger, warf den Ball in die Luft. Der Schläger teilte die Luft mit einem Zischen, traf den Ball und schleuderte ihn zu Anna, die lachend loslief und den Federball verfehlte.

Adrian stand im Tor des Pferdestalls und gab Samuel mit einem Handzeichen zu verstehen, dass er mit ihm sprechen wollte. Samuel seufzte. Dieses Gespräch würde nicht einfach. Er konnte Adrians Eifersucht schon fast riechen. Es gefiel seinem Bruder gar nicht, dass er hier war. Ohne Zweifel misstraute Adrian ihm. Das könnte ein Problem werden.

Samuel entschuldigte sich bei Anna, die etwas enttäuscht schien, und ging mit großen sicheren Schritten auf Adrian zu.

Ich lag in meinem Bett. Über mir schwebte die langstielige Rose aus Frau Dietrichs Kurs. Mal ließ ich sie aufrecht stehen, mal sorgte ich dafür, dass sie wie der Zeiger einer Uhr kreiste. So wie die Rose, drehten sich auch meine Gedanken. Immer fortwährend Runde um Runde.

Ich verstand nicht, warum Sam mir dieses Porträt gezeigt hatte. Woher hatte er gewusst, dass ich so reagieren würde? Und, dass er es gewusst hatte, hatte sein selbstgefälliger Gesichtsausdruck verraten, den er Adrian zugeworfen hatte, nachdem mir scheinbar sämtliche Farbe aus dem Gesicht gewichen war.

Aber hatte ich nicht genau so reagiert wie jeder Mensch reagieren würde, der plötzlich entdeckte, dass er einen Doppelgänger hatte? Vielleicht sollte es mir egal sein, schließlich war Anna schon seit 100 Jahren tot. Aber es konnte mir nicht egal sein, denn diese Tote tauchte in meinen Träumen auf – zusammen mit zwei sehr lebendigen Personen aus meinem Leben. Wie konnte das alles möglich sein? Was hatten diese Träume zu bedeuten? Hatten sie überhaupt etwas zu bedeuten?

Ich presste meine Handflächen gegen die Schläfen und stöhnte. Es war mir unmöglich, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. In meinem Kopf dröhnte es. Mir würde nichts anderes bleiben, als mit Sam zu sprechen. Er wusste etwas, das ich nicht wusste. Auch Adrian schien eingeweiht.

Mein Blick glitt über die Rose; ihren langen Stiel, die dunkelroten Blütenblätter, die am Vormittag noch glatt und seidig waren, jetzt aber anfangen ihre Perfektion zu verlieren. Mit Hilfe meiner Gedanken zupfte ich jedes einzelne Blatt ab.

»Kann Sam mir sagen, was hier nicht stimmt? Ja, nein, ja ...«

Das letzte Blütenblatt segelte anmutig auf meine Decke runter. »Ja, er kann«, flüsterte ich. Aber wird er auch?

Die Nacht war fast vorbei und ich hatte noch kein Auge zugetan. Ich ließ die Blütenblätter um mich herum tanzen, bis mich die Müdigkeit endlich einholte.

Vor der ersten Stunde hatte die Direktorin mich aufgehalten und mich für später in ihr Büro gebeten. Ich war mir keiner Schuld bewusst und konnte mir nicht erklären, was sie von mir wollte. Außer diesem blöden Aufsatz.

Ich suchte mir eine ruhige Ecke im Schulflur und wählte Daves Nummer. Ich wollte endlich wieder etwas Normales hören. Etwas, das nicht vollkommen verrückt war. Etwas, das mir ein Gefühl von Geborgenheit verlieh, auch wenn es nichts weiter, als eine Illusion sein würde. Es klingelte dreimal, viermal, dann ein Klicken. Erleichtert atmete ich aus.

»Ja«, meldete sich Dave und mein Magen krampfte vor Aufregung, als ich seine dunkle Stimme hörte.

»Ich bin's, Dave.«

»Tinker, wie cool ist das denn?«

Ich musste lachen. Dave war eindeutig zu viel mit Jugendlichen zusammen.

»Wie geht es dir im fernen Bayern?«

»Es ist okay«, sagte ich um den Kloß im Hals herum.

»Ich würde ja sagen, du weißt, wo du uns findest, aber die Kerle hier sind kein guter Umgang für eine Tinker wie dich.«

Ich schnaubte in das Telefon. »Du weißt, dass das nicht wahr ist.«

»Bist du noch kreativ? Du hast mir keine neuen Motive geschickt, seit du im Land der Brezeln und Lederhosen bist.«

»Nicht besonders.«

»Also?«, forderte Dave mich auf. Im Hintergrund surrte etwas leise. Ich erkannte das Geräusch sofort.

»Reinigst du deine Maschine?« Das ruhige gleichmäßige Summen von Daves Tätowiermaschine vermisste ich. Genauso, wie ich es vermisste, in Daves Studio zu sitzen, an einer neuen Idee zu arbeiten, während Dave eins seiner Kunstwerke auf die Haut eines Kunden brachte.

»Ja, du weißt ja, Vorbereitung ist alles.«

»Ja, ich bin gerade schlecht vorbereitet«, gestand ich und dachte daran, dass ich heute den zweiten Tag in Folge ohne Hausaufgaben war. »Wie läuft es so bei euch?«, stammelte ich und zupfte am Trageriemen meiner Tasche. Eine Gruppe Mädchen lief kichernd an mir vorbei.

Ich wusste nicht, über was ich mich mit Dave unterhalten könnte. In den letzten Wochen war nichts passiert, das ich ihm hätte sagen können, ohne Gefahr zu laufen, dass er glaubte, ich würde Drogen nehmen. Dave hasste Drogen und das, was sie mit einem anstellten. Ich atmete tief ein. An der gleichmäßigen Atemzügen auf der anderen Seite der Leitung erkannte ich, dass Dave darauf wartete, dass ich etwas sagen würde. Dave war einfach so; ein geduldiger Zuhörer, er funkte nie dazwischen, sagte erst seine Meinung, wenn sein Gesprächspartner fertig war. »Ich habe eine Schuluniform an«, sagte ich, um ihn nicht länger warten zu lassen. Ich wusste, dass er wusste, dass das nicht das war, was ich eigentlich sagen wollte.

»Eine Schuluniform?« Er lachte leise. »Steht dir sicher gut. Wie fühlst du dich?«

»Wie ein kahler Baum; leer, einsam, verwirrt.«

Schweigen. Er wartete, ob ich noch etwas sagen würde. Ob ich erklären würde, warum ich mich so fühlte. Aber ich war nicht bereit dazu. Er war jetzt nicht mehr derjenige, der meine Last auf seinen Schultern buckeln musste.

»Vielleicht wird es Zeit, dass der Baum merkt, dass es Sommer ist, dass es Zeit für ihn ist, Früchte zu tragen? Verstehst du, was ich meine?«

»Du willst, dass ich die Vergangenheit ruhen lasse und nach vorne blicke. Wenn das nur so einfach wäre.« Wenn Dave nur wüsste, dass nicht die Vergangenheit mein Problem war, sondern die Gegenwart. Das Gestern wurde fast vollkommen vom Heute verschluckt. Nur noch der Rest eines Schattens war übrig geblieben. Ein Rest, den ich noch nicht bereit war aufzugeben. Aber er hatte recht, nicht mehr meine Mutter oder Tom oder ihr neuer Ehemann waren Verantwortlich für meine derzeitige Situation, sondern etwas anderes. Und ich musste herausfinden, was dieses Etwas war.

Dave lachte. Es klang wie ein dunkles Brummen. Im Hintergrund schlug eine Tür zu und ich konnte Jimmy Blue fluchen hören.

»Wie geht es Jimmy?«

»Allen geht es prima. Aber ich glaube ...« Dave stockte, dann flüsterte er weiter. »Jimmy vermisst dich mehr als der Rest der Truppe. Ich habe dir ja gesagt, du hättest dich nicht vor ihm entblättern sollen.«

Ich keuchte entrüstet in das Telefon und entgegnete etwas lauter als ich sollte: »Er hat nicht mehr als meinen Rücken gesehen!«

Jimmy brüllte: »Dave, erzählst du wieder Mist? Mit wem sprichst du da? Tom? Sag ja nicht, das ist Sky?«

»Keine Angst Jimmy, sie ist zu weit weg, um dir noch eine Abfuhr zu erteilen.«

Ich musste lachen. Für einen Moment war es fast so, als würde ich die Szene wirklich sehen: Jimmy, der sich in der kleinen Küche des Studios mal wieder selbstbediente. Dave, der das Telefon zwischen Ohr und Schulter eingeklemmt hatte, damit er beide Hände für die Tattoomaschine frei hatte.

Als es zum Unterrichtsbeginn klingelte und mir bewusst wurde, ich muss auflegen, ich werde wieder aus meiner Welt gerissen, stiegen mir Tränen in die Augen.

»Ich muss Schluss machen«, schniefte ich in das Telefon. »Grüß alle von mir.«

»Mache ich. Schönen Gruß von Tinker, Jimmy. Sie vermisst dich auch.«

»Dave!«, ermahnte ich ihn.

»Wenn du bereit bist, zu reden, ruf an. Oder komm vorbei.« Er lachte, dann hörte ich das Klicken. Stille. Erst das lang gezogene Tuten riss mich aus meiner Trauer. Dave hatte genau gewusst, dass ich ihm etwas sagen wollte, es aber nicht konnte. Er kannte mich gut, besser als meine Mutter. Und ich hätte es fast getan, hätte es so gerne jemand erzählt. Aber wie kann man solche Dinge überhaupt jemand erzählen?

Die Korridore waren menschenleer, als ich mich auf den Weg zum Büro der Direktorin machte. Ich hatte ein mulmiges Gefühl im Magen, weil ich mir nicht vorstellen konnte, dass sie mich nur wegen einer Hausaufgabe zu sich zitierte. Andererseits führte sie die Schule mit strengem Regiment und angestaubten Moralvorstellungen und erlaubte keinerlei Verfehlungen.

Ich legte die Hand auf die Türklinke, atmete tief durch und klopfte mit der anderen an.

»Herein«, rief sie von drinnen. »Ich habe dich schon erwartet. Du bist spät dran«, sagte sie als ich eintrat. Ich setzte eine möglichst starre Miene auf und ging auf den Schreibtisch zu.

»Setz dich«, forderte sie mich auf. Das Fenster in ihrem Rücken stand offen. Eine kühle Brise wehte herein und strich erfrischend wie Seide in einer heißen Sommernacht über meine verschwitzte Haut. Verschwitzt, nicht weil es heute warm war, der Himmel war heute von grauen Wolken verdeckt, sondern verschwitzt, weil ich nervös war.

Ich hoffte, dass es nicht regnen würde. Doch vielleicht würde Sam eine kalte Dusche ganz gut tun dort oben auf Katies Stall. Trotzdem hatte ich es plötzlich eilig, Katie wieder in ihrem eigenen Stall unterzustellen. Ich schüttelte die Gedanken an die gestrigen Ereignisse ab und konzentrierte mich auf die Direktorin, die mich aufmerksam musterte.

»Wie geht es ihnen heute, Skyler?«

Ich lehnte mich unbehaglich im Sessel zurück. »Es geht mir gut. Ich hatte wohl nicht genug gegessen.«

Frau Dietrich nahm eine Flasche Wasser und schenkte etwas in ein Glas ein. Sie stellte das Glas in die Mitte des Schreibtisches. »Du siehst blass aus. Trink etwas.« Sie erhob sich. »Ich bin gleich zurück.«

Sie verließ den Raum und ich saß da und starrte auf das Wasserglas auf dem Tisch. Einige Minuten vergingen, in denen ich gar nichts tat, außer meinen Blick weiter auf das Glas zu fixieren. Ich war zu müde, um nachzudenken. In meinem Kopf herrschte absolute Leere. Ich genoss es. Meine Lider wurden schwer und ich musste zwinkern, um zu verhindern, dass sie sich schlossen. Es fiel mir nicht leicht, gegen die bleierne Schwere anzukämpfen und das Nichtstun machte es nicht einfacher. Ich schüttelte den Kopf und streckte meine Hand nach dem Glas aus. Ohne mich wirklich anstrengen zu müssen, rutschte das Glas über die Tischplatte und glitt direkt zwischen meine wartenden Finger. Ich lächelte schwach und nahm ein paar Schlucke.

Hinter mir öffnete sich die Tür. Die Direktorin kam zurück und strahlte mich an. Ich fragte mich, was sie wundervolles erlebt hatte in der Zwischenzeit, das ihre Laune so gehoben hatte.

»Also, Skyler«, sagte sie und blieb vor mir stehen.

Ich blickte zu ihr auf und versuchte weiterhin, möglichst unschuldig zu wirken. Ich überlegte, ob Angriff nicht die beste Verteidigung wäre, und es ratsam wäre, ihr vorweg zu kommen, indem ich ihr gestand, dass ich den Aufsatz noch nicht fertig hatte.

»Was denkst du über meinen Kurs?«

Ich zog verwirrt die Stirn kraus. »Ehrlich? Ich bin mir nicht sicher?«

»Warum?«

»Weil ich mich die ganze Zeit frage: Wozu soll dieser Kreis gut sein?«, sagte ich und steckte all meinen Unmut in meine Stimme, damit diese widerspiegelte, dass ich genau das wirklich dachte.

»Er lehrt euch, euch zu konzentrieren und zu meditieren, aber vor allem lehrt er euch, ruhig zu bleiben«, sagte sie ernst, warf dem Wasserglas auf dem Tisch ein versonnenes Lächeln zu und setzte sich in ihren Sessel. »Und ich dachte mir, es wäre vielleicht gut, von den üblichen Methoden abzuweichen und etwas zu versuchen, zu dem gerade junge Mädchen heutzutage einen Hang haben. Ist es nicht so, dass ihr alle das Esoterische liebt, dass es euch fasziniert? Sieh dir nur deine wundervollen Kunstwerke an. Sie alle haben etwas davon in sich.«

»Aber ist es nicht gefährlich, mit solchen Sachen herumzuspielen?«, hakte ich nach, lehnte den Oberkörper nach vorne und versenkte meinen Blick herausfordernd in den der Direktorin.

»Sei ehrlich, glaubst du daran, dass so was irgendeine Wirkung erzielen könnte?« Auch sie schob ihre Brust in meine Richtung und entgegnete meinem Blick. Um ihre Mundwinkel herum zuckte es

aber sie blieb ernst. »Glaubst du an Magie? Satansbeschwörungen? Das Böse?«

Noch vor wenigen Tagen hätte ich nein gesagt. Und auch, wenn ich in einer katholischen Familie aufgewachsen war und regelmäßig von Engelsflügeln träumte, glaubte ich nicht daran, dass es irgendwo ein so mächtiges Wesen gab, das uns erschaffen hatte und über uns wachte. Man hoffte natürlich, und der Gedanke hatte etwas Beruhigendes, aber wirklich glauben? Nein. Wenn ich wirklich in Betracht ziehen würde, dass es Gott und Engel gab. Dann müsste ich auch in Betracht ziehen, dass es Dämonen und Satan gab. Konnte ich mir wirklich vorstellen, dass man einen Dämon beschwören konnte, oder dass ein Ritual wie das von Gestern vielleicht irgendetwas Böses hervorzaubern könnte? Gut, meine Oma warnte mich immer vor solchen Dingen. Sie wäre gefährlich, aber eigentlich hatte ich immer meine Zweifel daran, dass sie irgendetwas bewirken könnten.

Aber dann waren diese Dinge passiert, herumfliegende Katzen und Stifte, die genauso unerklärlich waren, wie alles, was ich in meinem Leben über Gott gehört hatte und ich wurde eines besseren belehrt.

»Ja«, sagte ich. »Ich glaube daran, dass diese Dinge etwas bewirken können. Und ehrlich gesagt finde ich den Gedanken, dass wir in der Schule Hexenkram machen, beängstigend.«

Die Dietrich lachte. »Wie kommst du darauf, dass das Hexenkram ist?«

»Ich lese Bücher, vorzugsweise Fantasy.«

»Vielleicht solltest du dir ein neues Genre suchen. Diese Bücher heißen Fantasy, weil sie reine Fantasie sind. Wenn wir einen Kreis bilden, wird nicht plötzlich ein Dämon auftauchen. Ich arbeite schon seit Jahren mit diesen Methoden und bisher ist noch nie etwas passiert.« Es schien fast, als hätte die Dietrich genauso viel Spaß an unserer Diskussion wie ich.

Bis gestern, dachte ich sauer. Irgendetwas hatte das in mir ausgelöst. Anders konnte ich mir das Auftauchen dieser Kraft nicht erklären. Gut, es hatte schon vorher Situationen gegeben, wo ich schwören könnte, dass auch dort merkwürdige Dinge passiert waren, aber seit gestern war ich mir sicher. Vielleicht redete ich mir aber auch etwas ein? Und wovor hatte ich eigentlich Angst? So wie es aussah, wollte die Dietrich wirklich nichts Schlechtes. Sie versuchte einfach, ihren Unterricht für uns interessant zu gestalten und daran war nichts Verwerfliches.

»Warum fragen Sie mich das überhaupt?«

»Das hat keinen besonderen Grund. Eigentlich frage ich das sogar jede meiner Schülerinnen. Nichts läge mir ferner, als dass ihr euch unwohl fühlt.«

»Okay«, sagte ich. »Gibt es sonst noch etwas?«

Die Dietrich zog die Augenbrauen über der Nase zusammen und musterte mich. »Geh nach Hause und ruh dich etwas aus. Der Umzug hat dich sicherlich ganz schön mitgenommen. Ich möchte nicht, dass du mir noch mal umkippst.« Sie nickte in Richtung Tür um mir zu bedeuten, dass ich entlassen war.

11. Kapitel

Ich schob mein Fahrrad neben mir her und ging zu Fuß. Ich war froh über diese Entscheidung der Direktorin. So übel war sie doch nicht. Zumindest hatte sie nicht mal nach meinem Aufsatz gefragt. Und ich würde noch ein paar Stunden für mich haben, bevor meine Eltern am Nachmittag wiederkommen würden. Ein paar Stunden, um das Chaos beseitigen zu können, das ich in den letzten Tagen im Haus hinterlassen hatte.

Die graue Wolkendecke war aufgerissen und wärmte mir das Gesicht. Ich ließ mir Zeit, lauschte dem Knirschen der kleinen Kiesel unter meinen Schuhsohlen und hing meinen Gedanken nach.

Die unbefestigte Straße, die die Schule mit Linden verband wurde kaum befahren. Bisher war mir nur ein Transporter der Baufirma entgegengekommen, die oben in der Schule arbeitete. Die Straße wurde auf beiden Seiten von einem Wald gesäumt. Laternen gab es nicht. Bei Nacht würde ich diese Straße mit Sicherheit niemals allein nehmen, aber jetzt hatte die Kulisse etwas Beruhigendes.

Ich atmete tief den harzigen Geruch ein und versuchte, mit Gewalt die Bilder zu verdrängen, die vor mir aufflackerten; Anna auf dem Porträt in Adrians Haus, Anna auf der Lichtung mit Adrian, Anna mit Sam. Es ließ mich einfach nicht los, dass diese Anna mir so ähnlich war, dass sie meine Zwillingschwester hätte sein können. Noch mehr Angst machte mir, dass ich von ihr träumte, nicht von mir.

Wie konnte ich von jemand träumen, von dessen Existenz ich bis gestern nicht einmal gewusst hatte? Und warum träumte ich von ihr ausgerechnet in Verbindung mit Adrian und Sam? Und noch dazu in einer Zeit, die wie sich jetzt herausstellte, wirklich die ihre war – 1913, eine mir vollkommen unbekannte Epoche. Und doch kommt sie mir so vertraut vor, diese Welt. Ich beschloss, zu versuchen mehr über diese Anna herauszufinden. Es musste da irgendeine Verbindung geben. Nachdem ich entdeckt hatte, dass man Gegenstände durch Kraft seiner Gedanken bewegen konnte, zweifelte ich so gut wie Nichts mehr an. Alles konnte möglich sein, auch das Anna und mich etwas Gemeinsames verband.

Und woher kamen diese Fähigkeiten? Warum hatte ich sie? War ich die Einzige? Gab es vielleicht noch mehr Menschen, die so etwas konnten? Vielleicht sollte ich doch mit jemand darüber reden? Ich runzelte die Stirn. Ich konnte nicht sagen, dass es mir Angst machte, dass ich offensichtlich ein Freak war, der Dinge mit seinen Gedanken bewegte und von Menschen träumte, die längst tot waren. Aber ich wusste auch nicht, wie ich damit umgehen sollte. Den Gedanken mit meiner Mutter darüber zu sprechen, wischte ich sofort wieder weg. Meine Mutter würde mit mir in das nächstbeste Labor rennen und mich auf den Kopf stellen lassen. Und Mel und Jenny? Wir waren Freundinnen, aber eigentlich kannten wir uns kaum. Und da sie meine einzigen Freundinnen in Linden waren, wollte ich sie auch nicht gleich wieder vergraulen. Der einzige, der mir einfiel, war der Auslöser all meiner Fragen über Anna: Sam. Wenn ich ihm schon nichts von meinen Fähigkeiten erzählen konnte, dann konnte ich ihn wenigstens nach Anna fragen. Schließlich hatte er sie mir ja erst gezeigt.

Ein Auto kam von hinten. Ich wich noch näher an den Rand der Straße aus, um dem Fahrzeug genügend Platz zu geben, an mir vorbeizukommen. An der Art, wie die Kiesel unter den Reifen knackten, hörte ich, dass es sich nur sehr langsam näherte. Als das Auto mit mir auf einer Höhe war, verlangsamte sich sein Tempo soweit, dass es neben mir her rollte.

Ich warf einen schnellen Blick zur Seite. Der Fahrer hatte das Fenster heruntergelassen und grinste mich anzüglich an. Auch sein Beifahrer hatte sich weiter herübergelehnt um besser sehen zu können.

Ich wandte mein Gesicht wieder ab und ging stur weiter.

»Warum so unfreundlich, Kleine. Wir tun dir bestimmt nicht weh.«

Ich schluckte nervös, versuchte aber, mir nichts anmerken zu lassen. Noch ungefähr hundert Meter, dann die Kurve und dann kommt das Ortseingangsschild, flüsterte ich, um mich in Sicherheit zu wiegen. Ich beschleunigte das Tempo leicht und wechselte mein Fahrrad auf die andere Seite, sodass es jetzt eine schwache Barriere zwischen dem Auto und mir bildete.

Blöde Bauarbeiter, dachte ich und fluchte vor mich hin. Das sind nur zwei blöde Bauarbeiter. Und die rennen nun mal jedem Rock hinterher.

»Steigst du freiwillig zu uns ins Auto?«, wollte der Typ wissen, der mit Mel getanzt hatte. Er lehnte aus dem Wagenfenster und steuerte das Auto. Sein dunkelbraunes Haar wurde von einer Windböe ergriffen und herumgewirbelt.

»Ich laufe, aber danke«, brachte ich zwischen zusammengebißenen Zähnen hervor.

Das Auto kam noch ein Stück näher. Mein Herz begann, heftiger zu klopfen und mein Mund war ganz trocken. Erst versuchte ich, schneller zu gehen, dann merkte ich, wie dumm ich eigentlich war und schwang mein Bein über das Rad. Wenn ich fahren würde, wäre ich schon längst auf der Hauptstraße von Linden. In der Sicherheit von besorgten und neugierigen Dorfbewohnern.

Noch bevor ich es schaffte, in die Pedale zu kommen, stand das Auto quer vor meinem Rad. Der Beifahrer riss die Tür auf und kam grinsend um den Fiat herum auf mich zu.

Meine Atmung ging jetzt genauso schnell wie mein Puls. Alles in mir schrie; lauf, lauf, lauf. Und das tat ich auch. Ich ließ mein Fahrrad fallen und rannte in den Wald. Nur ein paar Meter gerade aus, dann würde ich auf der anderen Seite in Linden herauskommen.

Ich sah mich nicht um, aber ich wusste, dass sie mich verfolgten. So schnell ich konnte lief ich los und bemerkte erst zu spät, dass ich vor lauter Panik gar nicht auf die Richtung geachtet hatte. Nur ein paar Meter, fluchte ich keuchend. War ich denn wirklich unfähig, wenige Meter in eine bestimmte Richtung zu laufen? Ich versuchte mich zu orientieren. Irgendetwas durch das Dickicht, der Bäume hindurch zu sehen, vielleicht ein Auto, ein Haus oder eine verdammte Kuh auf einer beschissenen Wiese. Nichts.

Zweige knackten unter meinen Füßen. Knackten rechts von mir. Links von mir.

»Bleib stehen! Wir kriegen dich ja doch.«

Ich rannte schneller und war mir bewusst, dass ein paar Meter eine wage Schätzung gewesen waren, denn der Wald wurde immer dichter und düsterer. In welche Richtung? Meine Lungen brannten in meiner Brust und ich hörte mein Blut in meinen Ohren rauschen. Ich schwor, wenn ich das hier überleben würde, würde ich mehr Sport treiben.

Meine Beine fühlten sich schwer an und ich hatte zu tun, meinen Muskeln noch zu befehlen, sich zu bewegen. Ich verfiel in eine Wurzel und stürzte. Mit den Händen fing ich mich auf dem Waldboden ab. Splitterndes Holz bohrte sich in meine Handflächen. Mein Kinn schlug auf den Waldboden und meine Zähne aufeinander auf. Stöhnend kämpfte ich mich erst auf alle vier, dann auf die Füße.

Eine Hand griff in dem Moment nach mir, als ein schwarzes Pferd an mir vorbeipreschte. Halluzinierte ich, oder war das Adrian, der mir die Hand entgegengestreckt hatte?

Der Bauarbeiter wirkte nicht weniger verwirrt und schien kurz abgelenkt. Mit voller Wucht trat ich ihm gegen sein Schienbein und rannte. Der Typ fluchte hinter mir und ich erlaubte mir ein zufriedenes Lächeln, bevor ich die Richtung einschlug, in der das Pferd verschwunden war.

Eine Hand packte mich und zerrte mich hinter einen Baum. Finger legten sich auf meinen Mund

bevor ich laut meine Todesangst hinausbrüllen konnte. Ich behielt meine Augen fest verschlossen. Ich wollte den Typen nicht sehen, der gleich über mich herfallen würde. Sein Körper presste sich gegen meinen, drückte mich gegen den Baumstamm einer Kiefer.

In diesem Moment wich die Angst einer Wut auf meine Mutter, ohne die ich jetzt gar nicht in dieser Situation wäre. Ich wollte ihr an den Kopf werfen, dass sie mir jetzt sagen sollte, wie viel besser ich in Linden aufgehoben war. Fünf Jahre in Wiesbaden und ich wurde nicht einmal angegriffen. Nur wenige Tage in Linden und ich würde in wenigen Minuten Opfer eines Gewaltverbrechens sein. War dieser Typ mir deswegen in den letzten Tagen immer wieder über den Weg gelaufen? Warum tat er mir das an?

Ich straffte die Schultern und ergab mich in mein Schicksal. Vielleicht würde er mich wieder gehen lassen, wenn ich mich nicht wehrte. Ein Finger wischte über meine geschlossenen Augen. Jemand flüsterte mir ins Ohr ich solle mich nicht bewegen. »Adrian?«

»Schscht.«

Vor Erleichterung liefen mir Tränen über die Wangen. Neben uns knackste ein Zweig. Adrian presste sich noch näher an mich heran, als wolle er meinen Körper unter seinem verstecken. Er starrte mir fest in die Augen und ich wäre am liebsten darin versunken, hätte gerne alles um mich herum vergessen und diesen Augenblick genossen. Ich war mir nicht sicher, weswegen mein Herz schneller rannte, wegen der unmittelbaren Gefahr in der wir uns befanden, oder weil Adrian mir so nah wie nie war. Und nein, ich hatte keine Sekunde ein schlechtes Gewissen, weil ich das hier so wundervoll fand, dass ich mit Gewalt ein Seufzen unterdrücken musste, als ich erst den Schock, dann die Erleichterung überstanden hatte und mir nur noch Adrians körperlicher Nähe bewusst war.

Seine Hand glitt von meinem Mund und blieb auf meiner Schulter liegen. Sein Daumen strich zart über mein Schlüsselbein. Bei jedem Atemzug drückte sich seine Brust noch stärker gegen meine. Ich konnte sogar seinen Herzschlag spüren. Seine Augen ruhten noch immer auf meinen. Es war, als wäre die Zeit stehen geblieben. Für diese winzigen Augenblicke war es so, wie ich es mir für uns wünschte. In Adrians Augen war etwas, das mir einen Funken Hoffnung verlieh, und mit einem Blinzeln seiner Lider war dieser Funken verloschen.

Adrians Hand schlang sich um meine. »Wenn ich sage lauf, dann läufst du.«

Ich nickte.

Adrian stieß einen grellen Pfiff aus, wandte sich ruckartig um und drückte meine Hand fester.

»Was haben wir denn da?«

Die zwei Typen hatten sich von rechts und links an uns herangeschlichen. Adrian verdeckte mich noch immer mit seinem Körper. Er antwortete nicht. Wirkte auch kein bisschen angespannt.

»Wenn das nicht ein nettes Bild ist?«, sagte der Typ, der mit Jenny getanzt hatte und seine Mundwinkel verzogen sich zu einem höhnischen Grinsen.

Hufgetrappel ertönte rechts von uns. Die Typen schielten in diese Richtung, doch Adrian ließ sich keine Sekunde ablenken. Dann preschte das schwarze Pferd wieder an uns vorüber und Adrian rief »Lauf!« und zerrte mich hinter sich her.

An der einen Hand hielt er mich, mit der anderen griff er nach der Mähne des schwarzen Hengstes und schwang erst sich in den Sattel um dann mich hinterherzuziehen. Kaum auf dem Rücken des Pferdes, schlang ich meine Arme um Adrians Taille und begann, hysterisch zu lachen, als mir klar wurde, dass Adrians Hengst uns gerade gerettet hatte.

Adrian ritt mit mir durch den Wald direkt bis zur Marienhöhe. Er schwieg und der kurze Weg

wurde zur angespannten Ewigkeit. Ich klammerte mich an ihm fest und versuchte, nicht darüber nachzudenken, wie knapp ich eben einem Albtraum entgangen war. Vor diesem Erlebnis wurden all meine Probleme zu Nichtigkeiten.

So sehr ich mich auch anstrengte, nicht daran zu denken, ließ mich doch die Frage nicht los, was die Typen vorgehabt hatten. Hatten sie mich wirklich vergewaltigen oder töten wollen? Was anderes konnte ich mir nicht vorstellen. Ich musste unbedingt Mel und Jenny warnen. Vielleicht waren sie nicht nur hinter mir her.

Adrian stellte den Araber in die Box neben Katie. Die Pferde begrüßten sich wie zwei alte Bekannte. Katie schien nicht zu bemerken, dass ich auch da war. Sie rieb ihre Nase am schwarzen Ohr des Hengstes, der wiederum ihren Nacken mit zärtlichem Knabbern bedachte. Ich rollte die Augen. Konnte aber nicht verhindern, mich an das Gefühl zu erinnern, das Adrian in mir ausgelöst hatte, als er mich gegen den Baumstamm gedrückt hielt.

Ich betrachtete Adrian, der in aller Ruhe sein Pferd versorgte. Ja, dachte ich. Das wird wohl das erste und letzte Mal gewesen sein, dass er mir so nahe gekommen war. Gegen eine perfektionierte tote Freundin kam keine Frau der Welt an. Trotzdem stimmte mich der Gedanke traurig, Adrian würde sich für immer jegliches Gefühl der Wärme und Zuneigung verwehren, und das, obwohl ich geseher hatte, dass da etwas gewesen war.

Als Adrian die Pferde versorgt hatte, ging er an mir vorbei in das Haus. Ich folgte ihm etwas ungehalten, weil er noch immer keine Anstalten machte, mich zu bemerken. Er ignorierte mich einfach. Ging in die Küche, wusch sich Hände und Gesicht. Ging in die Bibliothek, zog sich sein schmutziges T-Shirt über den Kopf und warf es schwungvoll in eine Ecke. Die ganze Zeit machte er ein Gesicht, als würde er dem nächsten, der zur Tür hereinkommen würde, den Schädel einschlagen wollen. War er wütend auf mich?

»Es tut mir leid, dass ich dich da reingezogen habe«, setzte ich zu einer Entschuldigung an.

Er war hinter dem schweren Eichenholztisch stehen geblieben und drückte die Fäuste in die Tischplatte. »Du kannst nichts dafür. Es ist nur ... ich hatte angenommen, ich wäre durch mit diesem Thema.«

»Wieso, rettetest du öfters Frauen aus Notlagen?« Ich setzte ein Lächeln auf, in der Hoffnung, das würde seine Laune wieder heben.

»Nein. Nicht mehr.«

Nicht mehr? Hatte das etwas mit der Geschichte um seine Freundin zu tun? Hatte er ihr vielleicht nicht helfen können? In meinem Magen bildete sich ein Knoten, bei der Vorstellung, was er vielleicht hatte durchmachen müssen. War seine Freundin in eine ähnliche Situation geraten wie ich und er hatte ihr nicht helfen können? Wahrscheinlich lebte er seither mit einer Wut auf sich selbst? Lebte in einer Welt von Selbstzweifeln und Hass. Eine Faust schloss sich um mein Herz und drückte unbarmherzig zu. Kein Wunder, dass er sich vor der Außenwelt verschloss und sich vollkommen zurückzog.

Adrian wandte mir den Rücken zu und trat an eines der Bücherregale. Der Anblick seiner Rückfront riss mich aus meinen Gedanken. Erschrocken keuchte ich auf. Wie konnte das sein? Auf Adrians Rücken befanden sich an den gleichen Stellen wie bei Sam zwei breite Verbrennungsnarben. Warum hatten beide diese Narben und was konnte so etwas verursacht haben? Mein Fuß löste sich schon vom Boden, um hinter ihn zu treten, als er sich ruckartig zu mir umdrehte, die Augen vor Schreck weit aufgerissen. Ihm schien gerade bewusst geworden zu sein, dass ich etwas gesehen hatte, was ich nicht hatte sehen sollen.

»Danke trotzdem«, sagte ich schnell, um die Situation zu überspielen. »Das war wirklich knapp gewesen.«

»Vergiss es einfach! Achte nur besser darauf, einsame Gegenden nicht zum Spaziergang zu nutzen.« Das klang ziemlich vorwurfsvoll und versetzte mir einen heftigen Stich. Aber es bestätigte mir auch meine Vermutung in Bezug auf Adrians Freundin. Wahrscheinlich hatte sie einsame Gegenden nicht gemieden. Aber andererseits, wie passte Sam dort hinein? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er etwas in der Art getan hatte. Nein. Ich schüttelte den Kopf, um die Bilder zu vertreiben, die in meine Gedanken krochen.

»Werde ich«, sagte ich leise.

Hinter uns wurde die Tür aufgerissen und Sam trat über das ganze Gesicht strahlend ein. »Wir haben Besuch?«

Ich lächelte nicht zurück und Sam sah mich mit hochgezogener Augenbraue fragend an. »Hat er sich wieder daneben benommen? Adrian kann mit Frauen nicht umgehen. Du musst ihm also verzeihen.«

»Nein. Er war ... nett«, sagte ich zögernd. Ich schob mich an Sam vorbei aus dem Haus. »Ich geh dann jetzt. Ich habe noch was zu erledigen.«

Um über Anna etwas herausfinden zu können, musste ich mich in die Bibliothek der Marienschule begeben. Die Bibliothek stammte noch aus Zeiten des Klosters und sollte, so wurde behauptet, ein umfangreiches Archiv über die Geschichte der Gegend beinhalten. Sie war so groß, dass sie fast den gesamten Keller der drei Gebäude einnahm. Unzählige Regale standen hintereinander aufgereiht. Es roch nach muffigem Papier und das grelle Licht der Neonröhren tat mir in den Augen weh.

Es war ruhig hier unten. Alle Schülerinnen befanden sich noch im Unterricht. Andererseits bezweifelte ich, dass die Bibliothek von vielen genutzt wurde. Es gab hier nur die alte Dame hinter der Ausgabe und mich.

Die Bibliothekarin saß in einem bequemen Sessel über eine Strickarbeit gebeugt. Selbst als ich den Raum betreten hatte, hatte sie nicht von ihrer Arbeit aufgeblickt. Ich trat an den Tisch heran und musste schmunzeln, als mir der Gedanke kam, dass sie genau so aussah, wie man sich eine Großmutter vorstellte, die vor hundert Jahren gelebt haben könnte. Ihr Haar war in einem straffen Knoten am Hinterkopf festgesteckt. Auf der Nasenspitze saß eine Brille mit dicken Gläsern. Und sie trug ein Kleid, das vielleicht modern gewesen war, bevor meine Mutter geboren wurde. Ihre Hände zitterten während sie Masche um Masche aufhob und doch strickte sie schneller, als ich es je könnte. Ganz zu schweigen vom Endergebnis. Meine Strickversuche konnte man allenfalls als Fischernetz benutzen. Die Bibliothekarin dagegen, schien ein Kleid für ein kleines Mädchen aus roter und weißer Wolle zu stricken.

Als ich ihr einen Guten Tag wünschte, blickte sie endlich auf, ihre Hände arbeiteten trotzdem unermüdlich weiter.

»Was kann ich für dich tun?«, sagte sie mit rauer, kratziger Stimme.

»Ich suche Informationen über die Marienhöhe. Vielleicht einen Familienstammbaum. Wichtige Ereignisse, die letzten Besitzer. All so was.«

Die alte Dame zog erstaunt die Augenbrauen hoch und musterte mich. »Du interessierst dich für die Marienhöhe? Eine Hausaufgabe?«

»Ja«, sagte ich nach kurzem Zögern. Wozu wirre Erklärungen abgeben, zumal ich selbst nicht wusste, was ich hoffte zu finden. Wenn ich überhaupt etwas Brauchbares fand. Aber diese Anna ließ

nich nicht mehr los. Und als ich heute nach dem Vorfall mit den beiden Bauarbeitern nach Hause gekommen war, hatte das leere Haus ein noch bedrückenderes Gefühl in mir ausgelöst, als die Tage zuvor. Ich musste mich unbedingt von dem, was im Wald passiert war ablenken, also beschloss ich, etwas über Anna herauszufinden. War es nur Neugier, ihre Ähnlichkeit mit mir oder die Träume, ich wusste es nicht? Aber wenn ich herausfinden wollte, was mich mit ihr verband, musste ich erstmal herausfinden, wer Anna war.

Die Alte legte das Kleid auf dem Schreibtisch ab und rammte die Nadeln in den Stoff. Sie rutschte näher an den Tisch heran und begann, in einem Register zu blättern. »Wir haben ein wenig über das Gut. Stimmt es, dass es wieder bewohnt ist?«

Ich nickte nur. Ich war nicht in der richtigen Stimmung für Tratsch, außerdem musste ich in zwei Stunden fertig sein. Dann nämlich würde das Taxi mich wieder abholen, das mich eben hier abgesetzt hatte. Nach den Erlebnissen vom Vormittag hatte ich keinesfalls Lust gehabt, wieder allein die einsame Straße entlangzulaufen.

»Du bist neu hier, stimmt das?« Sie schielte über den Rand der Brille zu mir herauf. Da sie in Durchblättern innehielt und wartete, nahm ich an, dass sie eine Antwort wollte, also nickte ich wieder. »Wohnst du jetzt auf dem Gut?«

»Nein, zwei junge Männer.« Ich trat nervös von einem Fuß auf den anderen. Würde sie mir jetzt endlich sagen, wo ich fand, was ich suchte? Im Zeitlupentempo blätterte sie sich weiter durch die Karteikärtchen.

Endlich schob sie mir ein Kärtchen mit einer Reihe von Zahlen und Buchstaben zu. »Historisches Archiv. Das findest du ganz hinten. Dann der siebte Gang unter L. Das steht für Linden.« Sie tippte mit einem Finger auf zwei Zahlen. »Such auf den Buchrücken nach diesen Nummern. Ich suche zwischenzeitlich den Fichofilm heraus. Wir haben ein paar alte Zeitungsartikel auf Film. Die kannst du dir dann an einem der Monitore ansehen.«

Langsam schlich ich mich durch den scheinbar endlosen Hauptgang an unzähligen Regalen vorbei. Ich versuchte das beklemmende Gefühl, das auf mir lastete, zu ignorieren. Was sollte mir hier drin schon passieren? Ich war allein. Weit und breit nur Bücher. Muffige, zerlesene, alte Bücher. Doch obwohl ich versuchte mir einzureden, dass ich sicher war, bekam ich fast keine Luft. Die Regale rechts und links des Ganges wirkten groß und bedrohlich und schienen, mich fast erdrücken zu wollen. Ich schluckte schwer und beschleunigte meine Schritte, als ich auf einem Schild, das von der Decke herunterhing endlich »Historisches Archiv« las. Mit der Karteikarte in der Hand konzentrierte ich mich auf die Ziffern an den Seiten der Regale. »Sieben, endlich«, flüsterte ich und in der Stille klang selbst meine eigene Stimme so beängstigend, dass ich zusammenzuckte.

Ich zog ein Buch aus dem Regal, auf dem stand: »Marienkloster 1850-1953«. Ein Buch über das Kloster. Ich hatte nicht viel Hoffnung, etwas über das Gut darin zu finden, aber ich klemmte es mir trotzdem unter den Arm. Auf einem zweiten Buch stand: Geburten der Jahre 1765-1945. Ich blätterte es gleich an Ort und Stelle durch. Mit dem Finger fuhr ich über die Listen auf den letzten Seiten und fand schnell Annas Namen: Anna von Falkenberg, 14. September 1895. Mehr stand da nicht. Das einzige, das ich noch auf einen Blick herausfand war, dass die Geburten in dem Jahr gerade eine Seite füllten.

Ich stellte das Buch zurück und nahm das andere mit nach vorne. Nach einer anderthalben Stunde hatte ich nicht viel gefunden. Nur, dass Anna nur achtzehn Jahre wurde (was ich mir mittlerweile auch schon selbst ausgerechnet hatte), ihr Vater hieß Friedhelm und ihre Mutter Elfriede. Über ihrer

Großvater hatte ich herausgefunden, dass er Otto hieß und eine Frau aus dem einfachen Volk geheiratet hatte. Annas Mutter war nicht viel älter als ihre Tochter geworden. Wie ich den Daten entnehmen konnte, starb sie am Tag der Geburt ihrer Tochter. Ich wusste aus dem Unterricht, dass das damals nicht selten war. Die Marienhöhe wurde 1743 erbaut und Annas Vater war der letzte Besitzer. Zumindest für den Zeitraum der Aufzeichnungen.

Das war nicht viel und nichts davon half mir zu erklären, warum ich von Anna träumte. Das Wörtchen Wiedergeburt schoss mir durch den Kopf und ich musste lachen, weil ich an solche Dinge nicht glaubte. Ein Lebewesen wurde geboren, lebte eine für ihn vorbestimmte Zeit und starb. Und nach dem Tod gab es definitiv nichts mehr. Da war ich sicher.

Ich machte mich über den Film her, den die Bibliothekarin mir in den Monitor gesteckt hatte. Aber hier gab es noch weniger zu finden. Die abgelichteten Zeitungen waren nicht fortlaufend. Es gab immer wieder größere Lücken. Einer der Artikel über die Falkenbergs war die Hochzeitsanzeige vor Annas Eltern. Es folgte ein Artikel über Annas Vater, der gezwungen war einiges an Land zu verkaufen, weil er in finanzielle Schwierigkeiten gelangt war. Als Grund gab man eine Alkoholsucht an, die den Mann seit dem Tod seiner Frau in ihren Fängen hielt. Dieses Gut war früher noch riesiger gewesen, überlegte ich erstaunt. Wahrscheinlich hatte der neuere Teil von Linden dazugehört. Vielleicht sogar der Bauernhof meines Großvaters?

Ich seufzte. Ich wusste nicht, was ich mir versprochen hatte, aber gewiss mehr als das. Ich ließ mich gegen die Stuhllehne sinken und schloss die Augen. Was hatte ich überhaupt erwartet? Eine Antwort auf meine Fragen? Dass da irgendwo stehen würde, warum ich diese Träume hatte? Was mich mit Anna verband? Zumindest stand jetzt einwandfrei fest, dass wir nicht miteinander Verwandt waren. Der Stammbaum von Annas Familie endete mit Anna. Und von meinem Großvater weiß ich, dass unsere Familie ursprünglich aus Polen stammte und erst nach dem zweiten Weltkrieg nach Deutschland gekommen war.

Frustriert klappte ich das Buch zu. Vielleicht sucht mich die tote Anna in meinen Träumen heim mit dem Ziel, mich in den Wahnsinn zu treiben, dachte ich bitter.

»Nichts gefunden?« Die Bibliothekarin war neben mir aufgetaucht und stützte sich auf die Lehne des Nachbarstuhls. Sie lächelte mich verschmitzt an. »Versuch es mit ungeklärten Kriminalfällen.«

»Ungeklärte Kriminalfälle?«, fragte ich verwundert? »Sie meinen die Geschichte mit der toten Heiligen?«

»Richtig«, sagte die alte Frau geheimnisvoll und legte mir eine Hand auf die Schulter. »Oktober 1913, die Tochter des Herrn war gerade achtzehn geworden. Sie war damals wenig älter als du jetzt und ihre Verlobung mit einem feinen Herrn war schon beschlossen. Sieh nach. Den Artikel findest du dort drauf.« Die Alte löste die Hand von meiner Schulter und schlurfte davon.

Ich schaute ihr zweifelnd nach und warf einen flüchtigen Blick auf die hässliche Bahnhofsuhr über der Eingangstür, deren Ticken das einzige war, was die unheimliche Stille hier unten durchbrach. Es war kaum noch genug Zeit, um den Mikrofilm noch einmal zu durchforsten. Und eigentlich hatte ich auch keine Lust dazu. Ich bezweifelte, dass dieser Artikel mir weiterhelfen könnte. Und überhaupt, konnte es gut sein, dass die Alte sich irrte oder der Artikel sich gar nicht auf die Marienhöhe oder Anna bezog.

Andererseits klang ungelöster Kriminalfall und Tod mit achtzehn sehr verlockend. Und wenn es sich doch um Anna handelte, sollte ich herausfinden, was in diesem Artikel stand. Die Bibliothekarin hatte eigentlich selbstsicher geklungen. Ich war mittlerweile ziemlich frustriert und meine Hoffnung

kroch irgendwo unter meinen Fußsohlen herum, aber es konnte ja nicht schaden, noch einen letzten Versuch zu starten.

Ich schaltete den Monitor wieder an. Ich war von Haus aus wissbegierig – um nicht zu sagen neugierig –, aber welcher Mensch ist denn nicht sensationslüstern? Und das, was die Bibliothekarin da erwähnt hatte, klang definitiv interessant genug, um das Risiko einzugehen, dass es am Ende doch wieder ein Reinform sein würde.

Ich arbeitete mich bis zum Oktober vor, ohne den Zeitungen der anderen Monate Beachtung zu schenken, und hoffte, dass die Bibliothekarin ein gutes Gedächtnis für Daten hatte und ich wirklich im Oktober fand, was ich suchte. Ich ignorierte die Sportseiten und auch den Politik- und Wirtschaftsteil. Zwei Themen, die mich noch nie angesprochen hatten. Ich weiß, jeder sollte ein Mindestmaß an Interesse dafür aufbringen, aber für mich war das in etwa mit einer Fremdsprache vergleichbar.

In der Zeitung vom 14. Oktober wurde ich endlich fündig. Und was ich da fand, verschlug mir der Atem und ließ meinen Körper ungefähr so heftig Zittern wie am Morgen, als diese Kerle hinter mich her gewesen waren. Es war nicht die aufreißerische Überschrift – Grauensvoller Mord in Linden. Auch nicht der Artikel selbst, in dem es hieß:

Am gestrigen Nachmittag überrollte eine Welle des Schocks und der Trauer die kleine Gemeinde Linden, südlich von München. Ein Nachbar fand den Gutsherren Friedhold von Falkenberg in höchst bedenklichem Zustand vor der Kapelle seines Gutes vor.

Im Inneren der Kapelle bot sich dem Zeugen ein noch weitaus schlimmerer Anblick. Das über die bayrischen Grenzen hinaus bekannte Buntglasfenster mit dem Bildnis des Erzengels Michael war zerstört worden. Die Tochter des von Falkenberg, Anna von Falkenberg, lag erstochen auf dem Altar, gekleidet in ein schwarzes Gewand, wie man es aus schwarzen Messen kennt.

Der bis dahin immer bei bester Gesundheit gewesene von Falkenberg musste in eine Anstalt gebracht werden. Zeugen berichten, er fantasierte von guten und bösen Engeln mit riesigen Flügeln und Feuerschwertern. Derzeit ist noch unklar, ob nicht gar der verwirrte Vater selbst sein Kind auf dem Gewissen hat.

Weiterhin unter Tatverdacht stehen der Stallbursche, dessen Identität bis dato unbekannt ist, und der Verlobte der jungen Anna von Falkenberg. Es gibt Gerüchte, die besagen, die junge Frau und der Stallbursche hatten sich näher gestanden als schicklich wäre. Von beiden Verdächtigen fehlt bislang jede Spur.

Was mich völlig aus der Fassung brachte, war das Foto, unter dem in kleinen, kaum noch lesbaren Buchstaben stand: Samuel Engelmann, Verlobter der Verstorbenen.

Mein Herz hämmerte wie verrückt in meiner Brust. Minutenlang starrte ich dieses Schwarz-Weiß-Foto an und suchte nach Unterschieden, die nicht da waren. Das Foto war alt und verblichen, und es war nicht gerade ein Porträt-Bild, vielmehr ein Schnappschuss, der Samuel Engelmann im Schatten eines Baumes zeigte. Aber ich war mir sicher, so unmöglich es auch erschien, auf diesem Bild war Sam zu sehen. Ein Bild in einer Zeitung aus dem Jahre 1913, fast 100 Jahre in der Vergangenheit. Wie konnte so etwas möglich sein? Ich schickte den Artikel an den Drucker, der neben dem Schreibtisch der Bibliothekarin stand. Sam würde mir einiges zu erklären haben.

Oder doch nicht?, überlegte ich und dachte daran, wie ähnlich Anna mir war und ich konnte mir diese Ähnlichkeit auch nicht erklären. Woher nahm ich die Gewissheit, dass Sam das konnte? Vielleicht war alles nichts weiter als ein dummer Zufall? Aber gab es so viele Zufälle auf einmal?

Jemand legte mir eine Hand auf die Schulter und ich fuhr erschrocken zusammen. »Entschuldigung,

benötigen sie das Taxi noch?«

Ich blickte zu dem Mann hinter mir auf und musste mir erst das Wasser aus den Augen blinzeln, um in ihm meinen Taxifahrer zu erkennen.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte er sich und runzelte besorgt die Stirn.

Ich nickte. »Nur der Monitor. Hat meine Augen etwas überanstrengt«, antwortete ich und wusste, dass meine brüchige Stimme etwas anderes sagte.

»Also brauchen Sie mich noch?«

Ich starrte den Mann an und es war fast, als müsste ich mich erst aus einer Schicht Watte an die Oberfläche kämpfen. »Ja, natürlich.«

Ich ließ alles auf dem Tisch liegen und folgte dem Mann. Als ich am Schreibtisch der Bibliothekarin vorbeikam, reichte sie mir den Ausdruck und nickte mir zu. Ich fragte mich, was sie wirklich wusste? Offensichtlich mehr. Nur, woher wusste sie, dass es dieser Artikel war, der für mich wichtig sein könnte? Jetzt hatte ich aber nicht den Nerv, weiter nachzuhaken. Was ich gesehen hatte, musste ich erst einmal verarbeiten. Vielleicht später, wenn ich mit Sam gesprochen hatte. Wenn ich das konnte. Vielleicht würde er mich aber auch für verrückt erklären? Und am Ende fand ich mich dort wieder, wo auch der Alte von Falkenberg hingebracht worden war.

Nein, er wusste etwas. Musste er. Warum hätte er mir sonst Annas Porträt zeigen wollen? Weil sie aussah wie ich, beantwortete ich mir meine eigene Frage. Die meisten anderen hätten mir dieses Bild wohl auch gezeigt. Meine Mutter würde es wahrscheinlich sofort kaufen, wenn sie davon wüsste. Zwei Menschen, zwei Mal die gleichen Gesichter, zwei unterschiedliche Jahrhunderte. Ich schüttelte verzweifelt den Kopf und ließ mich auf den Rücksitz des Taxis sinken.

12. Kapitel

Das Taxi hielt vor dem Haus. Mit noch immer zittrigen Beinen stieg ich aus und reichte dem Fahrer sein Geld. Hinter mir ertönte das Klopfen eines Hammers auf Holz. Ich wandte mich langsam um und entdeckte meinen Opa, der den Teil des Weidezauns reparierte, den der Baum umgerissen hatte. Und ich sah Sam, der auf dem Dach des Schuppens kniete.

Das Taxi fuhr los und ich stand unschlüssig auf der Straße. Ganz unvermittelt kam mir der Gedanke; kann es sein, dass Sam ein Mörder ist? Nein, kann es nicht. Niemand wird 100 Jahre alt. Und trotzdem überzog eine Gänsehaut meine Arme. Ich tastete nach dem Ausdruck in meiner Jeans. Sollte ich ihn wirklich darauf ansprechen? Er würde sicher glauben, ich hätte den Verstand verloren. Aber ich musste etwas tun und derzeit kannte ich nur zwei Menschen, die vielleicht etwas wussten.

Seit mir klar geworden war, dass das Mädchen aus meinen Träumen, dass Anna, wirklich existiert hatte, waren diese Ausflüge in eine fremde Zeit nur noch unheimlich für mich. Und ich musste einfach erfahren, was es mit den Träumen auf sich hatte, denn mich ließ einfach das Gefühl nicht los, dass es dafür einen Grund geben könnte. Oder doch nicht? Ich war so verwirrt, dass mein Kopf schmerzte. Wie konnte ich von einem Mädchen träumen, das vor 100 Jahren gelebt hatte, und gleichzeitig von zwei Brüdern, die heute lebten? Und dann war da ja auch noch meine neue Gabe. Ich hätte mich an liebsten in mein Bett gelegt, die Decke über den Kopf gezogen und nie wieder über solche Dinge nachgedacht.

Ich ging auf die Weide zu und ich wusste, ich hätte die alte Frau fragen sollen, warum sie mir ausgerechnet diesen Artikel gezeigt hatte.

In der Nähe kicherte jemand. Es kam von der anderen Seite des umgestürzten Baumes. Ein blonde Schopf tauchte auf, dann winkte mir Mel zu. »Komm schon endlich her. Du verpasst was.«

Ich schüttelte die Gedanken ab und ging um den Baum herum. Die Zwillinge hatten es sich auf einer Decke bequem gemacht.

»Was macht ihr denn hier?«, fragte ich und zog belustigt eine Augenbraue hoch.

»Wir unterstützen deinen süßen Helden.«

»Und natürlich auch Sam«, fügte Jenny hinzu.

Mein Opa räusperte sich hörbar und ich musste lachen. »Ahh, ja das klingt plausibel.« Ich drehte mich um und schaute zu Sam hinauf. Er trug eine zerrissene Jeans und ein Achselshirt. Und selbst vor hier unten konnte ich gut erkennen, warum meine Freundinnen so gut gelaunt waren. Bei jedem Hammerschlag bewegten sich unter Sams Haut seine Oberarmmuskeln, Schweiß glänzte in der Sonne und sein Haar stand aufregend wirr um sein Gesicht herum. Kurz, er sah ziemlich heiß aus, und für einen Moment verglich ich das Bild, das sich mir bot, mit dem von Adrian, als er den Sockel der Engelsstatue von Ranken befreite.

»Ihr seid unmöglich«, stöhnte ich gespielt.

»Tu nicht so unschuldig«, sagte Jenny grinsend und wackelte mit den Augenbrauen. »Kaum zwei Wochen zurück in Linden und schon hast du dir die tollsten Kerle geangelt.«

»Genau«, bestätigte Mel und klopfte mit der flachen Hand auf den Platz neben sich. »Außerdem wer sich diesen Anblick entgehen lässt, ist selbst schuld.«

Ich setzte mich zu den beiden auf die Decke und winkte Opa zu, der gerade seine Werkzeugkiste auf seinen Traktor lud. Opa und Ellie sind unzertrennlich. Ellie ist zwar schon in die Tage gekommen, aber ihr leises Tuck Tuck Tuck, ist eines der beruhigendsten Geräusche, das ich kenne. Vielleicht liegt das auch nur daran, dass wenn dieses Motorengeräusch erklingt, Großvater nicht weit ist. Opa

winkte mir noch einmal zu und ich bedeutete ihm, dass ich später vorbeikommen würde. Ellies Motor knatterte protestierend auf, als Großvater Gas gab, dann entfernten sich beide die unbefestigte Straße hinauf.

Der Weidenzaun ist repariert, dachte ich zufrieden. Ich könnte Katie eigentlich schon herunterholen. Aber würde sie das auch wollen? Sie hatte so glücklich neben Adrians Hengst ausgesehen. Wie ich Katie kannte, würde sie beleidigt sein, wenn ich sie nach Hause holte. Wahrscheinlich würde ich ähnlich reagieren, überlegte ich und schmunzelte.

»Und, was hast du heute an deinem schulfreien Tag so gemacht?« Mel stupste mir in die Seite und wies mit dem Kinn fragend in Sams Richtung. »Habt ihr den Tag zusammen verbracht?«

»Ja, wir wollen alles wissen. Wirklich alles«, betonte Jenny und hielt den Blick starr auf Sam gerichtet.

Ich schaute zum Dach hoch und der Zeitungsausdruck in meiner Hosentasche drückte mir auf die Seele. Es schien fast, als wollte er mir ein Loch in die Jeans brennen. Es war nur ein dünnes Blatt Papier, und doch war ich mir seiner Existenz nur allzu bewusst.

Sam strich sich mit dem Handrücken über die Stirn und grinste zu mir herunter. Er schien im selben Alter zu sein, wie Annas Verlobter zum Zeitpunkt als das Foto entstand. Eine leise Stimme flüsterte, dass Sam das auf dem Bild war. Aber ich wusste, das konnte nicht sein. Er konnte nicht dieser Mann sein. Genauso wenig, wie ich Anna war. Und doch wollte ich ihm den Artikel zeigen, wollte seine Reaktion sehen. Wollte sichergehen, dass Sam kein Mörder ist, auch wenn vielleicht nie herausgekommen war, ob dieser Samuel Engelmann Annas Mörder gewesen war.

Soll ich den Zwillingen den Zeitungsausschnitt zeigen? Ich wollte so gerne mit jemandem darüber reden. Mir sagen lassen, dass ich nicht verrückt war, auch nur daran zu denken, jemand könnte mehr als hundert Jahre alt sein. Aber da es Samuel betraf, war es besser, erst mit ihm darüber zu sprechen. Vielleicht hatte das alles gar nichts zu bedeuten und er würde alles so verrückt finden wie ich. Könnte doch gut sein, dass er mir das Gemälde von Anna nur gezeigt hatte, weil sie mir so ähnlich war. Vielleicht waren Sam und Adrian, als sie feststellten, dass da ein Mädchen durch Linden lief, das aussah wie das Mädchen auf dem Porträt in ihrem Haus, genauso erschrocken?

Ich hätte es fast glauben können, was ich mir da zurechtlegte, wären da nicht diese Träume gewesen. Träume aus einer fremden Zeit. Träume in denen sowohl Samuel als auch Anna eine Rolle spielten. Und Adrian. Aber an die Möglichkeit, dass auch er einen Doppelgänger in der Vergangenheit haben könnte, wollte ich gar nicht denken.

Mel zwickte mir in den Oberarm und grinste breit. »Ich weiß ja auch, dass er ein Sahnehäppcher ist, aber ich rede mit dir.«

»Oh, entschuldige.« Offensichtlich wartete sie noch immer auf eine Antwort von mir. »Meinen schulfreien Tag? Ich war in der Schule.«

»Was?«, quiekten sie wie aus einem Mund. »Wir wussten nicht, dass du so ein Streber bist.«

»Bin ich auch nicht.« Ich tastete nach dem Ausdruck in meiner Hosentasche, der sich noch immer in meinen Hintern brannte. »Ich war in der Bibliothek. Ich wollte mir ein paar Bücher ausleihen. Leider gab es nichts, was die Druckerei innerhalb der letzten zehn Jahre verlassen hat.«

Jenny kicherte, rupfte eine Handvoll Gras aus und warf es nach mir. Ich wich dem Großteil aus, aber ein paar Halme erwischten mich trotzdem im Gesicht.

»Was hast du denn gedacht?«, sagte sie. »Das einzige, was nicht neu eröffnet wurde, weil es die ganze Zeit offen war, ist die Bibliothek. Die ist noch in den Händen der Nonnen.«

Ich nahm die Hand wieder von meiner Gesäßtasche. Es lockte mich so sehr, meine Geheimnisse mit den beiden zu teilen. Dabei wäre es so einfach gewesen, ihnen zu zeigen, wie ich einen Grashalm schweben lasse. Das wäre etwas, was sie nicht abstreiten konnten, weil sie es mit ihren eigenen Augen sehen würden. Doch da war ein Gefühl in meiner Magengrube, das mich davon abhielt. Wahrscheinlich hatte ich zu viele Filme gesehen, in denen der Held mit der tollen Gabe am Ende in der Psychiatrie oder auf einem Labortisch gelandet war.

Wenn Tom hier wäre oder Dave, würde ich keine Sekunde zögern, aber was wusste ich schon von den Zwillingen? Eigentlich waren sie Fremde. Wir mussten uns erst neu wieder kennenlernen.

Ich könnte mich Ohrfeigen bei diesen misstrauischen Gedanken. Sie hatten mir nie Grund gegeben an ihnen zu zweifeln. Sie würden mich sicher nicht verraten. Warum hatte ich dann mehr Vertrauen zu Sam? Warum war ich bereit lieber mit ihm zu sprechen, oder mit Adrian? Da war zwar von Beginn an dieses Gefühl der Verbundenheit gewesen, aber im Grunde waren sie mir fremder als Mel und Jenny.

Mein Blick wanderte zurück zu Sam, der noch immer mit dem Hammer auf das Scheunendach einschlug. Er wirkte auf mich völlig normal. Da war nichts, was dieses merkwürdige Gefühl der Vertrautheit erklären konnte, das mich überfiel, wenn ich in seiner Nähe war. Ich beschloss, dass es keinesfalls komisch erscheinen würde, wenn ich ihm meine kleine Entdeckung präsentierte, schließlich hatte er das ja mit mir auch getan. Da war es nur billig, wenn ich ihm seinen Doppelgänger unter die Nase rieb. Das ist kein Doppelgänger. Das ist Sam, flüsterte die kleine giftige Stimme in meinem Kopf.

Sam erhob sich, stellte sich an den Rand des Daches und sprang einfach in die Tiefe, noch bevor ich schreien konnte, dass er das nicht tun sollte. Unten ging er in die Hocke, kam wieder hoch und schritt auf mich zu. Ich wollte ihn würgen, weil er mir solch einen Schreck eingejagt hatte, sagte mir aber, dass das Dach nicht wirklich hoch war, höchstens zwei Meter. Und doch fluchte ich innerlich, weil zwei Meter genug waren, um sich ein paar Knochen zu brechen.

»Fertig«, feixte er und blieb vor mir stehen.

»Danke.«

»Ja, genau. Danke«, ließ Mel sich vernehmen und rückte näher an mich heran.

»Nicht dafür.« Sam warf Mel einen flüchtigen Blick zu und hockte sich vor mir hin. Um seinen Mundwinkel herum zuckte es, aber ich konnte sehen, wie er sich mühte ein Grinsen zu unterdrücken.

»Deine Freundinnen waren mir eine große Unterstützung.«

»Stimmt«, bestätigte Jenny. »Ohne unsere zahlreichen Tipps hätte er das nicht geschafft. Aber jetzt müssen wir leider schon wieder gehen.« Jenny warf Mel einen kurzen Blick zu und nickte eilig.

»Ja, wir müssen noch ein paar anderen Bauarbeitern über die Schultern schauen.«

Bauarbeiter! Wie konnte ich die nur vergessen. Ich warf Mel und Jenny einen Blick zu, aber so was konnte ich nicht einfach mal schnell zwischen Tür und Angel klären, und schon gar nicht vor Sam. Vielleicht wäre das den Mädchen unangenehm.

»Dann vielen Dank für eure Hilfe. Ich ruf euch später an«, sagte ich grinsend.

Ich wusste, dass sie nur gehen wollten, um mich mit Sam allein zu lassen. Zu einem anderen Zeitpunkt hätte ich ihnen wohl gesagt, dass ich keine Hilfe von Kupplerinnen brauchte, aber heute war ich froh über die Aussicht, allein mit Sam reden zu können.

»Dann danke ich euch für die nette Unterhaltung.« Sam reichte Mel und Jenny die Hand und ich musste lachen, als ich sah, wie Mels Gesicht sich mit Farbe überzog.

»Gern geschehen.«

Die beiden hatten es plötzlich sehr eilig, weg zu kommen. »Vergiss nicht anzurufen. Wegen der Hausaufgaben. Du weißt schon.« Sie zwinkerte mir zu und rannte hinter Mel her.

Ich wollte mich gerade Sam zuwenden, als von der Straße her ein Hupen ertönte.

»Deine Eltern!«, rief Jenny, die zwischenzeitlich schon auf der Straße angekommen war.

Sam erhob sich mit einem bedauernden Ausdruck in den Augen. »Wir sehen uns noch.«

»Ja, danke.« Ich schaute ihm hinterher, wie er quer über die Wiese davonstiefelte. Dann würde der Artikel eben bis Morgen warten müssen.

13. Kapitel

Meine Mutter stellte gerade eine Umzugskiste in den Flur, als ich durch die Terrassentür in die Wohnung meiner Eltern trat. Sie blickte auf und lächelte mich mit vor Freude funkelnden Augen an. Sie war froh, mich zu sehen. Ich auch. Nach all dem, was in den letzten Tagen passiert war, fühlte es sich gut an, zu wissen, dass etwas in meinem Leben vollkommen normal war. Aber ich war hin und her gerissen und wusste nicht, ob ich es wagen konnte, ihr meine Gefühle zu zeigen. Sie liebevoll zu empfangen, hieße, meine Blockade aufzugeben und ihr zu zeigen, dass ich ihr den Umzug nach Linder längst verziehen hatte. Also suchte ich nach dem Funken, der die Wut in mir wieder schürte und fand ihn – Tom. Mit dem neuen negativen Gefühl im Bauch ging es mir gleich viel besser.

Ich lehnte mich an die Wand und beobachtete sie stillschweigend, wie sie den Karton aufriss. »Hallo Skyler«, sagte sie außer Atem. Auch ihre Begrüßung kam zurückhaltender, als das Leuchten in ihren Augen hatte vermuten lassen. »Ich würde dich ja in die Arme nehmen, aber ich sehe dir an, du wärst noch immer nicht begeistert deswegen.« Sie zog eine große Bodenvase aus dem Karton und strich zärtlich über die Elefanten, die den Bauch des Tongefäßes umgaben. Auch meine Mutter liebte afrikanische Dekoration. Wahrscheinlich liebte ich Elefanten, Giraffen und Zebras nur, weil ich meine Mutter kopierte. Sie war eine noch bessere Schülerin von Tine Wittler, als ich es je sein konnte. Sie hatte ein Gefühl für Farben, das mir absolut fehlte.

»Ich habe sie auf dem Markt in Frankfurt entdeckt«, sagte sie lächelnd und trug ihre Errungenschaft an mir vorbei in das Wohnzimmer. Sie stellte die Vase in die Ecke vor das Fenster, trat ein paar Schritte zurück und betrachtete sie. Die orange-braunen Töne fügten sich perfekt in das dunkelbraun gehaltene Wohnzimmer im Kolonialstil. Aber meine Mutter war noch nicht zufrieden. Sie rückte die Bodenvase noch ein paar Zentimeter mehr in das Zimmer herein. Jetzt verließ sie das Wohnzimmer und kam zurück in den Flur, drehte sich auf dem Absatz um und marschierte wieder auf das Wohnzimmer zu, um im Türrahmen stehenzubleiben. »Man muss sehen, wie es wirkt, wenn man das Zimmer betritt«, murmelte sie. »Was denkst du?«

Ich zuckte mit den Schultern. Es gefiel mir, aber ich zog es vor, nichts zu sagen.

Meine Mutter tat so, als wäre nichts gewesen. »Übrigens, ich habe mit Tom telefoniert.«

Das riss mich aus meiner Trotzhaltung. »Du hast ihn erreicht?« Meine Stimme war vor Aufregung um Oktaven zu hoch.

»Ja, er ist glücklich in New York. Großvater hat ihm ein Zimmer auf den Campus besorgt. Sieht so aus, als hätten die beiden ihre Differenzen beseitigt. Ich soll dir seine Telefonnummer geben.« Meine Mutter sah zu mir auf und ich konnte das Wasser in ihren Augen sehen. Sie zog einen Zettel aus der Brusttasche ihrer Bluse und übergab ihn mir mit einem leisen Schniefen. »Er fehlt mir auch, aber er scheint total begeistert, von seinem Leben als amerikanischer Student zu sein. Und es ist doch schön, dass er diese Chance bekommen hat«, fügte sie leise hinzu. Ich wusste, sie sagte das nur, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte, weil sie sich eigentlich wünschte, er würde wieder nach Hause kommen.

Ich nickte nur. Der Kloß, der sich in meinem Hals gebildet hatte, machte es unmöglich etwas zu sagen.

Tom hatte schon früher über die Möglichkeit nachgedacht, die NYU zu besuchen. Ich freute mich für ihn, aber ich fühlte mich auch im Stich gelassen. Ich hatte gehofft, dass er bald zurückkommen würde. Dass sein Umzug nach NY nur so lange dauern würde, wie er wütend auf Mom war. Jetzt sah alles danach aus, als würde diese Phase viel länger gehen.

»Dein Großvater hatte einige Mühe, ihn noch unterzubekommen. Aber er wäre nicht euer

Großvater, wenn er keinen Weg gefunden hätte.« Meine Mutter legte eine Hand auf meinen Unterarm. Mein erster Instinkt war, ihr meinen Arm zu entziehen, aber ich tat es nicht, weil ich die tröstende Geste viel zu sehr brauchte.

Meinen Großvater hatte ich in den letzten Jahren nur selten gesehen. Wir waren einpaarmal bei meinen Großeltern in New York gewesen, sie waren einmal bei uns, als wir noch in Linden gewohnt hatten. Ich hatte ihn als sehr streng in Erinnerung. Er war nie glücklich damit gewesen, seiner einzigen Sohn an die »Krauts« zu verlieren. Er war Professor für englische Literatur an der NYU. Mir hatte der Mann immer Angst gemacht. Er hatte etwas Einschüchterndes an sich. Einen ewig grimmigen Blick, eine laute, dröhnende Stimme und absolut keinen Humor. Aber an Tom hatte er schon immer einen Narren gefressen, auch wenn Tom Großvater nicht mochte. Er hatte sich sogar vor ihm gefürchtet, wenn dieser mit donnernder Stimme jedem um sich herum Befehle erteilte, als wäre er Befehlshaber in der Armee und jeder wäre ihm unbedingten Gehorsam schuldig.

Trotzdem überschüttete Großvater Bill Doyle seinen Enkelsohn seit seinem zwölften Lebensjahr mit allem, was der Merchandising-Shop der NYU hergab; Sweatshirts, Mützen, Schulsachen und Prospekte. Ich war deswegen nie neidisch gewesen, denn obwohl ich wusste, dass Tom es in Erwägung gezogen hatte, das College zu besuchen, wusste ich auch, dass Tom nie vorhatte, bei Dad in Amerika zu leben, denn er konnte ihm nie verzeihen, dass Dad uns einfach verlassen hatte. Bis etwas in Deutschland passiert war, was ihn hoffen ließ, in den USA besser aufgehoben zu sein.

Im Nachhinein gesehen war es wohl vorprogrammiert, dass mein Bruder irgendwann dieses College besuchen würde. Und meine Mutter hatte meinem Großvater in die Hand gespielt.

Ich steckte die Telefonnummer ein und biss mir auf die Unterlippe, um den Schmerz überspielen zu können, der drohte sich Bahn zu brechen. Ich musste mich damit abfinden, Tom eine Weile nicht mehr, zu Gesicht zu bekommen. Aber wenigstens konnte ich ihn jetzt anrufen – wenn ich ihn erreichen würde.

»Du sollst es am Abend versuchen.«

»Soll ich die Koffer reinholen?«, fragte ich. Ich wollte nur weg von meiner Mutter, damit sie nicht sehen konnte, wie sehr mich Toms Entscheidung in New York zu bleiben, verletzte. Ich fühlte mich verraten und allein gelassen.

»Schon erledigt.« Mein Stiefvater kam, vier Koffer unter den Armen, in das Haus gestolpert. Sein Gesicht hochrot glühend, ließ er das Gepäck einfach auf den Boden fallen und keuchte übertrieben. »Ich habe doch gesagt, ich schaff das.«

»Hast du, ja«, bestätigte meine Mutter grinsend. »Aber du hast es nicht geschafft.«

»Klar habe ich. Ohne Absetzen vom Auto bis ins Haus. So lautete die Wette.«

»Wette?«, hakte ich nach.

»Deine Mutter hat gewettet, dass ich es nicht schaffe, das Gepäck auf einmal ins Haus zu tragen.« Er warf meiner Mutter einen heiß glühenden Blick zu. Ich rollte genervt mit den Augen. Die beiden waren wie Teenager. Noch ein Grund, warum ich dankbar für mein eigenes Reich war. Den ganzen Tag dieses Geturtel zu ertragen ... Aber wenigstens hatten die beiden sich. Ich stand mit meinen Gefühlen für jemand Bestimmtes allein da.

»Und das hast du nicht. Hinter dem Fahrersitz steht noch ein Koffer.« Meine Mutter lachte und flüchtete ins Badezimmer.

Ich schüttelte den Kopf und flüchtete in meine Wohnung.

14. Kapitel

»Du siehst aus, als hättest du schlecht geschlafen«, Mel schwang ein Bein über den Sattel ihres Fahrrades, als ich die Haustür hinter mir zuzog.

»Du siehst auch nicht besonders erholt aus«, sagte ich und funkelte Mel angriffslustig an. Meine Laune war irgendwie im Keller gelandet, was nicht an meinem mangelnden Schlaf lag, sondern an meiner derzeitigen Situation allgemein. Ich hatte es gestern nicht einmal über mich gebracht, meine beiden Freundinnen anzurufen, um sie vor ihren psychotischen Freunden zu warnen. Es war auch nicht so einfach, wie man dachte, seinen Freundinnen zu gestehen, dass die Typen, auf die sie standen in ihrer Freizeit andere Mädchen in den Wald jagten, um Dinge mit ihnen zu tun, die sie definitiv nicht tun sollten. Und ich wusste ja noch nicht einmal wirklich, was sie mit mir hatten tun wollen.

Ich stieg auf mein Fahrrad – Sam war so nett es von dort abzuholen, wo ich es am Straßenrand hatte liegen gelassen, und schlüpfte zwischen Mel und Jenny. Ich spielte mit meinen Zähnen an meinem Zungenpiercing und überlegte, wie ich am besten anfangen sollte. Irgendwie fiel es mir auch nicht leicht, über das, was gestern passiert war, zu reden.

»Die Typen aus der Disco, wie gut kennt ihr die?«, setzte ich vorsichtig an, während wir uns mühevoll den lang gezogenen Berg zur Schule hocharbeiteten.

»Eigentlich gar nicht. Sie hängen öfter in Linden rum. Sie sind süß.« Jenny sah mich verwundert an.

Als wir an der Stelle vorbeikamen, wo sie mich mit dem Auto von der Straße gedrängt hatten, da vermied ich es, hinzusehen. Ich schluckte nervös, bevor ich weitersprach. »Sie sind euch nicht irgendwie wichtig oder so?«

»Warum fragst du? Haben sie dich angemacht?«, wollte Jenny wissen und in ihrer Stimme schwang zu meinem Leidwesen Wut mit. Bestimmt würde sie sauer auf mich sein.

»Sie haben mich gestern in den Wald gejagt, und das nicht aus Spaß«, sagte ich entschlossen, es hinter mich zu bringen.

Mel runzelte die Stirn und zog ungläubig eine Augenbraue hoch. »Im ernst? Warum sollten sie das tun?«

Jenny sah geradezu vorwurfsvoll aus. »Du spinnst doch, wann soll das denn passiert sein? Die sind immer total nett.«

»Als ich alleine nach Hause bin«, entgegnete ich verteidigend. Glaubten sie wirklich, ich würde mir das ausdenken? Was hätte ich davon, mir so was auszudenken? Die beiden wechselten fragende Blicke und ich wich ihnen aus und sah lieber auf das sich nähernde Tor des ehemaligen Klosters. Ich hatte das Gefühl, etwas lag schwer auf meiner Brust, und dieses Gefühl rührte dieses Mal nicht vor der Anstrengung her, mit dem Fahrrad den Berg hinaufzufahren.

»Vielleicht wollten sie dir nur einen Schreck einjagen. Sie sind manchmal etwas ... extrem.«

»Echt, manchmal wirken die total durchgeknallt. Das war bestimmt nur ein Spaß.«

Ich dachte darüber nach. Wirklich getan hatten sie mir ja nichts. Sie waren mir nur gefolgt. Ich beschloss, Mel und Jenny zu vertrauen und nicht weiter darauf herumzureiten, schließlich kannten die beiden, die Bauarbeiter schon länger und ihnen hatten sie nichts getan. Vielleicht hatten sie mir wirklich nur einen Schreck einjagen wollen. Mit Abstand betrachtet, sah ich die Geschehnisse vor gestern plötzlich in einem freundlicheren Licht.

In der großen Pause ruhte ich mich unter einem Baum aus und schmiedete Pläne, wie ich Sam an besten auf den Zeitungsartikel ansprechen könnte. Ich vermied, mich weiter in Vermutungen und

Grübeleien zu ergehen. Alle Überlegungen, die ich bisher angestellt hatte, führten zu gar nichts. Es konnte sein, dass dieses Bild und die Namengleichheit der beiden Samuels reiner Zufall waren vielleicht aber auch hatte es doch eine Bedeutung. Gut möglich, dass der Samuel aus dem Artikel ein Vorfahr vom jetzigen Samuel war. Aber ich konnte an einen Zufall dieser Art glauben, hier aber gab es zumindest zwei Menschen in Linden, die einen Doppelgänger im Jahre 1913 hatten. Und das waren mir zu viele Zufälle. Mir ging es gar nicht gut mit all diesen unerklärlichen Dingen, die in den letzten Tagen auf mich hereinprasselten wie nadelspitzer Hagel.

Als es zur Stunde läutete, sah ich meine beiden Freundinnen mit den Bauarbeitern um die Ecke des Internats kommen. Bevor sie den Innenhof betraten, verabschiedeten sie sich mit Küssen voneinander. Ich seufzte. Wahrscheinlich hatten Mel und Jenny Recht. Ich interpretierte da zu viel rein. Genau wie in die Sache mit den Doppelgängern und meinen Träumen. Vielleicht versuchte ich etwas zu finden, das es gar nicht gab. Andererseits gab es da immer noch meine neue Fähigkeit, Gegenstände nur mithilfe meiner Gedanken bewegen zu können. Dass das eine und das andere zusammenhängen könnte, daran mochte ich gar nicht denken. Nur woher kam diese Fähigkeit? Es musste einen Grund dafür geben. Stöhnend schloss ich die Augen und rieb mir meinen schmerzenden Kopf. Ich konnte all diese Dinge nicht allein bewältigen. Ich musste mit jemand reden. Nur mit wem? Vielleicht sollte ich meine Probleme der Reihe nach angehen? Erst die Doppelgänger, dann die Tatsache, dass ich ein Freak mit übermenschlichen Kräften war.

Als ich vor der letzten Stunde meinen mehr schlechten als rechten Aufsatz zu meiner Schulverschönerung in das Büro der Direktorin bringen wollte, kamen mir aus diesem wieder einmal die Bauarbeiter entgegen. Als sie mich erkannten, verfielen sie in Gelächter.

»Na Süße, hat Adrian sich um dich gekümmert?« Der Dunkelhaarige zwinkerte mir zu, ich ignorierte ihn einfach. Woher sie Adrian kannten? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein Einzelgänger wie er so viel Kontakt zu anderen Menschen hatte, und wie Antiquitätenfreunde kamen mir die beiden nicht vor.

»Komm rein, Skyler«, sagte Frau Dietrich und warf den Bauarbeitern einen finsternen Blick zu. Dieser Blick hätte Eichen zum Beben gebracht, mir jagte er eine Gänsehaut ein, die zwei Männer verstummten und verließen das Büro. Mein Respekt vor der Dietrich wuchs.

»Ich wollte nur den Aufsatz abgeben.«

»Oh, ich bin gespannt, was du über deine Gründe für diese Tat schreibst.«

Meine Gründe? Ich hatte den Ablauf geschildert; wie ich eingebrochen war mit Mutters Schlüssel wie ich in der Mädchentoilette angefangen hatte, auch ein paar Spinde mitgenommen hatte und wie ich die Überwachungskameras total vergessen hatte. Wenn sie mich psychoanalysieren wollte mithilfe dieses Berichtes, dann würde sie enttäuscht werden. Ich zuckte mit den Schultern und schwieg. Die Dietrich nahm den Aufsatz, warf einen kurzen Blick darauf, dann legte sie die Mappe beiseite.

»Du kannst zum Unterricht gehen«, sagte sie. Ich wandte mich der Tür zu. »Und Skyler, wenn du irgendwelche Probleme haben solltest, ich bin immer für dich da. Du kannst zu mir kommen, egal aus welchem Grund.«

»Danke«, sagte ich zur Tür hin und ging.

»Warst du schon wieder bei der Dietrich?«, flüsterte Mel mir zu, während Pfarrer Brunner eine Stelle aus dem Alten Testament vorlas.

»Ich habe nur diesen bescheuerten Aufsatz abgegeben«, zischte ich zurück. Nachdem mich Mels und Jennys neue Freunde schon wieder geärgert hatten, war ich meinen beiden Freundinnen gegenüber

etwas ungehalten, weil sie so wenig auf meine Warnung gaben. Aber eigentlich wusste ich, dass ich das Verhalten der Bauarbeiter wohl zu engstirnig sah. Sie waren einfach nur Idioten, denen es Spaß machte, andere hochzunehmen.

»Bist du sauer?«, wollte Mel wissen.

»Nein, ich bin nur euren Freunden schon wieder begegnet«, sagte ich jetzt schon etwas sanfter.

»Haben sie sich schon wieder danebenbenommen?«, stöhnte Jenny rechts von mir. »Nimm sie einfach nicht ernst.«

Ich nickte und wollte das Thema damit beenden. Ich wollte mich nicht mehr mit den Typen befassen müssen. Aus dem Augenwinkel nahm ich wahr, dass Mel mich musterte. »Was?«, fragte ich.

»Wollen wir heute Nachmittag was unternehmen?«

Verwirrt sah ich sie an. »Eh ... nein. Ich hab schon was vor. Ich muss Katie von der Marienhöhe holen.«

Mel zog eine Augenbraue hoch und grinste breit. »Ahh«, machte sie. »Du und Adrian.«

Ich schüttelte den Kopf. »Da läuft gar nichts.« Schön wär's, fügte ich in Gedanken an.

»Fräulein Doyle!«, donnerte der Pfarrer, nachdem er ein Buch auf das Lehrerpult hatte fallen lassen. »Matthäus 13,49: So wird es auch am Ende der Welt gehen: Die Engel werden ausgehen und die Bösen von den Gerechten scheiden. Erläutere mit deinen Worten!«

Ich sah den Pfarrer an, er hatte die Hände vor seinem Schoß gefaltet und lehnte am Pult. Er war etwa fünfzig, leicht untersetzt und seine dunkelblonden Haare waren licht. Wenn ich ehrlich war, mich interessierte der Religionsunterricht überhaupt nicht. Ich saß nur hier, weil er Pflicht an dieser Schule war. Und den vielen Privatgesprächen nach zu urteilen, die in jeder Stunde gehalten wurden, war ich nicht die Einzige, die absolut nichts mit diesem Kurs anfangen konnte. Ich seufzte und versuchte mir irgendwas aus dem zusammenzureimen, was Pfarrer Brunner gesagt hatte.

»Ich denke, es geht darum, dass die Engel unter den Menschen wandeln werden und die Spreu von Weizen trennen werden. Also, Gut von Böse. Sünder von Nichtsünder.«

Der Pfarrer murmelte etwas, das wohl nicht für die Klasse bestimmt war, wandte sich von mir ab und nahm die Bibel wieder zur Hand. »Denn es wird geschehen, dass der Menschensohn kommt in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln, und dann wird er einem jeden vergelten nach seinem Tun.«

»Ich hasse diesen Mist«, murmelte Jenny und rollte mit den Augen. »In den Himmel kommen wir sowieso nicht. Der Zug ist abgefahren.« Sie kicherte und ich musste ihr zustimmen.

»Wahrscheinlich wäre es ohnehin ziemlich langweilig da oben«, flüsterte ich.

»Ich kann mir auch vorstellen, dass die andere Mannschaft viel heißer ist«, meinte Mel und wackelte anzüglich mit den Augenbrauen.

»Wo willst du denn hin?«, wollte meine Mutter wissen, als ich am Garten vorbeilief. Sie kniete vor einem Blumenbeet und zupfte Unkraut. Sie hatte dem Garten gleich nach unserem Einzug der Kampf angesagt, denn von einer idyllischen Atmosphäre war diese Wildlandschaft weit entfernt. Über die Jahre in denen das Haus leer stand, hatte sich die Natur diesen Flecken Erde zurückerobert. Und was die Natur nicht mehr für sich beanspruchte, das hatten die Bauarbeiten in eine erdige Hügellandschaft verwandelt. Weit war meine Mutter bisher nicht gekommen, zumindest eines der Beete direkt am Gartenzaun hatte sie bisher freigelegt und mit Blumen bepflanzt. Ausgerechnet vor diesem kniete sie jetzt und sah mich fragend an. Konnte ich denn nirgendwo hingehen, ohne dass sie es mitbekam?

»Ich wollte Katie von der Marienhöhe holen. Der Stall ist repariert. Darf ich denn jetzt nirgend- mehr hin, ohne dir Rechenschaft ablegen zu müssen?«, schimpfte ich und blieb auf der anderen Seite des weißen Lattenzauns stehen. Meine Mutter erhob sich, wischte sich mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn und hinterließ eine schwarze Schmutzspur.

»Tut mir leid«, sagte sie und versuchte sich an einem Lächeln. »Hör zu, du bist alt genug. Ich weiß, ich hab es in den letzten Monaten etwas übertrieben.«

»Wie kommst du denn da drauf?«, sagte ich ironisch.

»Es war falsch, dass ich versucht habe, dich zu kontrollieren. Aber du hast es mir auch nicht gerade leicht gemacht. Ich hatte Angst um dich.« Sie machte einen Schritt auf das eben frisch hergerichtete Beet und trat an den Zaun.

»Angst? Wovor? Zu bemerken, dass es außer deinem neuen Mann und deinen Schülern noch mehr Menschen in deinem Leben gibt?«

Sie kniff die Lippen zusammen und zog die Stirn kraus. »Ich weiß, ich habe mich zu wenig um euch gekümmert. Aber du musst auch verstehen, dass ich einen Job habe.« Sie seufzte. Wahrscheinlich dachte sie gerade daran, dass sie diesen Job die längste Zeit gehabt hatte, dank mir. »Ich hatte Angst, dich auch noch zu verlieren. Ich weiß, dass das mit Tom auch meine Schuld ist. Aber ihr beide seid auch alt genug, um zu verstehen, dass ich nicht nur Mutter bin. Ich bin auch Frau und als diese habe ich manchmal auch das Bedürfnis nach Nähe. Euer Vater hat mich verlassen, hätte ich denn für immer allein bleiben sollen?« Sie sah mich ernst an.

Sie das so sagen zu hören, fiel mir nicht leicht, weil ich in dem Moment, wo sie es sagte wusste, dass mein Verhalten, und auch das meines Bruders, egoistisch war. Natürlich wäre es unfair von uns gewesen, von ihr zu verlangen für immer Single zu bleiben.

»Ja, das war nicht fair von uns. Aber du warst auch nicht fair«, sagte ich und versuchte, den Kloß in meinem Hals zu überspielen. »Wäre es so schlimm gewesen, nur ein wenig deiner Zeit mit mir zu verbringen? Nachdem Tom weg war, war ich ganz allein. Ich hatte nur noch Dave und die Jungs aus dem Haus. Und die wolltest du mir auch noch verbieten«, warf ich ihr vor. »Dann hätte ich niemanden mehr gehabt!« Noch schlimmer hatte sie die Situation für mich gemacht, als sie sagte, wir würden nach Linden zurückziehen. Da wusste ich, dass ich niemanden mehr haben würde. Damals war ich wütend auf sie, weil sie mich von den einzigen Menschen wegriss, die Interesse an mir hatten. Und ich war wütend auf mich, weil ich mit meinen Versuchen ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, sie überhaupt erst zu dieser Entscheidung getrieben hatte.

Sie blickte auf ihre Schuhe, die in die weiche, dunkle Erde eingesunken waren. »Ich hätte mir die Zeit nehmen müssen. Ich verspreche, das wird jetzt anders. Ich möchte, dass du mir wieder vertraust. Dass es so wird, wie früher, als du immer zu mir gekommen bist, wenn du Probleme hattest.«

Ich schluckte gegen den Kloß an und wischte eine Träne von meiner Wange. »Ich habe auch einiges falsch gemacht«, murmelte ich. »Mir tut es auch leid.« Vielleicht sollte ich die Vergangenheit wirklich endlich ruhen lassen. Ich hatte in der Gegenwart genug andere Sorgen. Das hieß ja nicht dass ich sofort damit anfangen musste, ihr die Dinge zu erzählen, die mich jetzt gerade beschäftigten. Ich sollte unsere zarten Bande, die wir gerade knüpften auf keinen Fall gleich überstrapazieren, indem ich ihr von merkwürdigen Fähigkeiten und Zeitungsartikeln und Portraits erzählte.

»Ich muss los«, sagte ich deshalb. Sie nickte und trat vom Zaun zurück. »Es war nett, dass wir geredet haben«, fügte ich noch an, während ich mich schon abwandte, weil ich das Gefühl hatte, noch etwas Freundliches sagen zu müssen. Sie lächelte. Und ich musste auch lächeln, denn ich war

erleichtert, dass es so einfach gewesen war, einander zu vergeben. In Zukunft würde ich mir die Mühe machen, alles erst mit den Augen meiner Mutter zu betrachten, bevor ich sie verurteilte. Bestimmt würde das viele Probleme schon im Keim ersticken.

Katie döste friedlich in ihrer Box neben Adrians schwarzem Hengst. Ich sog tief den würzigen natürlichen Duft des Heus, mit dem die Boxen ausgelegt waren, ein. Das musste ich immer tun, wenn ich einen Pferdestall betrat. Genauso wie ich immer erst an einem Buch roch, bevor ich anfang, es zu lesen. Die rotbraune Stute hob ihren Kopf, als ich an die Box herantrat. Mit ihren samtigen Nüstern stupste sie gegen meine Hand und schnupperte.

»Na, mein Mädchen. Wie geht es dir? Bereit, nach Hause zu gehen?«

Der Hengst in der Nachbarbox schnaubte geradezu verächtlich und scharrte mit einem Huf über den Holzboden. Ich ging zu ihm, streckte auch ihm meine leere Hand hin, damit auch er schnupperr konnte. Der Hengst machte einen Schritt zurück, legte seine Ohren an und machte mir so klar, dass er mir nicht traute. Eine stumme Warnung, mich nicht weiter vorzuwagen.

»Magst du sie nicht gehen lassen oder magst du nur mich nicht?«, wollte ich von ihm wissen und blieb stur am Eingang zu seiner Box stehen. »Du weißt es, nicht wahr, dass dein Herrchen mich nicht mag?« Wie zur Antwort schnaubte er und schüttelte seinen großen, schwarzen Kopf. »War das jetzt ein Ja oder ein Nein, hm? Ich schätze, du bist meiner Meinung, er mag mich nicht. Dabei weiß ich nicht einmal, warum. Weißt du, was ich noch nicht weiß?«, fragte ich den Hengst. »Verrate mir wenigstens deinen Namen.«

»Romero«, ertönte hinter mir die dunkle Stimme von Adrian. Ich musste mich nicht umdrehen, um zu wissen, dass er das war. Die Reaktion meines Körpers war ausreichend: Ein aufgeregtes Zittern arbeitete sich durch meinen Körper, verursachte ein Flattern in meinem Magen. Ich wünschte, ich würde nicht so auf ihn reagieren. Aber ich war machtlos dagegen. Wieso tat ich mir das an? Wieso empfand ich so für ihn? Ich kannte ihn nicht einmal, doch etwas in mir wollte mir weismachen, dass ich ihn kannte, dass ich wusste, wie seine Umarmung sich anfühlte, wie seine Stimme klang, wenn er mir liebevolle Worte zuflüsterte. Es machte mich wahnsinnig, dass mit jedem Mal, wenn er versuchte, mich abzuweisen, mich zu verstoßen oder gar zu verletzen, das meine Gefühle für ihn scheinbar noch verstärkte.

Weil ich ihn nicht haben kann, gestand ich mir ein. Ich weiß, ich kann ihn nicht haben, also will ich ihn umso mehr.

Er hatte wohl beschlossen, im Tor des Stalles stehenzubleiben, also wandte ich mich jetzt doch zu ihm um. Eigentlich hatte ich vor, ihm zu sagen, wie sehr mir der Name Romero gefiel, und wie sehr dieser Name zu dem schwarzen Araber passte, aber als ich in seine versteinerte Miene blickte, die lässige und dennoch abwehrende Haltung, die er eingenommen hatte, wahrnahm, schlug meine Stimmung um. Adrian sah umwerfend aus, wie er da gegen die Türrahmen gelehnt stand, die Arme vor der Brust verschränkt, aber dieser abschätzige, kalte Blick machte mich wütend.

»Ich bin hier, um Katie zu holen«, sagte ich so trotzig es nur ging und verschränkte auch meine Arme vor der Brust. »Ich denke, wir haben deine Zeit lange genug in Anspruch genommen.«

»Der Zaun ist also repariert, das Dach dicht?«, fragte er knapp, stieß sich ab und ging an mir vorbei zu Katies Box. Er sah über die halbhohe Bretterwand. »Ihr Bein sieht gut aus. Kein Entzündung.«

»Sehr schön«, sagte ich. »Dann kann ich sie ja gleich mitnehmen.« Eigentlich hatte ich gehofft, er würde sagen, dass wir seine Zeit keineswegs beansprucht hatten, aber nein. Langsam fragte ich mich,

ob es vielleicht sogar nicht an mir lag? Konnte es sein, dass er immer so war? Ich hatte ihn noch nie anders erlebt. Außer, wenn er über Pferde sprach, rief ich mir ins Gedächtnis.

Adrian zog am Riegel zu Katies Box. »Warte. Ich muss noch kurz mit Samuel reden«. Warf ich ein.

»Ich hab dir doch gesagt, das solltest du lieber nicht tun. Hast du noch nicht genug?«, sagte er unter zusammengezogenen Brauen.

»Weißt du was, du versuchst mir etwas zu häufig, mir zu sagen, was ich tun und lassen soll.«

»Vielleicht brauchst du jemand, der dir sagt, was nicht gut für dich ist.« Das war keine Frage.

»Wie wäre es, wenn du mich das selbst herausfinden lässt? Reicht, dass meine Mutter mich herumkommandiert, ich brauch nicht noch dich dazu. Ich habe gesagt, ich werde mit Sam reden, also werde ich das tun«, keifte ich ihn an. Ich war nicht nur unfassbar wütend, weil es mir genügte, wie er mich behandelte, sondern auch zutiefst verletzt und brauchte alle Kraft, um die Tränen zurückzuhalten.

Adrian zuckte trocken mit den Schultern. »Dann musst du wohl selbst lernen.«

Ich trat einen Schritt auf ihn zu und blieb vor ihm stehen. »Weißt du was, nur weil du irgendein Problem mit mir hast, heißt das noch lange nicht, dass Sam das auch hat. Zufälligerweise versteher wir uns sehr gut.«

»Wie kommst du darauf, ich hätte ein Problem mit dir?«, hakte er nach und sah mich unter zusammengekniffenen Augen vorwurfsvoll an.

War das sein ernst? Ich riss erstaunt und entrüstet zugleich die Augenbrauen hoch. »Wie ich darauf komme? Dir ist nicht zufällig aufgefallen, wie du mich behandelst?«

Statt zu antworten sah er mich abwartend an. Mein Blick fiel auf eine alte Öllaterne, die auf einen Regalbrett neben der Stalltür stand. Einen Moment war ich versucht, ihm mithilfe meiner neuer Fähigkeit, die Lampe um die Ohren zu hauen. Nur mein Gewissen und meine Erziehung hielten mich davon ab.

»Du weißt es ehrlich nicht? Für dich ist es also normal, so unfreundlich zu andern zu sein? Wenn du nicht so verdammt gut ...« Ich stockte erschrocken und fühlte die Hitze in mein Gesicht schießen. Hatte ich wirklich fast gestanden, dass ich ihn gut aussehend fand? Ich wollte mich am liebsten ohrfeigen. Adrian grinste breit.

»Das hat nichts zu sagen«, stotterte ich nervös.

»Du willst sagen, du findest mich gut aussehend, obwohl ich unfreundlich zu dir bin? Passt das zusammen?«

»Das wollte ich nicht sagen.« Ich kaute auf meinem Piercing herum. »Ich wollte sagen: gut in Umgang mit Pferden.«

»Das Gefühl hatte ich nicht.« Adrian grinste noch immer. Wie wunderbar, er kann wirklich ein freundliches Gesicht machen, dachte ich sarkastisch.

»Weißt du was, gib mir ein Schwert und ich zeig dir, wie attraktiv ich dich finde.« Ich streckte die Hand aus und schrie gellend auf, als Flammen in meiner Hand aufzüngelten, sich zu einer etwa siebzig Zentimeter langen Feuersäule formten und Adrian tatsächlich fast das Gesicht verbrannten. Wir beide starrten für den Bruchteil einer Sekunde auf das rote Feuer, dann öffnete ich reflexartig die Hand, nicht weil die Flammen mich verbrannten oder schmerzten. Die Feuersäule verschwand, löste sich einfach in Luft auf.

»Was zur Hölle ...?«, keuchte ich und untersuchte meine Hand, die wirklich keine Verletzungen aufwies. Ich hatte solche Dinge schon gesehen. In meinen Träumen. Und ich wusste, was sie waren: Flammenschwerter. Aber wo war es so plötzlich hergekommen?

Ich sah zu Adrian auf, der seinen Schock wohl abgelegt hatte und mich abwartend musterte. Wieder sah ich meine Hand an, streckte sie aus. Nichts passierte. Mein Atem ging schnell, mein Herz raste und ich war unfähig, mich von der Stelle zu rühren. Aber eigentlich dachte ich gar nicht daran, wegzurennen. Ich dachte an nichts, sah nur die Flammensäule vor mir.

»Du hast es selbst gerufen«, sagte Adrian plötzlich. Er trat an mich heran, legte seine Hand in meine und umschloss sie mit seinen Fingern.

»Ich hab es gerufen?«, fragte ich noch immer atemlos. Was war nur los mit mir? Ich verstand überhaupt nichts mehr. Tränen stiegen in meine Augen. Meine Unterlippe begann zu zittern. Adrian seufzte leise, zog mich an seinen Körper und legte die Arme um meine Schultern.

»Genau damit hatte ich eigentlich abgeschlossen«, sagte er. »Lass uns ins Haus gehen, wir müssen reden.« Er löste sich wieder von mir und, obwohl ich sonst nicht fähig war zu denken, ich mich eigentlich vollkommen leer und verloren fühlte, dass er mich nicht mehr in den Armen hielt, ich seine Wärme nicht mehr fühlen konnte, schien den letzten Funken in mir drin noch zu ersticken. Ich konnte fühlen, wie mein Verstand mir entglitt. Ich erstarrte, meine Muskeln versagten ihren Dienst. Nur das Zittern, das mich durchfuhr, zeigte mir, dass ich noch lebte.

Plötzlich war Adrians Wärme wieder da, stieg von meiner rechten Hand meinen Arm hinauf und breitete sich wie ein schwaches Glimmen durch meinen Körper aus. »Komm!« Er zog an meiner Hand und ich folgte ihm widerstandslos. »Hast du schon von meinem berühmten Tee gehört? Meine ganz persönliche Kräutermischung. Danach wirst du dich fühlen, als wäre nie etwas passiert.« Er wandte sich zu mir um und lächelte. Dieser kurze freundliche Blick über die Schulter zog mich noch ein Stück weiter aus der Dunkelheit heraus, näher zur Oberfläche hin.

Mit mir passierten merkwürdige Dinge und während ich vollkommen geschockt war, schien Adrian gefasst, als wäre all das normal. Hatte vielleicht nur ich dieses Ding gesehen? Nein, für den Bruchteil einer Sekunde waren auch seine Augen schreckgeweitet gewesen. Aber wenn es ihn so wenig erschrak, dann musste er es wissen, dann musste er so was schon gesehen oder darüber gehört haben. Nein, nicht darüber nachdenken, das macht nur Kopfschmerzen. Er hatte gesagt, er müsse mit mir reden, also wusste er was. Vielleicht würde er endlich Licht in das Dunkel bringen.

Ich stolperte auf unsicheren Beinen hinter Adrian her in das Herrenhaus. Er setzte mich in einen ledernen Ohrensessel in der Bibliothek und legte mir eine karierte Woldecke über die Beine.

»Ich bin sofort wieder da.« Er verließ den Raum und ich schloss die Augen. Die roten Flammen züngelten vor meinen Lidern. Ich atmete einmal tief ein und öffnete die Augen wieder. Mein Blick fiel auf das Gemälde der Frau über dem Kamin. Ihr Blick war ernst, die Lippen fest aufeinander gepresst aber ich sah sie lächeln. Sie lächelte auf mich herab, ein warmes, liebevolles Lächeln. Ich zwinkerte verwirrt, sah wieder auf das Gemälde, das Lächeln war fort. Die Frau sah wieder ernst aus, blickte mich nicht länger an, sondern starrte leer an die gegenüberliegende Wand.

Würziger Kräuterduft umhüllte mich, als Adrian neben mir stehen blieb. Er stellte ein Tablett auf einem kleinen Servierwagen ab, schob ihn zwischen die beiden Ledersessel und nahm auf dem Zweiten Platz. »Trink einen Schluck, bitte.«

Ich senkte meinen Blick auf das feine weiße Porzellan. Die Tassen hatten einen goldenen Rand einen fein geschwungenen Griff und als ich die einzelne Rosenblüte an der Seite betrachtete sah ich, wie eine der Tassen aus meinen Fingern glitt, zu Boden fiel und zersprang, genau in zwei Hälften, die Rose in der Mitte geteilt. Ein Zwinkern und das Bild war weg. Ich runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf.

»Das sind Erinnerungen«, sagte Adrian leise. Seine Stimme klang ruhig und fest und legte sich schützend um mich. Ich sah nicht auf zu ihm. Etwas hielt mich davon ab, in sein Gesicht zu blicken. Da war ein winziger, trotziger Widerstand in mir. Ich nahm meine Tasse Tee vom Beistellwagen, blies hinein, sog den würzigen Duft auf und blies noch mal in die Tasse. Das hatte so etwas Normales, dass ich es wieder und wieder tat. Nichts daran war merkwürdig, ungewöhnlich oder erschreckend. Es war einfach nur, in eine Tasse Tee blasen, wie ich es schon so oft getan hatte. Ich setzte die Tasse an meine Lippen, kippte sie langsam, bis die heiße Flüssigkeit auf meinen Lippen brannte, ich schluckte den Kloß in meiner Kehle herunter, und mit ihm die Tränen, die in meinen Augen brannten. Dann nahm ich einen Schluck vom Tee und genoss jede Sekunde des Gefühls. Wie sich die warme Flüssigkeit erst über meiner Zunge ausbreitete, ihren würzigen Geschmack entfaltete, sich dann meine Kehle hinunterarbeitete, die Speiseröhre und dann einen winzigen Augenblick lang in meinem Magen brannte. Mit geschlossenen Augen seufzte ich, genoss die Ruhe und den Frieden noch einen Moment, bevor ich die Augen wieder öffnete und Adrian fragend ansah. Jetzt war ich bereit, mir anzuhören, was Adrian mir sagen wollte.

»Erinnerungen?«, flüsterte ich tonlos.

»Ja, die von Samuel und mir. Vielleicht sogar die von Uriel.«

Ich schüttelte den Kopf, atmete ein und runzelte verständnislos die Stirn.

Adrian seufzte leise. Nun sah ich doch zu ihm herüber. Er hatte den Blick auf seine Hände gesenkt. Seine Finger spielten zitternd mit einem recht klobigen Ring. Er nahm ihn und hielt ihn so, dass ich ihn sehen konnte. »Das ist ein Siegelring.« Ich kniff die Augen zusammen, um das Relief besser erkennen zu können. Es hätte ein gutes Motiv für ein Tattoo abgeben können. Der Ring schien ganz aus Silber und das Siegelbild saß leicht erhoben darauf. Es waren Engelsflügel in deren Mitte ein brennendes Schwert steckte. Fast wie Adrians Tattoo, nur das Adrians Schwert nicht von Flamme umzingelt wurde. »Das Wappen der Krieger Gottes, der Engel.«

»Ja, aber was hat das mit mir zu tun?«, fragte ich ungeduldig, weil ich nicht verstand, warum er jetzt mit Engeln anfing.

»Du bist ein Engel. Zum Teil zumindest.«

Ich zog die Augenbrauen hoch und prustete, auch, wenn ich nicht wirklich einen Grund zum Lachen hatte, aber das war lachhaft. »Und das glaubst du warum?«

»Weil ich auch einer bin.«

Diesmal lachte ich richtig. Adrian ein Engel? Schon allein die Vorstellung war so irrwitzig, dass ich darüber lachen musste. Dann verstummte ich und sah Adrian zornig an. »Jetzt mal im Ernst, wenn du mich veralbern willst, dann sag das bitte, denn ehrlich, ich habe gerade keine Lust auf so was. Wie du vorhin sicher mitbekommen hast, habe ich einigen Mist am Hals.« Ich machte eine ausholende Bewegung mit dem Arm und meine Teetasse schoss wie von selbst vom Tisch und landete inmitten des Steinkamins, wo sie in mehrere Scherben zerbrach. Ich sah der Tasse erschrocken hinterher. Nicht, weil sie sich von selbst auf den Weg gemacht hatte, ich wusste ja, dass ich das bewirkt hatte, sondern weil ich es getan hatte, während Adrian es hätte sehen können. Ich sah ihn unsicher an aber er verzog keine Miene.

»Das Service war ohnehin nicht mehr vollständig.« Er zog die Augenbrauen hoch und grinste. »Du wirkst nicht schockiert, also weißt du schon, dass du das kannst.«

Ich nickte stumm.

Adrian nahm einen Schluck von seinem Tee, lehnte sich entspannt im Sessel zurück und streckte

die Beine aus. »Diese Fähigkeit hast du, weil du zum Teil ein Engel bist.«

»Dann müsstest du das ja auch können«, sagte ich trotzig. »Schließlich willst du ja auch ...« Ich stockte. Adrian ließ seine Teetasse vor seinem Gesicht schweben. Ich sah weg, wieder hin, konzentrierte mich auf einen anderen Gegenstand, aber nichts half. Es war eindeutig, nicht ich machte das mit der Tasse, sondern Adrian.

»Ohne diese Kraft könnten wir unsere Flammenschwerter nicht rufen.« Adrian sah mich, schloss die Augen, streckte seine Hand über seinen Kopf aus und flüsterte: »Schwert.« Blaue Flammen züngelten seinen Arm hinauf, bildeten eine Feuersäule und dann entdeckte ich inmitten der tanzenden Flammen eine rot glühende Klinge. Adrian schwang das Schwert über seinem Kopf im Kreis, dann öffnete er seine Hand die Flammen erloschen, mit ihnen verschwand das Schwert.

Mit Mühe konzentrierte ich mich auf meine Atmung, vor meinen Augen schwebten schon schwarze Punkte. Adrian war ein Engel. Adrian war ein Engel? Nein, das konnte nicht sein. »Ich kann das nicht glauben«, krächzte ich.

»Ich weiß, dass das schwer zu glauben ist. Aber du musst die Tatsache, dass es Engel gibt akzeptieren, sonst wird es schwierig, dir zu erklären, wer du bist.«

»Und wer bin ich?«, fragte ich und konnte den Trotz in meiner Stimme nicht unterdrücken. Hatte ich in den letzten Tagen nicht genug Unmögliches erlebt? Auch wenn diese Fähigkeit mir in den letzten Tagen einigen Spaß bereitet hatte, so blieb in mir doch immer irgendwo das Gefühl zurück, dass etwas nicht mit mir stimmte. Ich hatte mich immer irgendwie falsch gefühlt. Wie ein Freak. Aber wenn ich wissen wollte, was hier vor sich ging, dann musste ich Adrian vertrauen und hoffen, dass er mir wirklich helfen konnte. Ich nahm mir vor, mir zuerst anzuhören, was Adrian zu sagen hatte, und dann darüber nachzudenken, ob ich durchdrehen sollte, oder ob ich vielleicht längst nicht mehr richtig im Kopf war und mir all das nur einbildete.

»Du bist Skyler, aber du bist auch Uriel, ein Erzengel.«

»Ich bin ein Erzengel? Aber ich bin erst siebzehn. Engel sind schon Jahrtausende alt. Was nicht heißt, dass ich daran glaube, dass es sie gibt«, fügte ich schnell an, um Adrian zu zeigen, dass ich noch genug bei Verstand war, um Zweifel an seiner Geschichte zu haben.

»Der Teil von dir, der Skyler ist, ist siebzehn. Da hast du Recht, aber deine Seele ist die Uriels.«

Ich kicherte. »Klar.«

»Uriel hatte eine besondere Kraft. Er hatte Visionen. Er konnte in anderen Engeln lesen. Alles was sie je erlebt haben, was sie getan haben, was sie gesehen oder gehört haben. Sogar, was sie gedacht haben.« Adrian stand auf, ging auf eine dunkle Anrichte zu, öffnete sie, nahm eine Tasse aus dem Schrank und gab sie mir. Er lächelte nicht, wirkte aber auch nicht so kalt wie sonst. »Diese Fähigkeit war sehr mächtig, weswegen die andere Seite, die Gefallenen, versucht haben, ihn zu rekrutieren. Zum einen, damit er, sollte er einem von ihnen begegnen, nicht seine Erinnerungen für unsere Seite nutzen konnte. Zum anderen, um alles, was er aus uns gelesen hatte, für ihre Zwecke benutzen zu können. Freiwillig wäre Uriel nie zu ihnen gegangen. Sie haben ihn getötet, als sie seiner nicht habhaft werden konnten.«

Adrian lächelte, als erinnere er sich gerade an etwas. »Irgendwann haben wir von diesem Mädchen gehört. Das war im 12. Jahrhundert. Sie lebte in Rom und man sagte ihr nach, dass sie Träume von Engeln und Dämonen hätte. Und all das, was sie sah, würde sie in den Wahnsinn treiben. Jemand von uns wurde zu ihr geschickt und wie sich herausstellte, trug sie Uriels Kraft in sich. Nicht in dem Ausmaß, wie bei Uriel. Uriel musste einem Engel oder einem Gefallenen nur in die Augen

sehen. Es stimmt, was gesagt wird. Die Augen sind das Fenster zur Seele. Dieses Mädchen, Rhea konnte die Erinnerungen der Engel nur durch Berührung aufnehmen. Sie träumte von den Schlachten die diese Krieger geschlagen haben, von Flammenschwertern und von einem Krieg, der älter war als Rom selbst.«

Er warf mir einen Blick zu, als er mein leises, erschrockenes Keuchen hörte, aber ich setzte schnell einen gelassenen Gesichtsausdruck auf. Träume von Schlachten und Flammenschwertern, na und. Es gab auch genug Menschen, die von Verfolgungen und Stürzen träumten. Warum nicht auch andere Menschen, die von blutigen Kämpfen träumten? Das hatte nichts zu bedeuten.

»Uriels Seele war in diesem Mädchen wiedergeboren worden. Später in ihrer Tochter, denn Rhea starb bei der Geburt ihrer Tochter. Und dann in deren Enkeltochter. Wie wir bald herausfanden, waren diese Frauen direkte Nachfahren von Uriels Tochter, die er mit einer Menschenfrau gezeugt hatte. Sie alle trugen Nephilimblut in sich, und irgendwie war Uriels Seele an seine weiblicher Nachkommen gebunden.«

Ich sah Adrian zweifelnd an. »Ich glaube dir kein Wort. Engel, Wiedergeburt, Seelen, außergewöhnliche Kräfte. Vergiss es, das ist unmöglich.«

»Wie erklärst du dir sonst deine Fähigkeiten und deine Träume von Samuel und mir? Ich weiß, dass du von uns träumst. Ich wusste es von dem Augenblick an, als du mir deine Hand gegeben hast und uns die Energiewellen durchzuckt haben.«

»Der Biss einer radioaktiv verseuchten Spinne«, sagte ich ohne darüber nachzudenken.

»Weil das ja auch so viel glaubhafter ist?«

»Okay, gehen wir davon aus, ich glaube dir – was niemals passieren wird.«

»Es hat nicht lange gedauert, bis die Gefallenen von diesen Frauen erfuhren. Sie versuchten, was sie schon immer versucht haben, eine von ihnen auf ihre Seite zu ziehen. Wir konnten das nicht zulassen.«

»Also habt ihr sie getötet?«, schlussfolgerte ich mit etwas Wut in der Magengrube bei der Vorstellung, wie ein unschuldiges Mädchen sterben musste.

»Nein, das hätte nicht viel gebracht, die Seele wäre wiedergeboren worden, und wir hätten nicht gewusst, wann und wo. Manchmal nämlich hat sie auch ein oder zwei Generationen übersprungen. Zum Beispiel, wenn es keine weiblichen Nachfahren gab.« Adrian nahm einen Schluck von seinem Tee und forderte mich auf, mir selbst nachzuschenken. Ich schüttelte den Kopf. Besser ich hatte jetzt nicht allzu viel im Magen. Mir war, als müsste ich mich jeden Moment übergeben. »Wir haben sie beschützt. Jedem Mädchen der Familie wurde ein Engel abgestellt, der sie möglichst unbemerkt beschützen musste und verhindern musste, dass die andere Seite sie bekam.« Adrian sah mich ernst an. »Erinnerst du dich an das Bild, das Samuel dir unbedingt zeigen musste?«

Ich nickte unsicher.

»Das war Anna. Sie war mein Auftrag und als sie starb, gab es keinen weiblichen Nachkommer mehr. Sie war die letzte. Zumindest hatten wir das angenommen.« Er warf mir einen dieser Blicke zu, die mich immer unwillkommen fühlen ließen. »Und jetzt bist du da«, sagte er leise, fast bedrohlich. »Vielleicht hat Uriels Seele einen anderen Weg gefunden.«

Ich schluckte heftig. »Du willst also behaupten, ich wäre die Wiedergeburt eines Engels? Und die dieser Anna?«

Adrian nickte und lächelte traurig. »Und du siehst ihr unfassbar ähnlich.«

Ich ging nicht darauf ein. Das wusste ich längst selbst. »Dann sind die Träume, die ich von Anna

habe, wirklich passiert?«

Adrian riss erstaunt die Augenbrauen hoch. »Du träumst von Anna?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Vielmehr träume ich von dir, wie du dastehst, sie beobachtest, eifersüchtig wegen Samuel bist ...« Ich zögerte. »Der Zeitungsartikel«, stieß ich aufgeregt hervor. Ich zog ihn aus meiner Gesäßtasche, faltete das Blatt Papier auseinander und betrachtete das Foto vor Sam. Ich hatte es in den letzten Tagen so oft angesehen, aber die Ähnlichkeit mit Sam traf mich immer wieder tief. Ich reichte Adrian den Artikel, der warf nur einen kurzen Blick darauf, dann gab er ihn mir mit schmerzverzerrtem Gesicht zurück.

»Ja, das ist Samuel. Er war auch da gewesen.«

Ich schüttelte verzweifelt den Kopf. Das waren eindeutig zu viele merkwürdige Dinge auf einmal. In meinem Schädel hämmerte es. Konnte ich wirklich glauben, was Adrian mir erzählte? Gab es wirklich Engel? War all das die Erklärung für meine Träume? Ich hatte immer schon so eine Verbindung zu Engeln verspürt, und das, obwohl ich nie gläubig war. Und eine bessere Erklärung hatte ich nicht. Vorerst würde ich diese annehmen, wenn auch widerwillig. Aber ich würde auf keinen Fall mit irgendjemand darüber reden, ich wollte nicht am Ende noch in einer Psychiatrie landen. Nach all dem, was ich in den letzten Jahren angestellt hatte, würde das hier mir mit Sicherheit einen Platz in einer Klinik einbringen.

»Ihr seid also Engel, aber was macht ihr dann hier in Linden? Warum seid ihr hier? Wer ist jetzt euer Auftrag?«

Seufzend stellte Adrian die Tasse auf den Tisch. »Du hast die Narben auf meinem Rücken gesehen?«

»Ja, Sam hat sie auch.«

»Das war die Strafe für Annas Tod. Weil ich versagt habe.«

»Ich verstehe nicht.«

»Mir sind die Flügel genommen worden. Ich gehöre nicht mehr zu ihnen.«

»Du bist ein gefallener Engel?« Ich musterte Adrian, sein Piercing, sein Tattoo, das dunkle löchrige T-Shirt. Nein, das wäre zu einfach von seinem Aussehen darauf zu schließen, dass er ein Dämon war, wie die Christen gefallene Engel auch zu nennen pflegen.

»Nein. Gefallene Engel sind die, die sich Luzifer angeschlossen haben. Ich gehöre zu keinen von beiden.«

»Und Sam?«, hakte ich nach. Ich stellte ihn mir vor, sein Gesicht, seine Haare. Er hatte viel mehr von einem Engel, zumindest, wenn man von dem ausging, was ich mir so unter einem Engel vorstellte. Sam hatte eine geradezu strahlende Schönheit, war sehr muskulös und die blonden Haare taten ihr Übriges. Ja, wenn ich mir einen von beiden als Engel vorstellen konnte, dann Samuel. Aber ich wollte ja nicht vom Aussehen Rückschlüsse ziehen.

»Da musst du ihn schon selbst fragen.«

»Also, wenn das auf dem Bild Samuel ist, und meine Träume wirklich passiert sind, wie alt seid ihr dann?«

»Nicht so alt wie du vielleicht glaubst. Es werden immer wieder Engel geboren. Samuel ist etwa achthundert Jahre alt, ich neunhundert. Genau wissen wir das nicht. Zeit hat für uns keine Bedeutung. Zumindest war das für mich mal so.«

»Ich dachte, Engel werden nicht geboren, sie werden erschaffen.«

»Das ist richtig. Irgendwann waren wir einmal Menschen. Wir haben uns durch unsere Taten nach

dem Tod den Status eines Engels verdient. Aber das gilt nicht für alle, viele waren auch schon vor der Menschheit da, sie sind schon immer Engel. Die Erzengel zum Beispiel.«

»Und du bist in Linden, weil du sie geliebt hast?«, tastete ich mich langsam weiter vor.

Adrian blickte mich zögernd an, seine Lippen fest aufeinander gekniffen. Ich sah ihm an, dass dieses Thema ihm Schmerzen bereitete. »Anfangs habe ich es gemieden, hier herzukommen. Nach dem Tod von Annas Vater habe ich dieses Gut gekauft, konnte es aber nie betreten. Doch dann ... Ich wollte einfach nicht, dass Annas Zuhause weiter verfällt.«

Ich nickte verstehend. »Es verfallen zu lassen, würde bedeuten, auch deine Erinnerungen an sie verfallen zu lassen. Deswegen richtest du die Marienhöhe wieder her.«

Adrian stimmte mir mit einem Blick zu.

»Nach einhundert Jahren hast du noch immer nicht aufgehört, sie zu lieben? Ich kann mir das nicht vorstellen. Vielleicht sind es nur deine Schuldgefühle, die dich glauben lassen, dass du sie noch immer liebst.« Sprach da die Eifersucht aus mir? Mein Herz hämmerte schmerzhaft gegen meine Brust und ich fühlte die Hitze in mein Gesicht steigen.

»Vielleicht hast du recht und es ist nur die Schuld, die mich noch immer an sie bindet, aber diese Schuld werde ich niemals loslassen, denn sie hindert mich daran, den gleichen Fehler wieder zu begehen.« Sein Blick durchbohrte mich für den Bruchteil einer Sekunde, lange genug, um mir eine Stahlschlinge um die Brust zu schlingen. Er meinte damit mich.

»Bist du deswegen so abweisend zu mir? Weil du Angst hast, wieder einen Fehler zu begehen?« Der Druck in meiner Brust machte mich wütend und ich wollte Adrian mindestens genauso wehtun. »Vielleicht hab ich ja Glück, und all diese Gefühle, die ich für dich von Anfang an empfinde, sind gar nicht meine, sondern die von Anna.« Ich warf ihm diese Worte mit so viel Hass wie mir nur möglich entgegen. Zu wissen, dass er mich so behandelte, weil er in mir von Beginn an nur einen eventuellen Fehler sah, verletzte mich zutiefst und ich musste das Zittern, das in mir brodelte und an die Oberfläche wollte, mit aller Kraft zurückhalten.

Aber warum machte mich das so wütend? Ich war früher schon von Jungen abgewiesen worden. Aber niemals hatte es so wehgetan. Adrian hatte mir gerade eben begreiflich gemacht, dass niemals etwas zwischen uns sein würde. Aber wo sollte ich dann mit all diesen Gefühlen hin, die ich für ihn empfand? Gefühle, die vielleicht nicht einmal meine waren, wie ich gerade herausgefunden hatte?

»Ich denke, du vermutest richtig«, sagte Adrian. »Das, was du glaubst für mich zu empfinden, sind nur Annas Erinnerungen. Diese Gefühle sind nicht echt.« Er sagte das so trocken. Nichts regte sie in seinem Gesicht. Dabei hatte ich ihm gerade gestanden, dass ich ihn liebte. Auch, wenn ich Adrian glauben wollte, dass es wirklich nur Annas Erinnerungen waren, die das in mir hervorriefen, schnürte es mir doch die Kehle zu. Ich griff nach dem Strohalm, den er mir geboten hatte und klammerte mich an der Hoffnung fest, dass nur Anna an diesem Chaos in mir schuld war.

»Du willst also behaupten, du fühlst dich nicht zu ihr hingezogen?« Ich zuckte erschrocken zusammen, als Sams Stimme hinter mir ertönte. Er lehnte im Rahmen der Tür und wirkte ähnlich wütend wie ich es war.

Adrian warf mir einen Blick zu, den ich nur als Mitleid deuten konnte. »Ja.«

Als Adrian das sagte, zerbrach etwas in mir. Aber hatte er nicht doch recht? Wie konnte ich so starke Gefühle für ihn haben, wo ich ihn kaum kannte? Es mussten also Erinnerungen aus einem früheren Leben sein. Und doch ließ der Schmerz mich aufspringen und hinausrennen.

»Rede dir das nur weiter ein«, hörte ich Sam sagen, bevor ich das Haus verließ, damit keiner der

beiden die heiß brennenden Tränen auf meinen Wangen sehen konnte. Seit wann bitte war ich zur Heulsuse geworden?

15. Kapitel

Adrian riss die schwere Eichenholztür zu der kleinen Kapelle auf. Die Szene im Inneren konnte ihn nicht schockieren. Nicht der Geruch von Blut, der sich metallisch auf Adrians Zunge legte. Nicht das blutige Pentagramm an der Wand, an der bis gestern noch ein großes hölzernes Kreuz hing. Und auch nicht Samuel, der neben dem Altar stand, einen silbernen Kelch in den Händen. Was ihm aber Angst einjagte, ihn regelrecht erstarren ließ, war das Mädchen, das eingehüllt in nachtschwarzen Stoff vor Samuel auf dem Altar lag. Anna, das Mädchen, das Gefühle in Adrian geweckt hatte, von denen er geglaubt hatte, dass er sie niemals empfinden würde.

Adrian schüttelte die Starre von sich und heftete seinen Blick auf seinen ehemaligen Freund und Partner. »Samuel! Lass sie gehen.« Seine Stimme hallte durch die Kapelle und verlieh seinen Worten noch mehr Kraft. Nicht, dass es Samuel wirklich beeindrucken konnte. Dieser murmelte weiter leise Worte vor sich hin. Nichts wies darauf hin, dass Samuel nicht mehr zu ihnen gehörte. Sein Haar war dunkelblond, seine Haut von der Anstrengung gerötet und sein Körper von jahrhundertelangen Kämpfen geformt. Er sah noch immer aus, wie der Samuel, der all die Jahrhunderte an seiner Seite gekämpft hatte. Nur diesem Umstand verdankte es Samuel, dass Adrian ihn nicht als das erkannt hatte, was er war. Ein gefallener Engel.

Ein Engel, der sich der Finsternis verschrieben hatte. Als Adrian erkannt hatte, was aus seinem Freund geworden war, war es zu spät gewesen. Er hatte es einfach nicht glauben wollen. Hatte seine Zweifel, die ihn schon seit Samuels Rückkehr gequält hatten, als Eifersucht angesehen. Doch jetzt gab es keinen Grund mehr für Zweifel. Als Adrian Anna den ganzen Tag nicht gesehen hatte und auch Samuel nicht auffindbar gewesen war, hatte Adrian sich auf die Suche gemacht. Und dann hatte er die abgeschlachtete Kuh auf der Weide gegenüber gefunden und er wusste, dass etwas nicht stimmte. Und in dem Moment, als er die Kapelle betrat und er Anna auf dem Altar liegen sehen konnte, er nicht mehr als Hass für Samuel empfinden. Da war keine Liebe mehr, keine Freundschaft und kein Bedauern. Nur noch Hass und Wut.

Entschlossen schritt Adrian auf den Altar zu. Seine Augen wichen keine Sekunde vom Gesicht seines Gegners ab, als könnte dieses Festhalten Samuel daran hindern, seinen Plan zu beenden. Trotzdem nahm Adrian den Höllenkrieger wahr, der in den Schatten lauerte. Und Annas Vater, der wimmernd auf dem Boden kniete und die gefalteten Hände gen Himmel richtete.

Der Krieger trat aus den Schatten, ein breites Grinsen im Gesicht. Adrian zuckte nicht einmal mit der Wimper. Er hatte schon Hunderte dieser Dämonen in anderen, schlimmeren Kämpfen besiegt. Auch jetzt würde er sich nicht von ihnen aufhalten lassen. Oder sollte er sagen: Jetzt erst recht nicht? Adrian strich sich beiläufig das dunkle Haar aus der Stirn, reckte seine Hand zur gewölbten Decke empor und rief sein Flammenschwert. Das blaue Feuer tauchte die Kapelle für Sekunden in Helligkeit, bevor es erlosch und die Kapelle nur wieder von den Kerzen, die um den Altar herum aufgebaut waren, spärlich erleuchtet wurde.

Mit dem blinkenden Stahl in der Hand stürmte der Engel auf seinen Bruder zu, der Anna in diese Situation gezwungen hatte. Anna, die er geschworen hatte zu schützen. Anna, den letzten Nachkommen ihrer Familie. Wenn sie starb, würde mit ihr auch ihr Erbe sterben. Adrians entschlossene Schritte hallten durch das kleine Kapellenschiff. Sie verstummten nicht einmal, als der Gefallene über ihr herfiel.

Adrian erledigte ihn im Vorbeigehen. Hieb ihm ohne auch nur innezuhalten den Kopf von den Schultern. Ein zweiter Krieger nutzte genau diesen Augenblick, materialisierte sich direkt hinter

Adrian und griff an. Das Flammenschwert des Gefallenen schlitze Adrians schmutziges Leinenhemd am Rücken auf. Er wandte sich ruckartig um. Wütend schüttelte er den zerfetzten Stoff von seiner Schulter und widmete sich seinem nächsten Gegner.

Die Kampfeslust, die Angst um Anna und der Schmerz, der seinen Rücken durchzog, loderten in Adrian wie ein Feuer, dessen Flammen bis weit in den Himmel reichten. Kraftvoll schlug er sein Schwert gegen das des Dämons. Drängte seinen Gegner immer weiter zurück. Hieb ohne Erbarmen auf ihn ein, bis er ihn so weit in die Enge getrieben hatte, dass er ihm das Flammenschwert in die Brust jagen konnte. Das Schwert leuchtete auf. Tauchte alles in seiner Umgebung in ein tiefes Rot und nahm die Essenz des Gefallenen in sich auf, wie schon so viele zuvor.

Adrian achtete gar nicht weiter darauf. Er riss das Schwert mit Schwung aus dem Leib des Kriegers und fixierte Samuel, der noch immer Worte murmelte. Der Duft von Kräutern verteilte sich jetzt im Raum und Adrian wusste, dass er sich dem Ende des Rituals näherte. Adrians Blick glitt kurz zum großen Buntglasfenster über dem Altar, hinter dem das letzte blutrote Licht gerade den Sonnenuntergang verkündete.

Er entfaltete seine Schwingen. Riesige weiße Flügel, die ihn im Kampf gegen diesen Gegner unterstützen sollten. Denn Samuel war ein Krieger, wie Adrian. Seite an Seite hatten sie unzählige Schlachten gegen die Finsternis geschlagen. Gegen ihn anzutreten würde Adrian alles abverlangen. Doch er hatte keine Furcht, denn dies hier war mehr geworden, als nur ein Auftrag, den er erledigen musste. Dies hier war persönlich geworden.

Adrian registrierte kurz Annas weit aufgerissene Augen, als diese herausfand, was er war. Ein schmerzhafter Stich durchzuckte ihn. Egal wie das hier ausgehen würde. Ob Anna je akzeptieren konnte, was er war, sie würden nie wieder zusammen sein dürfen.

Endlich kam auch eine Reaktion von Samuel. Er stellte den silbernen Kelch auf dem Altar ab und erhob abwehrend die Hände. »Du siehst das falsch, Adrian.«

Adrian schüttelte den Kopf, nein, er verstand das genau richtig. Adrian erhob sich mit Schwung in die Luft und stürzte auf seinen Bruder zu. Auch Samuels Flügel entfalteten sich und bald war kaum genug Platz in der kleinen Kapelle, um noch zu kämpfen. »Hör mir zu«, schrie Samuel, doch Adrian wollte nichts hören. Er hatte nur ein Ziel vor Augen, Anna zu retten.

Mit seinem Schwert hieb er auf Samuel ein. Der fluchte leise und begann sich zu wehren. Die beiden Gegner verlagerten ihren Kampf unter das Gewölbe. Von oben erhaschte Adrian einen Blick auf Anna. Ihr kupfernes Haar lag wie ein Fächer um ihren Kopf herum ausgebreitet. Hände und Füße waren mit Seilen gefesselt. Annas Vater stemmte sich gerade am steinernen Altar auf die Füße.

Samuel nutzte Adrians Unaufmerksamkeit aus und erwischte den Engel mit einem schwarzen Flügel so kräftig, dass dieser quer durch die Kapelle gestoßen wurde und gegen das Buntglasfenster prallte. Zischend stieß Adrian die Luft aus. Das Fenster zerbarst. Glassplitter segelten laut klirrend zu Boden. Ein großes Stück blieb in Adrians Flügel stecken. Adrian stieß sich von der Wand in seinen Rücken ab, schüttelte die Flügel aus und weitere Glassplitter fielen zu Boden.

Wutentbrannt warf er sich seinem Bruder entgegen, schleuderte ihn bis an die gegenüberliegende Wand. Mit seinem Flügel holte er aus und verpasste Samuel einen mächtigen Hieb. Der ging krachend zu Boden. Adrian setzte sofort nach. Holte mit seinem Schwert aus, doch Samuel war schneller. Er schwang beide Beine nach oben und rammte sie Adrian in die Brust. Adrian wurde gegen die Decke geschleudert. Nur seine Schwingen konnten den harten Aufprall etwas dämpfen. Aus dem Augenwinkel konnte er Annas Vater sehen, der sich über seine Tochter gebeugt hatte und noch immer

heulte. Warum befreit der Idiot sie nicht?, fluchte Adrian in Gedanken.

Samuel hatte sich nun wieder aufgerappelt, aber einer seiner Flügel hing in einem merkwürdigen Winkel am Körper. Er wankte. Adrian nahm sein Schwert jetzt mit beiden Händen, ließ seine Flügel unter der Haut seines Rückens verschwinden und ließ sich von oben direkt auf Samuel fallen, der noch immer abgelenkt war, weil er seinen Flügel in diesem Zustand weder einfahren, noch seinen Arm darunter richtig bewegen konnte. Adrian zielte mit dem Schwert direkt auf die Brust seines Gegners. Ein Lächeln bildete sich in seinem Gesicht. Im nächsten Moment krachte Adrian hart auf den Boden. Ein Fluch lag auf seinen Lippen. Hatte sich Samuel wirklich gerade aus einem Kampf teleportiert?

Er rappelte sich mühsam wieder auf, ließ sein Schwert verschwinden und rannte auf den Altar zu, an dem Annas Vater noch immer über dem Körper der Frau gebeugt war, die Adrian liebte. Der Engel schob den alten Mann grob von Annas Brust. Dieser brach zusammen, wie ein nasser Sack und heulte zitternd auf dem Kapellenboden weiter.

Adrian beugte sich über Annas Gesicht. Ihre Augen waren geschlossen. Mit den Fingern strich er sanft über ihre Wange. »Alles wird gut«, flüsterte er und seine Lippen strichen über ihre. Kein Hauch von Atem drang aus ihrem Mund. Adrian erstarrte, blickte verwirrt auf Anna hinunter, packte ihre Schultern und rüttelte sie. Von Anna kam keine Reaktion. Erschrocken löste Adrian seinen Griff um ihren Körper. Er trat einen Schritt zurück, sein Blick glitt vom bleichen Gesicht seiner Liebsten über ihren Körper. Ihre Hände, die an ihren Seiten lagen, weiter ihre Beine hinunter und wieder zurück. Seine Augen verharrten auf einer Scherbe, die blutverschmiert neben ihren Waden lag. Zögernd schlossen Adrians Finger sich um das Stück Buntglas. Jetzt sah Adrian auch die dunkle, feuch glänzende Stelle auf Annas Brust.

Sein Blick richtete sich auf Annas am Boden kauern den Vater, der ihn mit angstgeweiteten Augen anstarrte. Hatte ihr eigener Vater ... ? Nein, das konnte nicht sein. War es ein Unfall? War die Scherbe von oben auf sie herabgestürzt? Adrian schaute nach oben zu dem zerbrochenen Fenster. Nur noch wenige Scherben steckten im Rahmen fest. Dann senkte sich sein Blick wieder auf Annas Körper und die Starre fiel von ihm ab. Adrian schrie wie wahnsinnig. Anna war tot. Sie war einfach gegangen. Sie hatte ihn verlassen. Wie konnte das nur passieren? Der Schmerz, der den Engel überwältigte, war schlimmer als alles, was er in seinem ewig währenden Leben bisher erlebt hatte. Einer wie er war nicht geschaffen, solche Empfindungen zu fühlen. Nicht Liebe, nicht unendliche Trauer. Der Engel war wie betäubt von der Wucht der Gefühle, die ihn jetzt überrannten. Er schrie so lange, bis er keine Kraft mehr hatte. Dann zog er Anna vom Altar in seine Arme, breitete seine riesigen Schwingen aus und hüllte sie beide darin ein. Minuten stand er so da. Oder Stunden.

Er reagierte nicht, als Annas Vater sich aus der Kapelle stahl und er reagierte auch nicht, als die Kapelle in ein gleißend helles Licht getaucht wurde, und es Augenblicke später wieder dunkel wurde. Er wusste, das bedeutete, dass ein anderer Engel hinter ihm stand. Es interessierte ihn nicht. Erst die grollende Stimme Irials ließ ihn sich umschauen. Der Engel stand direkt hinter Adrian, die Stirn wütend zerfurcht. Das lange weißblonde Haar im Nacken zu einem Zopf gebunden. Er trug seine Rüstung, was hieß, er war in offizieller Tätigkeit hier und nicht als Adrians Freund. »Du hast versagt.« Irials Stimme grollte von den Wänden wieder. »Doch nicht nur das, du hast gegen unsere Gesetze verstoßen, dich auf eine Menschenfrau eingelassen, obwohl du weißt, dass das verboten ist.«

Adrian wusste, das, was jetzt kommen würde, war unvermeidlich. Sanft bettete er Anna auf den Altar. Ließ sich Zeit damit, ihr einen Kuss auf die Lippen zu hauchen. Wenn er sie schon im Leber

nicht geküsst hatte, so wollte er sich das im Tod nicht nehmen lassen. Ihre Lippen fühlten sich weich an, noch immer warm. Fast wollte Adrian glauben, dass das Herz in ihrer Brust noch schlug. Aber es war nur der Wunsch eines Verlorenen. Er selbst hatte ihr die Scherbe aus dem Leib gezogen. Ihr Blut klebte an ihrer Kleidung, auf dem Altar, an seinen Händen. Ja, an seinen Händen. Er hatte die Frau getötet, die er liebte.

Adrian trat rückwärts vom Altar weg und wandte sich dem Erzengel Irial zu. Dieser hielt sein Flammenschwert in der Hand und stellte sich hinter Adrian. »Du wirst dazu verurteilt, auf Erden zu wandeln. Du wirst sein, was du eigentlich bekämpfen solltest. Ein Ausgestoßener.« Schreiend fiel Adrian zu Boden, als das Schwert seines Bruders ihn seiner Flügel beraubte.

Panisch riss ich mich aus diesem Traum. Ich hatte schon viele Träume von Schlachten, aber dieser hier ließ mich am ganzen Leib zittern. Lag es daran, dass ich jetzt wusste, dass es keine Träume waren, sondern Erinnerungen? Dinge, die wirklich geschehen waren? Hatte ich gerade wirklich miterlebt, wie Anna gestorben war? Angespannt versuchte ich meine stockende Atmung unter Kontrolle zu bringen. Ich schwitzte, trotzdem war mir schrecklich kalt.

Samuel, es war wirklich Samuel, der Schuld an Annas Tod war. Wie konnte das passieren? War er wirklich ein gefallener Engel, ein Dämon? War die Beziehung der beiden deswegen so angespannt? Aber, wenn wirklich Samuel diese Katastrophe verursacht hatte, warum erduldete Adrian ihn trotzdem in seiner Nähe?

Dann fiel es mir wieder ein, was Samuel in der Scheune gesagt hatte: Er müsse etwas wiedergutmachen. Das konnte nur bedeuten, dass Sam wirklich getan hatte, was ich gerade gesehen hatte. Mein Magen krampfte. Wieso hatte er das nur getan? Wie sollte ich mit diesem Wissen umgehen? Ich mochte Sam. Er war mein Freund und er war immer so nett und hilfsbereit gewesen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er Anna so etwas angetan hatte. Vielleicht zeigten die Träume doch nicht immer die Wahrheit. Aber da war dieser Zeitungsartikel und in dem hatte gestanden, dass Anna in der Kapelle gefunden worden war. Und dass ihr Vater auch dort gewesen war. Und genau das hatte ich auch in meinem Traum gesehen. Ich rieb mir verzweifelt die Schläfen. Was sollte ich nur tun?

Es gab nur einen Menschen auf diesem Planeten, der mir jetzt noch helfen konnte; Dave. Mit zitternden Händen beugte ich mich zu meinem Nachttisch hinüber und angelte nach meinem Handy. Auch von Dave hatte ich geträumt in der Vergangenheit, und wenn stimmte, was Adrian mir erzählt hatte, dann musste Dave ein Engel sein. Wenn ich ihm jetzt also erzählte, was ich wusste, dann würde ich an seinen Reaktionen auch erkennen können, ob Adrian mich angelogen hatte, oder ob alles stimmte. Dave hatte mich noch nie belogen. Ihm vertraute ich mehr als jedem anderen. Nur er konnte mir sagen, ob ich wirklich die Seele eines Engels in mir trug.

Aufgeregt suchte ich Daves Nummer aus meiner Kontaktliste heraus. Es war mitten in der Nacht, ich würde Dave aus dem Schlaf reißen, aber ich musste einfach mit ihm sprechen. Und am Tag war er nicht zu erreichen, das wusste ich. Ich brauchte jetzt Hilfe, nicht irgendwann einmal.

Das Telefon klingelte dreimal, viermal ... Ich wurde nervös und betete, dass er abnehmen möge. Beim sechsten Klingeln dann endlich ein leises Klicken, dann schwerer Atem auf der anderen Seite. Ein heiseres »Ja«.

»Dave, ich bin es.«

»Tinker? Stimmt etwas nicht bei dir?« Plötzlich klang er putzmunter.

Tinker, das klang so normal. Seit ich Dave kannte, nannte er mich so, weil ich seinen maroden Computer wieder repariert hatte und er glaubte, ich könnte alles wieder reparieren, wenn ich nur wollte. Ich seufzte leise. »Ich habe diese Träume von Kämpfen und Flammenschwertern und diesen Mädchen, das längst tot ist«, setzte ich an, ohne weiter zu zögern. Ich musste einfach raus damit. Und der direkte Weg war der beste Weg.

Schweigen.

»Ich träume auch von dir.«

Ein leises schweres Schniefen. »Du träumst von mir. Ich fühle mich geehrt.«

»So ist das nicht« sagte ich schärfer, weil Ungeduld und Wut in mir aufstiegen, und weil ich gegen die Tränen ankämpfte. »Da ist Adrian, er ist ein Engel und er sagt, in mir wurde die Seele Uriels wiedergeboren. Kannst du das glauben?« Ich wartete gespannt auf eine Antwort. Ich konnte Dave drei Mal schwer ausatmen hören.

»Ja, ich glaube das«, kam es dann leise.

»Du wusstest es also?«, fuhr ich auf.

»Dass du eine Auserwählte bist? Nein. Woher hätte ich das wissen sollen?«

Woher? Er hatte Recht. Bis vor wenigen Tagen war ich vollkommen normal, bis auf gelegentliche Träume, die von normalen Teenagerträumen abwichen, aber davon wusste Dave nichts. »Also bist du auch ein Engel?«, fragte ich ruhiger.

»Ja.« Wieder ein Seufzen. »Soll ich jemanden zu deinem Schutz schicken? Ist da jemand, der auf dich aufpassen kann?«

»Ich brauche keinen Babysitter. Und wenn, dann solltest du kommen.«

»Ich kann hier nicht weg, Tinker. Ich habe hier einen Auftrag zu erledigen.«

Jetzt seufzte ich. »Die Jungs? Das ist dein Auftrag?«

»Ja. Also, soll ich dir jemanden schicken?«

»Nein, ich bin hier gut versorgt. Adrian ist hier. Er mag mich zwar nicht besonders, aber er wird mich wohl nicht im Stich lassen.«

»Adrian ist ein guter Krieger. Beim ihm bist du wirklich sicher. Und wahrscheinlich ist es gut, dass er es ist. Einer von uns würde nur unnötig Aufmerksamkeit erwecken. Keiner wird damit rechnen, dass ein Verstoßener auf die Auserwählte achtet. Welche Kräfte hast du?«

Ich lachte bitter. »Oh, du wirst es nicht glauben, ich habe ein Schwert. Ich kann es rufen, einfach so. Und ich kann Dinge gegen Wände schleudern, nur mit meinen Gedanken. Das ist praktisch. Ich kann meiner Mutter eine Vase hinterherwerfen, ohne dass sie mitbekommt, dass ich es war. Ich kann einfach behaupten, in diesem alten Haus spukt es«, sagte ich nicht halb so begeistert, wie das vielleicht rübergekommen war.

»Ja, das klingt sehr nach Engelkräften. Sag Adrian, er soll dich unterrichten im Umgang mit dem Schwert. Er war einer der Besten.«

»Witzig, dass ihr einem der Besten einfach die Flügel abschlagt. Sind solche Methoden nicht etwas archaisch? Wird er jemals wieder zurückkehren können, wohin auch immer?«

»Leider wahr. Wir sind noch nicht in der Moderne angelangt. Er bekommt seine Flügel zurück, wenn er genug gute Taten vollbracht hat. Er muss sie sich sozusagen zurückverdienen.«

»Und du hast deine Flügel noch?«

»Ja, obwohl ich sie wohl verlieren werde, wenn dir etwas passiert und Irial erfährt, dass ich

wusste, wer du bist. Also pass gut auf dich auf.«

»Warum verrätst du mich dann nicht?«

»Wie ich schon sagte, wenn die eine Seite nichts von dir weiß, wird die andere auch nicht von dir erfahren, also solltest du sicher sein. Du musst nur aufpassen, dass keiner etwas von deinen Fähigkeiten erfährt.«

»Okay, ich denke, das schaffe ich.«

Leises Lachen. »Grüß Adrian von mir und pass auf dich auf. Und solltest du in Gefahr sein, melde dich sofort bei mir.«

»Sofort? Du gehst doch die meiste Zeit nicht an dein Telefon.«

»Ab jetzt schon. Gute Nacht, Tinker.«

»Gute Nacht.«

Stumm blickte ich auf das Handy in meinen Händen. Ich hatte es geahnt, oder nein, eigentlich hatte ich gehofft, dass es nicht so war. Aber Dave hatte nicht einmal versucht, es abzustreiten. Das hatte ich auch nicht erwartet. Aber jetzt hatte ich Sicherheit. Adrian hatte mich nicht belogen. Er war ein Engel, ich zum Teil auch. Was sollte ich nur jetzt tun? Warum passierte das mir? Warum musste ausgerechnet ich diese Fähigkeiten haben? Plötzlich kamen sie mir nicht mehr so toll vor. Sie waren Teil von etwas, das ich nicht wollte. Das ich nicht verstand. In einem lag Dave richtig, ich durfte mit niemanden darüber reden. Zumindest nicht mit Menschen. Sie würden mich für verrückt halten. Wer würde einem so was auch schon glauben? Ich kann mir selbst ja kaum glauben, wenn ich mich sagen höre, dass ich Gegenstände mit Kraft meiner Gedanken bewege.

Ich schaltete das Handydisplay wieder an und rechnete die Zeit zurück. Es ist später Abend in New York. Ich tastete nach meiner Jeans, die ich gestern Abend einfach auf dem Boden hatte liegen lassen und fischte den Zettel mit Toms Telefonnummer aus der Tasche. Wenigstens mit Tom konnte ich reden.

»Wird auch Zeit, dass du dich mal meldest«, kam es aus dem Telefon. Ich sah Tom vor mir, mit seinem kupferfarbenen Haar, den Sommersprossen und dem frechen Lachen. Ob er noch immer so schlaksig war, oder ob er seine Pläne, sich in einem Fitnessstudio anzumelden endlich mal in die Tat umgesetzt hatte? Tom hasste seinen zierlichen Körper mindestens genauso sehr wie ich. Dieses körperliche Attribut hatten wir zu unser beider Leidwesen beide von unserer Mutter geerbt.

»Du hättest dich ja auch melden können«, feuerte ich zurück. Wir waren wie beste Freunde, trotzdem gehörte es für uns einfach dazu, uns gegenseitig zu necken.

»Kleine Mädchen sollten um diese Zeit noch schlafen.«

»Große Brüder sollten dafür sorgen, dass sie das tun.«

Lachen. »Wie geht es dir. Ich habe gehört, du hast deine eigene Wohnung.«

»Hast du auch gehört, dass ich in jedem Zimmer Kameras habe?«

»Hast du keine Farbdosen mehr?«

Bei dem Gedanken, alle Kameralinsen schwarz zu machen, musste ich grinsen. Aber eigentlich störten mich die Kameras kaum noch, ich hatte andere Probleme. »Was machst du so da drüben? Wie ist das College so?«

»Unglaublich. Du solltest auch herkommen. Wirklich. New York ist wundervoll und auch das College.« Tom berichtete mir begeistert von seinem neuen Leben. Es schien ihm wirklich gut zu gehen. Ein neidischer Stich traf mich mitten im Herzen. Leicht flackerte Wut in meinem Magen, weil er so glücklich war, weit weg von mir. Während mein Leben nur noch Chaos war. Ich wollte ihm

alles erzählen, aber ich konnte es nicht. Wenn ich nur mit einer Silbe erwähnen würde, was bei mir los war, Tom würde den nächsten Flug nach Deutschland nehmen. Das konnte ich ihm nicht antun. Wenigstens er sollte ein normales Leben haben. So schwer es mir fiel, das, was schon in meiner Kehle brodelte und herauswollte, wieder herunterzuschlucken, ich tat es. Die alte Skyler hätte nicht einmal daran gedacht, Tom zu Liebe zurückzutreten. Die alte Skyler war egoistisch. Die neue Skyler brachte es nicht übers Herz, ihrem Bruder sein Glück zu nehmen.

»Und, wie sind die Mädchen da drüben?«, fragte ich so locker wie möglich.

»Wie überall.« Pause. »Nein, stimmt nicht. Die Mädchen hier sind hübscher.«

»Stimmt nicht.«

»Was macht deine Kunst?«

»Nicht viel seit Wiesbaden.«

»Du solltest dran bleiben. Du bist gut. Vielleicht kannst du hier auf eine Kunsthochschule gehen?«

»Vielleicht«, sagte ich, wusste aber, dass das nie passieren würde. Ich musste in der Nähe von Adrian bleiben, einem Engel, für den ich Gefühle hatte, die er nicht erwiderte und die wahrscheinlich nicht meine eigenen waren. Ich musste eben gut werden im Umgang mit dem Schwert, um sobald ich meinen Abschluss hatte, von Adrian wegzukommen. Vielleicht nach New York.

»Ich werde jetzt noch bisschen schlafen«, sagte ich leise. »Morgen ist Schule.«

»Ja, mach das. Und ruf wieder an.«

»Was machst du denn hier?«, wollte ich wissen, und ich konnte nicht sagen, welches Gefühl dominanter war, die Überraschung oder die Wut.

»Dich in die Schule mitnehmen«, antwortete Adrian nicht minder zerknirscht. Er stieg aus dem Cabrio, lief um das Auto herum und öffnete die Beifahrertür. Die Augenbrauen hochgezogen, den Lenker meines Fahrrades fest umklammert blieb ich in unserer Auffahrt stehen.

»Ich nehme das Fahrrad, danke.« Nervös blickte ich mich nach den Zwillingen um. Ich habe sie vorausgeschickt, der BMW hat leider nur zwei Sitze. Und ich kann mich dem Gefühl nicht entziehen dass sie es sehr begrüßten, dass ich dich zur Schule fahren würde.«

»So, taten sie das?«, sagte ich sarkastisch. »Dann wird es sie wohl enttäuschen, wenn sie erfahren, dass ich das Rad bevorzugt habe.«

»Nun steig schon ein«, forderte Adrian mit gerunzelter Stirn.

»Heh, du warst doch derjenige, der darauf bestanden hat, dass wir uns voneinander fern halten würden.«

Adrian stöhnte laut auf. »Was uns beide privat betrifft, ja. Aber das andere nicht. Du weißt genauso gut wie ich, dass es unmöglich ist, dass ich dich unbeaufsichtigt lasse. Nicht solange du nicht mit deinen Kräften umgehen kannst. Und schon gar nicht, solange diese beiden Gefallenen sich hier herumtreiben. Wenn es dich also beruhigt, ich muss sowieso etwas in der Schule erledigen. Ich muss herausfinden, was die hier wollen.«

Ich lehnte das Fahrrad an die Garagenwand und ging neugierig auf Adrian zu. »Du meinst die Typen aus dem Wald? Das sind ...?«

»Ja.«

Zögernd stieg ich in den BMW. »Glaubst du, sie wissen, wer ich bin?«

»Das will ich herausfinden. Die Gefallenen mischen sich gerne unter Kinder mit Problemen. Die lassen sich leichter für ihre Zwecke missbrauchen. Einmal in die Falle getappt, können die Dämonen ihre Seelen für die andere Seite markieren.«

»Du meinst, diese Menschen kommen in die Hölle, wenn sie gestorben sind?«

»Ja, und ganz oft sterben sie früh, weil sie in Unfälle oder ähnlich Tödliches verwickelt werden.«

Adrian startete den Motor.

»Was, wenn sie wegen mir hier sind?«

»Darüber denken wir nach, wenn es soweit ist. Bis dahin, halte dich an mich. Aber ich bezweifle, dass sonst irgendjemand ahnt, wer du bist. Keiner rechnet damit, dass Uriels Seele je wiedergeboren wird.«

Adrian hielt den Wagen vor dem Haupteingang. Verwirrt und besorgt stieg ich aus. Ich schlug die Tür zu und Adrian erkannte wohl die Furcht in meinen Augen, denn zum ersten Mal lächelte er mich sanft und tröstend an. »Mach dir keine Sorgen.«

»Da bist du ja endlich!«, rief Mel hinter mir und legte mir ihre Hand auf die Schulter. Ich wandte mich abwesend um. Noch bevor ich Adrian nach Annas Tod fragen konnte, und ob Sam wirklich schuld daran war, war er schon zur Baustelle weitergefahren und die Zwillinge nahmen mich in Beschlag.

»Boah, du wirst es nicht glauben«, schimpfte Jenny drauf los. »Du hattest Recht. Irgendwas stimmt mit unseren Freunden nicht.«

»Exfreunde«, betonte Mel.

»Stimmt. Exfreunde.«

»Warum?«, hakte ich nach und ein Kloß stieg in meine Kehle auf. Ich hoffte nur, dass den Zwillingen nichts passiert war.

»Die fragen uns ständig über dich aus«, meinte Mel.

»Ja, so Sachen wie: Hat sie euch verrücktes Zeug erzählt? Glaubt sie an Engel? Ist euch an ihr etwas aufgefallen?«

»An wem?«, wollte ich wissen. Mel hängte sich bei mir ein.

»Dir, Dummerchen. Die sind besessen von dir.« Der Kloß aus meinem Hals rutschte meine Speiseröhre herunter und blieb als riesiger Felsbrocken in meinem Magen liegen. Adrian täuschte sich, sie wussten etwas.

Panisch sah ich mich nach dem BMW um, aber das Auto war verschwunden.

»Du hattest Recht, die beiden sind Irre.«

»Ja, erst wollten wir dir nicht glauben, aber jetzt schon.« Mel strich mir über den Unterarm. »Wir sollten sie melden.«

»Nein«, sagte ich. »Schon gut. Ich lauf einfach nicht mehr allein nach Hause.«

In der ersten Stunde hatten wir die Dietrich. Während sie einen Vortrag über Goethes Faust hielt warf sie mir immer wieder Blicke zu. Ich wusste sie nicht zu deuten, aber sie wirkte dabei, als würde sie über mich nachdenken, oder als beobachte sie mich. Sie gab uns die Aufgabe, uns eine Szene des Stücks herauszusuchen, und sie mit eigenen Worten zu schreiben. Ich dachte darüber nach, welche Szene ich auswählen sollte, als Frau Dietrich neben mir stehenblieb. Sie beugte sich über meine Schulter und flüsterte mir ins Ohr, dass sie gerne nach der Stunde mit mir reden möchte. Ich sollte nach dem Klingeln einfach in der Klasse bleiben. Verwundert sah ich zu ihr auf, doch dann fiel mir der Aufsatz wieder ein. Wahrscheinlich war sie nicht zufrieden mit meiner Arbeit.

Es klingelte, als ich gerade die ersten Sätze geschrieben hatte. Ich packte meine Schulsachen in meine Umhängetasche und blieb an meinem Platz sitzen.

»Kommst du nicht mit«, wollte Mel wissen.

»Nein, ich soll hierbleiben.« Ich nickte in Richtung Direktorin, die an ihrem Pult saß und sich Notizen machte.

»Dann bis später.«

Das Klassenzimmer leerte sich. Die Dietrich stand von ihrem Stuhl auf, trat an ein offenes Fenster heran und sog tief die letzten Sonnenstrahlen auf. In wenigen Wochen würde der Spätsommer enden. Sie schloss das Fenster und wandte sich zur Tür um, um auch diese zu schließen. Ich beobachtete sie ungeduldig und, auch wenn ich es mir nicht eingestehen wollte, auch etwas ängstlich. Nur wenige Lehrer hatten es geschafft, mich derart zu beeinflussen. Aber die Direktorin der Marienschule hatte etwas Furcht- und Respekteinflößendes an sich. Und das, obwohl sie bisher immer freundlich zu mir gewesen war.

»Machen wir es kurz«, setzte sie an und nahm wieder hinter ihrem Schreibtisch Platz. »Du bist etwas Besonderes. Ich möchte nicht um den heißen Brei herumreden. Ich habe gesehen, was du mit dem Wasserglas gemacht hast. Und auch die Rose hat sich für einen winzigen Augenblick vom Boden erhoben.«

Schockiert zog ich die Luft ein. Ein Zittern durchfuhr meinen Körper und Schauer arbeiteten sich meine Wirbelsäule hinauf. Wie sollte ich darauf reagieren? Sollte ich es abstreiten? Auch, wenn es zwischen Adrian und mir gerade nicht zum Besten stand, aber gerade jetzt wünschte ich mir, er wäre hier und würde mir sagen, was ich tun sollte. Wahrscheinlich abstreiten. Ich holte Luft und wollte gerade zu einer Lüge ansetzen, als mir die Dietrich ins Wort fiel.

»Du musst nicht lügen. Seit Jahren mache ich den Kreis schon. Es gibt einige wenige Kinder mit besonderen Fähigkeiten. Ich suche nach ihnen, um ihnen zu helfen. Das ist meine Arbeit.«

Mit gerunzelter Stirn musterte ich die Dietrich. War sie etwa auch ein Engel? Geträumt hatte ich noch nicht von ihr. Aber hatte ich sie schon irgendwann einmal berührt? Ich holte mir die verschiedenen Situationen in denen ich schon mit der Dietrich zu tun hatte ins Gedächtnis, aber ich konnte mich nicht erinnern, ob ich sie berührt hatte oder nicht.

»Und woher kommen diese Fähigkeiten«, fragte ich deswegen. Wenn sie ein Engel war, wusste sie davon. Dann konnte ich mit ihr offen reden. Aber wenn nicht, dann war sie nur durch Zufall auf etwas gestoßen.

»Das kann ich nicht sagen. Viele der Kinder zerbrechen daran, weil sie diese Kräfte nicht verstehen. Ich versuche sie anzuleiten, damit das nicht passiert. Aber vergiss nie, es gibt Wege, um diese Fähigkeiten loszuwerden, wenn sie mehr Fluch als Gabe sind.«

Loswerden? Eine Option, die ich auf jeden Fall in Erwägung ziehen sollte, aber vielleicht sollte ich erst mit Adrian darüber sprechen. »Wie viele außer mir gibt es denn?« Gab es wirklich mehr wie mich. Wiedergeburten von Engeln? Adrian hatte nichts dergleichen erwähnt.

»Nicht viele. Zumindest stoße ich nicht allzu oft auf welche. Du bist die erste seit vier Jahren.«

»Also wissen sie keinen Grund dafür«, hakte ich nach. Die Angst war gewichen, aber nervös war ich immer noch. Ich würde ein ernstes Gespräch mit Adrian führen müssen.

Sie sah auf ihre Uhr. »Ich wollte dich nur wissen lassen, du kannst jederzeit zu mir kommen. Ich kann dir beibringen, diese Fähigkeit zu kontrollieren und sie gewissenhaft einzusetzen.«

»Einzusetzen wofür?«

»Das wird sich zeigen.« Sie stand auf. »Wie wäre es mit einer kleinen Übung?«

Ich nahm meine Tasche und folgte ihr in den Gang vor den Klassenräumen. Die meisten Schüler waren schon in den Klassenzimmern verschwunden. Nur ein paar befanden sich noch im Gang.

»Siehst du Sina dort drüben vor der Anzeigentafel stehen?«

Ich folgte dem Blick der Direktorin und nickte. »Während der Stunde vorhin habe ich ihr gesagt sie soll hier warten, weil ich mit ihr reden muss. Ich habe ihr heimlich mein Handy in die Schultasche gesteckt. Das kleine Fach vorne dran. Kannst du es erkennen von hier aus?«

»Ja. Ich soll das Handy hier herholen, oder?« Die Dietrich nickte und lächelte. »Aber wenn es jemand sieht?«

»Keine Angst, niemand sieht her. Konzentriere dich einfach nur auf das Telefon.«

Sina stand gut drei Meter von mir entfernt. Ich spielte nervös mit meinen Zungenpiercing. »Ich habe noch nicht besonders viel Übung«, gestand ich.

»Trau dich einfach.«

Ich konzentrierte mich, starrte die kleine Tasche an und fixierte sie mit aller Kraft. Nichts geschah.

»Stell dir das Handy vor, wie es darin wartet.«

Ich machte, was die Direktorin gesagt hatte. Tränen stiegen vor Anstrengung in meine Augen, doch plötzlich konnte ich eine Art Verbindung zu dem Handy fühlen. Er war, als würde ich danach greifen. Als würde ich es in den Händen halten. Ich stellte mir vor, meine Hände aus der Tasche zu ziehen und mit ihnen das Telefon. Das Telefon rutschte aus der Tasche, schwebte einen Moment neben Sina, dann zog ich es an einer unsichtbaren Schnur zu mir herüber und ließ es direkt in die ausgestreckten Finger der Direktorin gleiten.

»Gut gemacht«, sagte die Dietrich zufrieden. »Wie wäre es mit Mittwochnachmittag nach dem Nachmittagsunterricht?«

»Zum Üben?«

»Genau.«

Ich wollte ihr sagen, dass ich schon einen Lehrer hatte, aber überlegte es mir anders. Vielleicht konnte ich von der Dietrich doch noch andere Dinge erfahren. Vielleicht den Namen einer anderen Person, die so ist wie ich? Wenn die Dietrich wirklich mehr wusste, dann war es möglich, dass Adrian mir einiges verschwieg. Ich nickte bestätigend. Die Dietrich lächelte und ging, ohne Sina Bescheid zu geben, dass sie nicht länger warten brauchte.

»Ihr kennt den Kreis mittlerweile schon.« Wir saßen wieder auf dem Boden der Sporthalle. Die Dietrich hatte kurzfristig beschlossen, alle Schülerinnen ihres Kurses aus den Klassen zu holen, um uns eine Extrastunde ihres spirituell angehauchten Unterrichts zu verpassen. »Heute werde ich euch zeigen, dass uns das Besondere überall umgibt. Ihr werdet staunen, wozu ihr fähig seid.«

Sie ging den Kreis ab, ihr schwarzer Umhang wehte dabei um ihre Beine. »Eine Kerze in jede Himmelsrichtung. Sie symbolisieren Feuer, Erde, Wasser und Luft. Die fünfte stellen wir in die Mitte. Sie steht für den Geist.« Sie ging zur Mitte zurück und platzierte eine Kerze zu ihren Füßen. Sarah meldete sich grinsend zu Wort.

»Ist das nicht Blasphemie?« Besonders gläubig kam mir Sarah nicht vor, aber es interessierte mich, was die Dietrich darauf antworten würde.

Die Dietrich lächelte geheimnisvoll. »Seid ihr nicht alle hier, weil ihr Rebellen seid? Weil ihr nach Ansicht eurer Eltern und der Gesellschaft da draußen nicht so tickt, wie man es sich wünscht?«

Die meisten der zwölf Mädchen nickten einstimmig. Ich enthielt mich, denn ich wusste, dass es auf dieser Welt Dinge gab, von denen meine Mitschülerinnen nichts wussten.

»Rebelliert mit mir. Ich verspreche, ihr werdet Spaß haben.«

Wieder nickten alle, aber in ihren Gesichtern stand Unsicherheit. Unsicherheit, die ich auch

verspürte. Was plante die Dietrich? Was sollte das?

Die Direktorin ging wieder den Kreis ab, entzündete die Kerzen und rief nach Feuer, Wasser, Erde, Luft und Geist. »Jetzt ist der Kreis geschlossen. Wir haben gemeinsam einen Schutzkreis errichtet. Nichts kann diesen Kreis verlassen.«

Die Dietrich nahm die Fernbedienung für die Außenrollos der Sporthalle von dem kleinen Tisch den sie in der Mitte des Kreises stehen hatte, der alle Utensilien enthielt, die sie für ihr Ritual benötigte. Sie ließ die Rollos herunter und die Halle wurde nur noch vom Licht der Kerzen beleuchtet. Sie hielt einen Kelch in den Händen, der dem aus meinem Traum ähnelte. Dann begann sie leise vor sich hin zu murmeln.

Plötzlich schossen die Flammen der Kerzen fast bis zur Decke hinauf. Gleißend helle, aber nicht heiße Feuersäulen. Erschrocken rückte ich von der Kerze ab, die vor dem Mädchen neben mir stand. Auch sie quiekte leise auf. Die Flammen schrumpften auf etwa einen Meter Höhe wieder zurück und flackerten sanft und fast hypnotisch weiter.

»Ihr habt die Geschichten über die Katholische Kirche alle schon gehört. Nicht immer haben sie im Namen Gottes nur Gutes getan. Und auch Gott hat viele Menschenleben genommen.« Die Kerzenflammen begannen zu zucken und warfen lange Schatten in den Kreis. Die Schatten verformten sich, wurden zu Schwertern, Pferden und Menschen. Schreie hallten von den Wänden wider. Zu den Menschen und Pferden kamen brennende Häuser.

»Ich möchte euch zeigen, wie götig euer Gott ist.«

Meine Mitschülerinnen sahen sich erstaunt an, doch keine wich zurück oder verließ den Kreis und gab sich die Blöße, ihre Angst vor den anderen einzugestehen. Ich verstand noch immer nicht, was hier vor sich ging. Warum die Direktorin einer katholischen Mädchenschule solche Dinge in ihrem Unterricht machte. Und warum sie uns jetzt Gottes Bluttaten vor Augen hielt. Und ich verstand nicht wie Schatten sich in Silhouetten verwandeln konnten, woher die Schreie sterbender Menschen kamen. Aber ich hatte in den letzten Tagen zu viel gesehen und erfahren, um hierüber noch erstaunt zu sein. Deswegen war ich wohl auch die einzige im Kreis, die nach dem ersten Schreck, entspannt den Schauspiel auf dem Boden innerhalb des Kreises folgte.

Die Direktorin machte eine den Kreis umfassende Bewegung mit beiden Armen, die Schatten lösten sich auf und formten sich erneut.

»Und Gott sprach zu ihm: Geh durch die Stadt Jerusalem und zeichne mit einem Zeichen an die Stirn die Leute, die da seufzen und jammern über alle Gräuel, die darin geschehen.

Zu den anderen Männern aber sprach er, so dass ich es hörte: Geht ihm nach durch die Stadt und schlagt drein; eure Augen sollen ohne Mitleid blicken und keinen verschonen.

Erschlagt Alte, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder und Frauen, schlagt alle tot; aber die das Zeichen an sich haben, von denen sollt ihr keinen anrühren. Fangt aber an bei meinem Heiligtum! Und sie finger an bei den Ältesten, die vor dem Tempel waren.

Und er sprach zu ihnen: Macht den Tempel unrein, füllt die Vorhöfe mit Erschlagenen; dann geht hinaus! Und sie gingen hinaus und erschlugen die Leute in der Stadt.«

Auf dem Boden des Kreises sahen wir, wie Kinder, Frauen und Männer erschlagen wurden. Wie Leichen vor einem Tempel aufgestapelt wurden. Aber das Schlimmste waren nicht die Schatten, das Schlimmste waren die Schreie der Menschen, die panisch um ihr Leben flehten.

Die Direktorin zitierte weiter aus der Bibel und zeigte uns weitere Morde an ganzen Völkern. Die Schatten bewegten sich über den Boden und spielten nach, wie viel Grauen Gott über die Erde

gebracht hatte. Am Ende schwiegen wir alle, saßen erstarrt um den Kreis herum und waren froh, als die Kerzen erloschen und die Direktorin die Rollos wieder öffnete. Keiner sprach oder raschelte auch nur mit seiner Kleidung. In manchem Gesicht konnte ich Tränen sehen. Auch ich kämpfte mit meinen Gefühlen. Ich wusste aus dem Religionsunterricht von all dem, aber nie waren mir die Geschichten so nahe gegangen. Ich hatte mich früher schon gefragt: Was für ein gütiger Gott tut so was? Ich habe nie eine Antwort gefunden. Selbst meine Oma, mit der ich oft über Gott und die Kirche gesprochen hatte, kannte sie nicht.

Jetzt beschäftigte mich noch eine weitere Frage. Wenn Gott so grausam war, waren Engel es dann auch? War ich die Wiedergeburt eines Wesens, das in Gottes Namen gemordet hatte? In meinen Träumen hatte ich viele Tode gesehen, aber ich war mir sicher, dass all die gefallenen Krieger Engel waren, die in einem ausweglosen Krieg gekämpft hatten.

»Glaubt ihr nach all dem, was ihr eben gesehen und gehört habt noch an Gut und Böse?«

Ein Mädchen, dessen Namen ich nicht kannte, weil es nicht in meine Klasse ging meldete sich. »Es gibt kein Gut und Böse«, sagte sie und zupfte dabei nervös an ihrem hellroten Haar, das bis zu ihrer Taille hinunterreichte. »Nichts ist völlig schwarz oder weiß. Alles ist grau.«

»Willst du damit sagen, dass Dämonen und der Teufel auch gut sein können?« Wollte eine andere wissen. Ich dachte kurz darüber nach. War es möglich, dass weder die eine noch die andere Seite wirklich gut oder böse waren?

»Ja, will ich. Luzifer wurde doch nur verstoßen, weil er anderer Meinung war als Gott. Und alle die auch Luzifers Meinung waren, wurden mit verstoßen. Ich denke, dieser Gott kann nicht damit umgehen, wenn jemand nicht nach seiner Pfeife tanzt«, sagte die Rothaarige aufgeregt und Hitze überzog ihr Gesicht.

»Ja, aber er ist doch der Boss«, warf die Barbiepuppe aus meiner Klasse ein.

»Ja und? Muss deswegen alles richtig sein, was er tut? Darf er deswegen über Leben und Tod entscheiden?«

Die Direktorin räusperte sich und die Klasse verstummte. »Ich wollte euch genau das zeigen. Es gibt kein Gut oder Böse. Niemand von euch ist schlecht, nur weil er getan hat, was er vielleicht getar hat um hier auf dieser Schule zu landen. Was auch immer euch hier hergebracht hat, es macht euch nicht zu schlechten Menschen. Ich möchte euch wissen lassen, mit welchem Problem auch immer, ihr könnt jederzeit zu mir kommen. Ich habe vielleicht einige strenge Regeln an der Schule eingeführt und ich weiß, mein Ruf unter den Schülerinnen ist nicht der beste, aber ihr könnt mir vertrauen.« Sie sah sich mit ernstem Blick in der Runde um, dann löschte sie mit einem Wisch ihrer Hand alle Kerzen.

Eine heftige Diskussion über Gott und dessen Entscheidungen entbrannte. Ich beobachtete die Dietrich, wie sie ihre Klasse dabei beobachtete, wie sie sich stritten. Die Direktorin wirkte zufrieden. Ich wunderte mich, dass alle in diese Diskussion verfielen, ohne eine Minute darüber zu sprechen, wie die Dietrich das überhaupt angestellt hatte. Niemand schien noch daran zu denken, wie unnormal das war, was hier eben passiert war. War ich einfach zu empfindlich eingestellt, was solche »Wunder« betraf? Hätte ich mir nur halb so viele Sorgen wegen meiner Fähigkeiten machen brauchen? Ich hatte zumindest mit erstaunten Fragen gerechnet, aber alle waren so in das Gespräch vertieft.

Ich hörte weiter schweigend zu und nahm mir vor, die Direktorin später danach zu fragen, wie sie das angestellt hatte.

Nachdem die Dietrich den Unterricht als beendet erklärt hatte, blieb ich noch. Ich musste einfach wissen, ob auch sie war wie ich. Plötzlich sah ich die Direktorin mit anderen Augen. Vielleicht hätte ich mit ihr die Chance Adrian zu entkommen, denn jede Minute in seiner Nähe erfüllte mich mit Schmerzen. Ich konnte die Abweisung nicht länger ertragen. Wenn ich Adrian sagte, ich hätte jemand gefunden, der mich unterrichten könnte, dann musste er mich gehen lassen.

»Sie sind wie ich«, setzte ich an und lief hinter ihr her, während sie die Kerzen aufräumte.

»Ich war nicht ganz ehrlich zu dir«, erklärte sie und stellte die Kerzen auf den kleinen Tisch. Bemerkenswerterweise waren sie nicht mehr geschmolzen, als andere Kerzen nach einer Brenndauer von etwa einer Stunde. Dabei hatten die Feuersäulen mehr Hitze ausgestrahlt, als normale kleine Kerzenflammen. Ich hatte ihre Wärme auf meiner Haut gespürt. Meine Wangen hatten geglüht.

»Ich glaube, einer deiner Vorfahren war ein Nephilim. Von ihm, oder besser dem Engel, der sein Vater gewesen war, hast du deine Fähigkeiten geerbt.«

»Ich weiß«, sagte ich und Frau Dietrich sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen erstaunt an. Sie wartete auf eine Erklärung, aber ich verschwieg ihr vorerst, woher ich das wusste, und dass in mir die Seele Uriels wiedergeboren worden war.

»Ich habe diese Schule übernommen, um die Möglichkeit zu haben, Jugendliche wie dich zu finden. Nach außen hin ist das hier nur eine katholische Mädchenschule, aber die Flyer enthalten mit Absicht dezente Hinweise darauf, dass wir auch Problemschülerinnen aus gläubigen Familien aufnehmen und uns gesondert um sie kümmern.« Sie zog ihren schwarzen Umhang aus und stand im dunkelblauen Kostüm vor mir. »Es gibt nicht mehr viele wie dich. Die meisten Nephilim sind vor Jahrtausenden ausgerottet worden. Laut Bibel galten sie als durch und durch böse. Aber das waren sie nicht. Mit ihren besonderen Fähigkeiten haben sie den Menschen nur Angst gemacht. Und den Engeln waren sie auch ein Dorn im Auge. Jugendliche wie du haben oft Schwierigkeiten, wenn sie ihre Kräfte entdecken. Sie wissen nicht, wie sie damit umgehen sollen. Trauen sich nicht, darüber zu sprechen und denken von sich selbst oft, dass sie Abscheulichkeiten wären. Oft machen sie sich Luft, indem sie Dinge tun, wie du sie getan hast.«

Ich wollte einwenden, dass ich nichts von meiner Besonderheit wusste, als ich diese Dinge getan hatte, aber ich schluckte den Kommentar runter. Irgendwie erschien es mir nicht wichtig.

»Um ihnen zu helfen, habe ich diese Schule eröffnet. Wir suchen in den gläubigen Familien nach ihnen, weil selbst in den Generationen, in denen die Fähigkeiten übersprungen werden, immer eine gewisse Sehnsucht nach dem Glauben zu finden ist. Auf irgendeine Weise werden sie alle vom Göttlichen oder Engeln angezogen.« Die Direktorin wies auf den Tisch mit den Kerzen, den Duftstäbchen und den Feuerschalen. »Eigentlich brauche ich all den Humbug hier nicht wirklich.

Der erste Kreis mit der Rose ist dafür da, die unter euch zu finden, die über diese Fähigkeiten verfügen. Ich beobachte, während ihr die Augen geschlossen habt und warte einfach ab, bei welcher von euch die Rose sich bewegt. Deine Ohnmacht allerdings war mir neu.« Sie lächelte mich an. »Der zweite Kreis«, sie machte eine Handbewegung und entzündete eine Kerze, »ist nur Show. Ich könnte die Schattenbilder auch ohne das Drumherum hervorrufen. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Mädchen, die sich niemals wagen würden, mit jemanden über ihre Gabe zu sprechen, doch aus sich heraustreten und Vertrauen fassen können, wenn sie sehen, dass auch ich über übernatürliche Fähigkeiten verfüge.«

Ich dachte einen Moment über das, was die Dietrich gesagt hatte nach und kam zu dem Entschluss, dass das gut erklärte, warum ihr Unterricht so unkonventionell war. Plötzlich verstand ich, was sie

hier tat. Sie musste wie Dave sein.

»Sind Sie ein Engel?«, hakte ich nach und musterte sie genau, um nötigenfalls ihre Reaktion deuter zu können. Aber nichts in ihrem Gesicht deutete darauf hin, dass sie mich anlügen würde. Ich hatte zum ersten Mal das Gefühl, das vor mir jemand stand, der mir die ganze Wahrheit erzählte, ohne etwas für sich zu behalten.

»Nein, ich bin ein Nephilim. Eine der wenigen, die überlebt haben. Ich bin schon sehr alt, Skyler.«

Ich suchte in ihren Augen nach diesem Alter, aber da war nichts. Nichts verriet, dass sie mehrere tausend Jahre alt sein könnte.

Die Direktorin hatte wohl bemerkt, dass ich weniger überrascht von dem war, das sie mir erzählt hatte, als sie erwartet hatte. »Du weißt mehr als ich vermutet habe, liege ich richtig?«

Ich erzählte ihr von Dave und seinem Haus in Wiesbaden, verschwieg ihr aber noch Adrian und Samuel, weil ich das Gefühl hatte, die gefallenen Engel schützen zu müssen.

»Dave, ja, ich kenne ihn. Wir hatten schon das Vergnügen. Vor vielen Jahren kreuzte sich unsere Arbeit mal.«

»Ist das hier ein Auftrag, den Sie erteilt bekommen haben?«

»Nein, aber wenn man so lange lebt, dann braucht man eine Aufgabe, sonst besteht die Gefahr, wahnsinnig zu werden.« Sie lächelte wieder und legte mir die Hände auf die Schultern. »Du kannst mir vertrauen. Jederzeit.«

Ich überlegte, ob ich wirklich schon so weit war, aber Vertrauen hatte ich bisher nur in zwei Menschen in meinem Leben gehabt; Tom und Dave. Ihnen hätte ich alles erzählt. Trotzdem musste ich einen Weg finden, den Schmerz, der meine Brust erfüllte, loszuwerden. Um das zu schaffen, musste ich Anna loswerden. Nur wie konnte ich ihre Gefühle in mir ersticken, damit ich mich nicht mehr so sehr nach Adrian sehnte?

»Sie haben gesagt, es gäbe Wege.«

»Ja, ich kann die Kräfte blockieren, wenn du das willst. Aber etwas so schönes sollte man nicht achtlos wegwerfen. Diese Kräfte sind ein Geschenk. Also überleg es dir gut.«

Die Kräfte waren nicht mein Problem. Mit ihnen konnte ich leben. Aber nicht mit dem, was sich durch mein Herz fraß.

16. Kapitel

»Sieh nur wer dich abholt!« Jenny feixte fröhlich, während Mel puterrot anlief im Gesicht. »Am Morgen der, am Nachmittag der andere Bruder. Was soll man davon nur halten?«

»Wer sagt, dass er mich abholt? Auf diese Schule gehen etwa zweihundert Schülerinnen.«

»Sein Blick sagt das. Er hat nur Augen für dich.« Ich sah Sam ganz kurz an. Er stand an seinem Harley gelehnt, einen Helm in der Hand und lächelte mich herausfordernd an. Ich schluckte schwer, als er mir winkte. In meinem Magen krampfte es, bei der Erinnerung an meinen letzten nächtlichen Ausflug in die Vergangenheit. Ich konnte ihm unmöglich gegenüberreten. Nicht nachdem ich wusste, was er getan hatte.

»Nun geh schon. Schöne Männer lässt man nicht warten«, sagte Jenny kichernd und schubste mich in Sams Richtung. Meine Beine zitterten, als ich mich ihm langsam näherte.

»Ich habe die Nachmittagsschicht übernommen«, sagte Sam grinsend und hielt mir den Helm hin.

»Ich laufe.« Ich musste mich anstrengen, meine Stimme fest klingen zu lassen.

»Du fährst«, sagte Sam ruhig und bestimmt. »Adrian hat ein geschäftliches Treffen in München. Du wirst mit mir vorlieb nehmen müssen. Auch, wenn dein Herz ihm gehört.« Er zwinkerte mir zu.

Ich räusperte mich. »Mel, Jenny und ich wollen Hausaufgaben zusammen machen.«

»Deine Freundinnen sind schon fast zuhause.« Sam deutete zum Tor hinunter, durch das meine verräterischen Freundinnen gerade mit ihren Fahrrädern verschwanden. »Nun steig schon auf. Ich weiß, es geht um den Zeitungsartikel. Glaubst du wirklich, ich wäre dazu fähig?«

Ich wich seinem fragenden Blick aus und fixierte das blitzende Chrom des Motorrades. »Ich habe es gesehen«, flüsterte ich.

Samuel nickte verstehend. »Vielleicht sollte ich dir alles zeigen.«

»Zeigen?«

»Steig auf!«, forderte er. Ich kam seiner Forderung nur zögernd nach, aber die Neugier war zu groß. Ich musste mehr über mich wissen. Vielleicht würde Sam mir das nächste Puzzlestück zukommen lassen, und bisher war ich immer sicher bei ihm gewesen. Ich dachte an unseren Nachmittag am See und wie sehr er sich angestrengt hatte, Katie zu finden. Er hatte eine Chance verdient, mir alles zu erklären. Und Adrian würde bestimmt nicht ihn schicken, wenn er ihm nicht vertrauen würde.

Sam fuhr mit mir auf die kleine Lichtung. Der Bach plätscherte heute ruhig vor sich hin. Am Himmel verdeckten kleine graue Wolken immer wieder die Sonne. Es war warm, roch nach frischem Gras und die Vögel zwitscherten um uns herum. Alles war wie bei unserem ersten Treffen hier, nur ich nicht. Ich hatte mich verändert. Die letzten Tage hatten aus mir eine andere Person gemacht. Plötzlich war mir der Streit mit meiner Mutter egal. Er schien das Unwichtigste in meinem Leben zu sein. Ich wusste nicht einmal mehr, warum mir dieser kleine Krieg so wichtig gewesen war.

Wir setzten uns in das hohe Gras am Ufer des Baches, Sam streckte sein Gesicht der Sonne entgegen und wirkte vollkommen zufrieden mit sich. »Hättest du geglaubt, dass dein Leben sich so verändern wird, als du mich hier getroffen hast?«

Ich schüttelte den Kopf. In diesem Augenblick fragte ich mich, was mit mir geschehen wäre, wenn wir nicht nach Linden gekommen wären. Wären meine Kräfte je aktiviert worden? Oder wäre alles geblieben, wie es war. Ich hätte hin und wieder von Dave geträumt, der mit einem Flammenschwert in den Krieg zog, hätte mir aber nie wirklich Gedanken über diese Träume gemacht.

»Also, was weißt du? Was hat Adrian dir bisher erzählt?«

»Ich weiß von Uriel, von Anna, dass in mir Uriels Seele wiedergeboren wurde und dass Anna meine Vorgängerin war.«

»Und was weißt du über mich, über den Vorfall aus dem Zeitungsartikel?«, fragte Sam ruhig und leise. War der Unterton in seiner Stimme ängstlich oder bedrohlich? Ich konnte es nicht genau deuten.

»Ich habe es geträumt. Du, der Kelch in deinen Händen, Anna auf dem Altar, euer Kampf und Annas Tod. Ich hab alles gesehen.« Meine Stimme war zitterig. Ja, ich hatte Angst ihn damit zu konfrontieren. Aber irgendwo hoffte ich auch, dass ich mich täuschte. Dass er Anna nicht auf den Altar gelegt hatte. Er somit nicht schuld an ihrem Tod war.

»Aus wessen Sicht hast du es miterlebt?« Sam warf mir einen kurzen Blick zu und ich konnte Traurigkeit aber auch Wut in seinen Augen sehen.

»Adrian. Es waren Adrians Gedanken, seine Furcht, seine Trauer, seine Hilflosigkeit«, flüsterte ich und schluckte gegen die Tränen an.

»Warum hätte es auch mal leicht sein sollen?«, fluchte Sam und nahm eine meiner Hände.

»Hattest du schon einmal eine Erinnerung, in dem Moment wo du ihn berührt hast?«

»Bildfetzen, nichts deutliches.«

»Lass es uns versuchen.« Sam rutschte vor mich und blieb mir gegenüber sitzen. Er nahm auch noch meine zweite Hand und sah mir tief in die Augen. »Konzentriere dich nur auf mich. Ich werde an die Ereignisse in der Kapelle denken, bevor Adrian hereinkam.«

Ich holte tief Atem, straffte meine Schultern und setzte mich bequemer hin. Sam schloss die Augen, ich machte es ihm nach und rutschte direkt in das Jahr 1913.

Samuel lächelte versonnen. Er hatte es geschafft, Anna von Adrian fortzulocken und sie auf einen Spaziergang durch den Wald mitzunehmen. Sie trug ein unschuldiges hellblaues Kleid, das um die Taille herum mit einem weißen Gürtel gegürtet war. Es war so lang, dass es über den Waldboden streifte. Sie beobachtete erfreut ein Eichhörnchen, das sich einen Baumstamm hinaufstahl.

»Lassen Sie uns an den Bach gehen. Ich möchte meine Füße ins kalte Wasser tauchen«, sagte sie lächelnd. Sie hakte sich bei Samuel ein und zog ihn ungeduldig zur Lichtung hin.

Eine Weile saßen sie nebeneinander im Gras und plauderten über alles Mögliche, nur die Heirat, die Annas Vater geplant hatte, ließen sie aus.

Samuel glaubte, dass ihr der Gedanke an die Heirat unangenehm war. Sie konnte ja nicht wissen, dass diese Ehe nie wahr werden würde. Aber wenn er sie so beobachtete, ihrer feinen Stimme zuhörte, wie sie über Blumen und Vögel sprach und sah, was für ein glücklicher Mensch sie war, dann konnte er Adrian fast verstehen. Es war unmöglich, sie nicht zu lieben. Trotzdem musste er verhindern, dass sein Bruder noch tiefer in diese Sache glitt. Jetzt, da feststand, dass Anna Uriels Seele in sich beherbergte, würde sie ein Leben lang Schutz gebrauchen. Es wäre gut für Adrian, denn er könnte noch einige Jahre bei ihr bleiben, bis er dann gehen musste, weil einer der Unseren seine Liebe zu ihr entdeckte. Die Liebe zwischen Menschenfrauen und Engeln war verboten, seit Engel mit ihnen die Nephilim gezeugt hatten. Kinder halb Engel, halb Mensch. So stark wie Engel, langlebig mit Fähigkeiten, die kein Mensch sonst besaß.

Samuel schloss gequält die Augen. Er konnte den Gedanke nicht ertragen, dass sein Bruder der schlimmsten aller Strafen entgegensah, wenn er seine Gefühle für Anna nicht aufgab. Man würde ihr seiner Flügel berauben und ihn aus dem Himmel verstoßen. Er hatte sich nicht halb zu Tode foltern lassen und sich dann mit letzten Kräften aus der Hölle freigekämpft, um zuzusehen, wie sein ältester Freund in diese abgeschickt wurde.

Ein heftiger Schlag auf Samuels Kopf war das einzige, was er wahrnahm, bevor er ohnmächtig wurde. Er erwachte als die Sonne sich dem Horizont näherte. Wer auch immer ihn niedergeschlagen hatte, hatte sich nicht die Mühe gemacht ihn vollends außer Gefecht zu setzen oder auch nur zu fesseln. Samuel rieb sich seinen schmerzenden Kopf. Wer auch immer das getan hatte, war sich seiner sehr sicher oder er war einfach nur sehr dumm.

Samuel sah sich nach Anna um, doch sie war nicht da. Er hätte es auch nicht erwartet. Er rappelte sich auf und überlegte, wo er anfangen sollte sie zu suchen. Wütend zerrte er an seinen Haaren. Er sollte Adrian zu Hilfe holen. Aber das würde Zeit kosten. Wo könnten sie sie hingebracht haben? Er musterte seine Umgebung. Fand platt gedrücktes Gras, das darauf hindeutete, dass hier jemand entlanggezerrt wurde. Zum Glück kamen nur selten Menschen hier hoch. Trotzdem machte ihn dieser Anblick noch wütender. Sie hatten sie nicht einmal getragen, sondern hinter sich hergezerrt, wie Dreck. Er folgte der Spur von der Lichtung hinein in den Wald. Es waren zwei, stellte Samuel fest. Sie hatten nicht den Weg hinunter ins Dorf benutzt, sondern waren durch den Wald gelaufen. Den ganzen Weg über, hatten sie Anna zwischen sich gehalten und über den Boden geschleift. Das alles sprach für wenig Erfahrung. Fast würde er wetten, dass es sich bei den Entführern um Menschen handelte.

Die Spur machte einen Bogen und näherte sich dann dem Hintereingang der kleinen Kapelle der Marienhöhe. Eindeutig keine Profis, dachte Samuel und lachte bitter. Er rief sein Schwert und trat die kleine Holztür ein, die direkt in das Kapellenschiff führte. Anna lag ohnmächtig – er hoffte, dass sie ohnmächtig war – auf dem Altar. Sie hatten ihr ein schwarzes Gewand übergeworfen. Als Samuel in die Kapelle trat, flohen zwei Menschenmänner zur Vordertür heraus. Lakaien, dachte Samuel angewidert. Niedere Menschen, die den Versprechungen der Gefallenen glaubten und in der Hoffnung auf Reichtum oder ewigem Leben, die Arbeiten verrichteten, die die Dämonen nicht erlediger wollten.

Am Altar stand ein Gefallener mit einem Kelch in der Hand.

»Was glaubst du, was du da tust?«, wollte Samuel wissen, seine Stimme ruhig und gelassen. Einer von denen war ein leichtes Spiel für ihn. Er war fast schon ein wenig enttäuscht.

»Ich beschaffe mir Uriels Seele.«

»Und was willst du damit?« Samuel trat langsam näher, sein Schwert fest in seinen Händen.

»Ich werde sie aufnehmen und ein paar Ränge überspringen.«

»Langweilig«, leierte Samuel. »Euch geht es immer um Ränge und die Gunst Luzifers. Was habt ihr nur davon? In Zeiten wie diesen, wo Krieg kaum noch mit dem Kampf Mann gegen Mann zu tun hat. Wo wir uns im Verborgenen aufhalten müssen.« Samuel redete auf den Gefallenen ein, um ihn abzulenken. Er schien jung zu sein. Die, die erst vor kurzem gefallen waren, waren verwirrt und versuchten sich einem der vielen Clans anzuschließen oder gar selbst einen zu gründen. Um das zu schaffen, war ihnen alles recht. Das Rekrutieren von Menschen, Chaos verbreiten in der Menschenwelt oder sie hatten ganz großes Glück und fanden einen von Uriels Nachkommen. Seine Seele habhaft zu werden bedeutete Macht. Dieser hier hatte Glück, aber das würde jetzt Enden. Samuel drang mit seinem Schwert auf den jungen Dämon ein. Dieser stellte den Kelch vorsichtig auf dem Altar ab – vielleicht hoffte er, als Sieger aus diesem Kampf hervorzutreten – und rief sein Schwert.

»Selbst wenn du mich tötest, das Ritual ist schon begonnen, ihre Seele schwebt an einem Faden zwischen ihrem Körper und meinem.

Samuel lachte laut auf. »Selbst wenn? Du hast Zweifel an meinem Sieg? Zweifle nicht mein Freund.«

Samuel drängte seinen Gegner gegen eine Wand. Dieser keuchte auf, als er mit dem Rücken auf den Stein traf und er sich bewusst wurde, dass er in der Falle saß. Hektisch blickte er sich um. Die Hiebe mit seinem Schwert waren schwach. Ein Zeichen für seine Furcht. Er wusste, dass er sterben würde. Samuel holte mit dem Schwert aus, traf aber nur das Mauerwerk. Der Feigling hatte sich teleportiert. Samuel lachte nur. Ehrenhaft war etwas anderes.

Er ließ sein Schwert verschwinden und wandte sich schnell zu Anna um, die noch immer ohne Bewusstsein auf dem Altar lag. Samuel nahm den Kelch und roch daran. Es war Blut im Kelch und Weihrauch. Samuel musste sich beeilen. Jetzt, da der Dämon gegangen war, war das Ritual unterbrochen und die Seele schwebte fast frei im Raum. Nicht lange, und sie würde sich losreißen. Das hätte Adrians Bestrafung zufolge, weil er versagt hätte. Er musste die Seele wieder zurückführen.

In dem Moment, da Samuel die ersten Worte flüsterte, wurde die Eingangstür zur Kapelle aufgerissen. Adrian trat herein, und aus den Augenwinkeln konnte Samuel sehen, wie sich zwei Dämonen hinter den Säulen der Kapelle materialisierten. Einer davon war sein Gegner von eben. Aber all das durfte Samuel jetzt nicht interessieren. Er musste die Seele wiederherstellen. Nicht nur wegen Adrian, sondern auch wegen der Gefahr, sie an die andere Seite zu verlieren.

»Du hast versucht sie zu retten«, stellte ich fest, als die Vision sich auflöste und ich wieder in Sams Gesicht blickte.

»Ja, ich konnte nicht zulassen, dass er dafür bestraft werden würde. Es gibt keinen grauenvolleren Schmerz, als den Verlust deiner Flügel. Als die Gefallenen mich gefoltert haben, um mich dazu zu bringen, ihnen Kriegspläne unserer Seite zu verraten, war das letzte, mit dem sie mir haben drohen können, mir meine Flügel zu nehmen. Wenn einem Engel die Flügel genommen werden, fällt er.« In Sams Augen schwammen Tränen, als er sich zurückerinnerte.

»Also haben alle Gefallenen keine Flügel mehr?«

»Ein paar schon. Die, die nicht ausgestoßen worden, sondern freiwillig übergewechselt sind.«

»Warum hat man dir deine Flügel genommen?«

Sam zögerte und biss die Lippen zusammen. »Weil sie wie Adrian geglaubt haben, ich wäre übergewechselt. Als Irial mich damals fand, hat er nicht gefragt, er hat einfach gehandelt.« Ich schluckte heftig an dem Mitleid, das ich für Sam empfand. Er hatte nichts getan, nicht versagt. Sein einziges Vergehen war seine Entführung durch die Gefallenen gewesen. Vertrauten Engel einander so wenig? Dieser Krieg musste schon so lange andauern, dass sie blind füreinander geworden sind.

»Ist Adrian deswegen nicht so angetan davon, dass du hier bist? Hast du ihm nicht die Wahrheit gesagt?«

»Doch, ich habe es ihm gesagt. Ich habe ihn mehr als zwanzig Jahre stalken müssen, damit er mir endlich zuhört.« Samuel grinste, dann verschwand sein Lächeln. »Aber er kann nicht ganz vergessen, dass unser Kampf Anna das Leben gekostet hat.«

»Ist dieser Unfall also der Grund, warum Adrian nicht will, dass wir Kontakt haben?«

»Mittlerweile sieht er das wohl anders, sonst würde er mich nicht zu deinem Schutz abstellen. Aber ich denke, er hatte einfach Angst, dass wenn wir Freunde würden, er gezwungen wäre, dich auch an sich heranzulassen.«

»Und dieses Ritual, um die Seele aus dem Körper zu holen, würde das auch bei mir funktionieren?«

Sam runzelte die Stirn und in seinen Augen blitzte es wütend. »Denk nicht einmal daran.«

Aber ich dachte daran. War das die Erlösung für mich? Würde mich dieses Ritual von Anna befreien? Ich musste es zumindest in Erwägung ziehen, doch dazu musste ich mehr über dieses Ritual herausfinden. Nach meinem ersten Training mit Adrian.

Als Sam das Motorrad vor der Marienhöhe hielt, parkte auch Adrian gerade den BMW. Auf den Rücksitz stand etwas, das in grauen Stoff gehüllt war. Auf den ersten Blick vermutete ich einen Spiegel oder ein Gemälde. Sam ging auf Adrian zu und lachte. »Schon wieder eingekauft?« Er griff nach dem Stoff, bevor Adrian ihn aufhalten konnte und zog ihn herunter. Es war ein großer Spiegel mit breitem Goldrahmen. Eine Erinnerung blitzte in mir auf; Anna, die in diesen Spiegel sah, hinter sich ihre Amme, die ihr das Kleid zuknöpfte und zufrieden strahlte, als sie ihr Ziehkind in dem neuen dunkelgrünen Kleid sah. Es war das gleiche Kleid, das Anna auch auf dem Gemälde in ihren Schlafzimmer trug.

»Ist es ihrer oder nur einer, der aussieht wie ihrer?«, wollte Sam wissen und in seiner Stimme schwang Wut mit.

Adrian antwortete nicht. Er deckte den Spiegel wieder ab und ging ins Haus. »Kommst du?« wollte er von mir wissen. Ich verdrehte die Augen in Sams Richtung und folgte Adrian. Ich würde unbedingt mit ihm reden müssen.

Adrian ging mit mir zurück auf die Lichtung, die ich gerade eben mit Sam verlassen hatte. Hatte ich jemals wirklich geglaubt, dieses paradiesische Fleckchen Erde wäre mein Geheimnis?

»Wenn du mir gesagt hättest, dass du hier her willst mit mir, hätte ich uns einen Picknickkorb packen können«, sagte ich missmutig.

»Wir sind nicht für Romantik hier, sondern, um uns darum zu kümmern, dass sowas wie gestern nicht passiert, wenn du mal vor einem Menschen stehst. Und wir sollten dafür sorgen, dass du dich in Notsituationen verteidigen kannst.« Adrian blieb einen Schritt vor mir stehen und wandte sich zu mir um.

»Damit es mir nicht wie Anna ergeht?«, platzte ich wütend heraus.

Adrian sah mich ernst an. Er verschränkte die Arme vor der Brust, dabei trat sein Tattoo auf seinem muskulösen Oberarm hervor. Mein Blick fiel darauf, dann riss ich mich los. Jetzt, wo ich wusste, dass ein Schwert ihm seine Flügel genommen hatte, erschien mir dieses Tattoo nicht mehr so faszinierend wie noch vor wenigen Tagen.

»Tut mir leid«, entschuldigte ich mich kleinlaut. »Sam hat mir gezeigt, wie es zu Annas Tod kam. Du hast Recht, ich sollte lernen, mich zu verteidigen.«

»Setz dich hin. Wir reden zuerst.«

»Wieso willst du plötzlich mit mir reden? Sonst beschränkst du dich auch darauf, mich zu ignorieren, abzuweisen oder wegzustoßen. Vielleicht sollten wir uns nur auf das Training konzentrieren. Das macht es für uns beide einfacher. Eine rein geschäftliche Beziehung«, sagte ich und biss meine Zähne fest zusammen, weil schon wieder etwas meine Kehle blockierte.

Ich wandte den Blick von Adrian ab, damit er den Schmerz in meinem Gesicht nicht sehen konnte. Jedes Mal, wenn ich ihm nahe war, wollte ich ihn berühren, fühlen, wie er seine Arme um mich legen würde. Ich wollte wissen, dass er genauso für mich empfand wie ich für ihn. Und ich wollte ihn dazu zwingen, mich zu lieben. Diese Empfindungen fühlten sich so echt an, dass ich mich immer wieder daran erinnern musste, dass es nicht meine waren. Sie gehörten einer anderen Frau. Der, die Adrian liebte. Die er so sehr liebte, dass er alles für sie aufgeben hatte. Er hatte die Strafe für seine Liebe

gekannt und war das Risiko trotzdem eingegangen. Ich musste mir nichts vormachen. Ich würde nie mehr als eine Plage für ihn sein.

»Wir müssen das hier nicht tun. Ich habe jemand anders gefunden, der mich unterrichten kann. Sie ist eine Nephilim und sie macht das schon sehr lange.« Während ich ihm das sagte, sah ich ihn nicht einen winzigen Augenblick lang an. Nicht, weil ich Angst hatte, sondern, weil ich die Qual nicht ertrug. Denn wenn ich jetzt diesen Schlusstrich zog, dann würde ich ihn nicht mehr treffen. Nicht mehr so. Wir wären zwei Fremde, die sich morgens beim Bäcker Guten Morgen wünschen oder auf der Straße aneinander vorbeisahen.

»Setz dich«, forderte er mich wieder auf und ließ sich ins Gras nieder.

Widerwillig kam ich seiner Aufforderung nach und setzte mich neben ihn.

»Ich habe dich verletzt, das weiß ich. Es tut mir aufrichtig leid.« Er sog zischend die Luft ein und biss auf sein Piercing. Jedes Mal, wenn er das tat, durchschlug der Wunsch, ihn zu küssen, mich wie ein brennender Pfeil. Ich sah weg und knirschte mit den Zähnen.

»Ich wollte dich nicht wegstoßen, aber es ist nicht besonders einfach für mich, dich anzusehen. Wenn ich dich ansehe, dann sehe ich sie. Das Schwierigste ist, die Schuld. Sie zerfrisst mich. Ich habe ihren Tod zu verantworten. Wenn ich nicht blind vor Eifersucht auf Samuel gewesen wäre, dann hätte ich vielleicht eher bemerkt, dass sie in Gefahr schwebte. Aber meine Eifersucht trieb mich dazu, Samuel zu misstrauen. Ich habe zeitweise mehr ihn als sie beobachtet, nur weil ich unbedingt einen Hinweis darauf finden wollte, dass er übergewechselt war. An dem, was Anna passiert ist, bin ich schuld. Und ich könnte es nicht ertragen, wenn dir auch etwas geschehen würde.« Er machte eine Pause, sah mich an und etwas veränderte sich in seinem Gesichtsausdruck. Er wurde weicher, und ich könnte schwören, Tränen schwammen in seinen Augen. »Du bist mit deinen Gefühlen nicht allein. Ich empfinde genug für dich, dass es mir körperliche Schmerzen verursacht. Aber ich kann mich nicht auf dich einlassen. Das wäre unfair dir gegenüber. Nicht, solange ich nicht weiß, ob ich fühle was ich fühle, weil du du bist, oder weil du aussiehst, sprichst und dich bewegst wie sie. Deswegen habe ich versucht, dich auf Abstand zu halten. Etwas verbindet uns. Es zerrt an uns beiden, aber es wäre nicht richtig.«

Eine Träne rollte über meine Wange, weil ich wusste, dass Adrian Recht hatte. Wir beide waren Opfer unserer Gefühle füreinander, aber eigentlich gehörten diese Gefühle nicht uns. Es tat weh, Adrian das sagen zu hören, aber es schürte in mir auch den Wunsch, Anna endlich loszuwerden, denn nur so konnte ich auch ihre überwältigende Liebe für Adrian loswerden, bevor diese mich noch völlig verschlang.

Für mich würde es vielleicht einen Weg geben, wenn ich etwas über das Ritual aus Sams Erinnerung herausfinden konnte. Aber Adrian würde für immer unglücklich sein. Das zu wissen, rief in mir ein unglaubliches Mitleid für Adrian hervor. Mein Herz lief über vor Mitleid für ihn. Seit einhundert Jahren litt er schon und mein Auftauchen in Linden hatte alles wieder wachgerufen. Ich nahm mir vor, zu versuchen, ihm irgendwie zu helfen. Und gleichzeitig fragte ich mich, ob es so undenkbar für ihn wäre, mir eine Chance zu geben.

Eine Erinnerung stieg in mir auf. Ich war Anna. Adrian und ich saßen auf dieser Lichtung und ich weinte, weil ich Samuel nicht heiraten wollte. Ich mochte ihn zwar gern, aber Liebe empfand ich nur für Adrian. Adrian lächelte mich sanftmütig an, hob die Hand und wischte über meine Wange. Ich hatte eine Erinnerung aus Annas Sicht. Genauso wie gestern, als ich gesehen hatte, wie eine Tasse aus dem Teeservice kaputtgegangen war oder vorhin, als ich Anna in den Spiegel lächeln sah. Ich schloss

verwirrt die Augen. Wer war ich? Anna, Uriel oder Skyler?

»Wir sollten anfangen, bevor ich dir noch die Ohren vollheule«, sagte ich zu Adrian und versuchte, lustig zu klingen. Aber eigentlich war mir weder lustig noch nach Unterricht zumute. Aber vielleicht würde der Unterricht mich von meinen Gedanken und Gefühlen ablenken.

Adrian stand auf und zog mich hoch. »Fangen wir heute mit Selbstverteidigung an. Ich will, dass du dich wehren kannst, sollte sowas wie im Wald noch einmal passieren.«

Adrian zeigte mir Griffe, Tritte und Schläge. Einiges daraus hatte ich schon in Filmen gesehen anderes war mir ganz neu. Zu Beginn hatte ich viel mehr damit zu tun, nicht daran zu denken, dass Adrian mich berührte, mich von hinten umarmte und mir immer wieder ziemlich nahe kam. Dann ging ich dazu über, es angenehm zu finden und mich innerlich zu freuen, dass wir uns so nahe kamen. Irgendwann aber konnte ich auch diese Phase überwinden und konzentrierte mich nur noch auf das, was Adrian mir beibrachte. Trotzdem blieb es die ganze Zeit über schwer, der Anziehung, die Adrian auf mich ausübte, zu widerstehen.

Wenn wir uns gegenüberstanden, unsere Blicke uns trafen, uns vielleicht noch ein Zentimeter voneinander trennte, dann ergriff mich die Sehnsucht und ich wollte mich in ihm verlieren. Und jedes Mal, wenn das passierte, war ich mir meiner Sache sicherer; es wäre für uns beide das Beste, wenn ich dieses Ritual ausfindig machen konnte und ich Uriels Seele, und damit auch Anna, loswerden konnte.

17. Kapitel

So leise wie sie konnte schlich Anna sich aus ihrem Zimmer. Sie hatte auf Schuhe verzichtet, um keine unnötigen Geräusche zu machen. Und die Vorstellung, ihre nackten Füße würden das feuchte, kühle Gras berühren, versetzte sie in noch größere Vorfreude. Sie wollte jede Einzelheit dieser Nacht auskosten. Vielleicht wäre es die letzte Nacht, die sie mit Adrian verbringen konnte. Diese heimlichen Treffen wurden immer riskanter. Einige der Bediensteten munkelten schon hinter vorgehaltener Hand. Aber sie konnte und wollte nicht ohne Adrian.

Sie hatte Angst vor dieser Heirat, Adrian ging es wohl ähnlich. Er hatte sich verändert, seit Samuel hier aufgetaucht war. Sie mochte Samuel, aber nicht so wie Adrian. Und seit sie Adrian von ihrer Gabe und ihren Träumen erzählt hatte, hatte er sich noch mehr verändert. Er hatte begonnen, sich von ihr zurückzuziehen. Hielt er sie für einen Dämon oder eine Hexe? Widerte sie ihn gar an? Nein in seinen Augen stand kein Ekel, sondern Furcht. Aber nicht vor ihr. Da war etwas anderes. Etwas, das er ihr verschwieg.

Heute Nacht würde die Nacht sein, in der sie Adrian zum ersten Mal küssen würde. Sie würde nicht länger zulassen, dass er ihr dieses Vergnügen versagte. Sie wünschte es sich so sehr. Nur für eine Nacht wollte sie ihm richtig nahe sein. Mehr als nur in seinen Armen liegen. Sie wollte ihn berühren, wie Liebende es taten. Sie wollte für diese eine Nacht seine Frau sein.

Anna schlich die Stufen hinunter. Als sie über den Steinboden vor der Haustür lief, machten ihre Füße tapsende Geräusche. Anna fluchte innerlich und betete, dass ihr Vater nicht wieder in seiner Bibliothek eingeschlafen war oder gar noch immer arbeitete. Vorsichtig drückte sie den kalten Eisengriff der Tür herunter und zog diese langsam auf. Nur keine Geräusche machen, betete sie in Kopf herunter.

Als sie endlich draußen war, atmete sie erleichtert aus, schlich an der Hauswand entlang hinter das Gebäude, lauschte in die Dunkelheit, alles war ruhig, nur eine Fledermaus stieß ihre hohen Töne aus, und rannte los. Über das Feld musste sie sich beeilen. Sie hoffte, dass keiner zu den Fenstern hinaus sah. Der Mond schien ihr heute so verräterisch hell zu leuchten, wie nie zuvor.

Ihr Herz machte einen Sprung der Erleichterung, als sie endlich den Wald erreichte. Und einer weiteren Sprung, der bis in ihren Magen zog und ein aufgeregtes Flattern verursachte, als ihr gewahr wurde, dass sie es tatsächlich geschafft hatte, sie würde gleich in Adrians Arme sinken.

Nervös strich sie sich durch ihr offenes Haar. Sie hatte es extra für ihn offen gelassen, weil es ihm so sehr gefiel. Sie hatte ihr reizvollstes Kleid angezogen, das mit dem Ausschnitt, der bis zum Brustansatz reichte. Sie hatte vielleicht nicht so viel zu bieten, wie andere Frauen, aber das Mieder um ihren Oberkörper half zumindest, das Wenige, das sie hatte, hervorzuheben. Niemals würde Adrian ihr heute länger widerstehen können. Zufrieden seufzte sie, sog tief die Luft ein und trat tiefer in den Wald. Ihr Herz hämmerte ihr bis in den Hals hinauf. Diese Heimlichtuerei und das Wissen um das Verbotene, das sie hier taten, machten alles noch viel aufregender.

»Adrian!«, rief sie flüsternd in die Nacht.

Rechts von ihr knackten Zweige, ein riesiger schwarzer Schatten trat zwischen den Bäumen hervor und kam auf sie zu. Erst konnte Anna nur tiefstes Schwarz sehen, doch dann erkannte sie die Umrisse eines Pferdes auf dessen Rücken ein Mensch saß. »Ihr habt gerufen, My Lady?«

»Adrian, endlich«, antwortete sie und ein Felsbrocken rollte von ihrer Brust. Für einen Augenblick hatte sie befürchtet, er würde nicht kommen. Sie griff nach Adrians Hand und ließ sich von ihm auf das Pferd ziehen.

»Wir reiten also?«

»Ja«, sagte Adrian geheimnisvoll und legte seine Arme um sie.

»Dann ist unser Ziel weiter weg?«

»Nicht ganz so weit.«

»Willst du es mir verraten?«

»Habe Geduld«, war seine einzige Antwort. Anna blieb nichts anderes, als sich in seine Arme zu kuscheln. Eine warme Brise strich über ihre Waden. Die Hitze des Nachmittages hatte sogar der Wald aufgewärmt. Dieser Sommertag war einer der heißesten gewesen, die Anna je erlebt hatte. Alle auf dem Gut hatten unter den hohen Temperaturen gestöhnt. Die Luft war so dick gewesen, dass man kaum hatte atmen können. Obwohl Anna sich vorhin erst gewaschen hatte, schien ihre Haut schon wieder zu kleben.

Sie waren etwa eine halbe Stunde geritten, als Anna Wasser riechen konnte, oder bildete sie sich das nur ein? Sie versuchte durch die Bäume hindurch etwas zu sehen, aber es war zu dunkel. Erst als das Pferd aus dem Wald trat, konnte sie den kleinen See sehen, an dem sie schon einmal mit ihrer Amme Maria gewesen waren. Maria, ihre Mitverschwörerin, die die Liebe so romantisch fand, dass sie Anna und Adrian nie verraten würde.

Adrian half Anna neben einer Decke vom Pferd. »Ich habe mir erlaubt, ein Picknick zu bereiten. Und ich habe einen Badeanzug für dich besorgt. Du kannst dich hinter Katarina umziehen. Ich verspreche, ich werde nicht hinsehen.«

»Du meinst, wir wollen in der Nacht im See schwimmen?«, stieß Anna aufgeregt hervor. Adrian entzündete zwei Laternen und stellte sie auf die Picknickdecke.

»Das werden wir. Und wir werden die Sittlichkeit bewahren und es bekleidet tun«, fügte er mit blitzenden Augen an.

Anna ärgerte sich. Adrian hatte sie schon wieder durchschaut. Gerade wollte sie vorschlagen, nackt schwimmen zu gehen, da nahm er ihr den Wind aus den Segeln und war wieder ganz der Ritter. Manchmal war Adrians Vernunft ein richtiger Spaßverderber.

»Ich bin zuerst auf dem Steg«, rief Anna lachend und rannte an Adrian vorbei. Das Holz knarzte unter ihren Füßen und der Steg bebte. Als sie das Ende erreichte, wartete sie nicht auf Adrian und wandte sich auch nicht nach ihm um, sie sprang einfach in das kühle Wasser und war froh, Adrians bewundernden Blicken entkommen zu sein.

Als sie hinter Katie hervorgetreten war, in dem geblühten Badeanzug, dessen Rock gerade ihre Schenkel bedeckte, war es, als stünde die Zeit still. Sie hätte schwören können, Adrian hatte aufgehört zu atmen. Und erst da war ihr eingefallen, dass sie sich so noch nie vor einem Mann gezeigt hatte, mit fast nichts auf dem Leib. Nicht auszudenken, wie beschämt sie sich gefühlt hätte, wenn sie völlig nackt gewesen wäre. Und doch jagte ihr die Vorstellung nicht nur die Schamesröte ins Gesicht, sondern auch ein wildes Prickeln durch ihren ganzen Körper.

Hinter ihr platschte es, noch bevor sie aufgetaucht war und nach Atem geschöpft hatte. Laut kreischend nahm sie Schwung und schwamm so schnell sie konnte von Adrian weg. Adrian war schneller, schnappte nach ihren Füßen und zog sie rückwärts zu sich hin. Er drehte sie in seinen Armen, und als sie sich in die Augen sahen, sie seinen Atem auf seiner Wange spürte, hielt sie sich zitternd an ihm fest, und wartete sehnsuchtsvoll auf den ersten Kuss ihres Lebens.

»Du zitterst, wir sollten zurück an das Ufer.« Anna keuchte wütend auf. Wie konnte er nur? Wieso küsste er sie nicht? Seit mehr als sechs Monaten wartete sie schon und immer wieder wich er im

letzten Augenblick aus. Alles war perfekt. Der Mond über ihnen, das sanft wogende Wasser, er und sie.

Adrian löste sich von ihr, nahm ihre Hand in seine und ging auf das Ufer zu. Wütend löste Anna ihre Hand von seiner, schwamm an ihm vorbei und stapfte schimpfend an Land. Mit einem Handtuch und ihrer Kleidung versteckte sie sich hinter Katie und zog sich wieder um. Was machte sie nur falsch? Warum wollte er sie einfach nicht küssen? Sie beide waren sich in den vergangenen Monaten so nahe gekommen und doch vermied er es, sie wirklich zu berühren.

Anna wischte sich die Tränen aus dem Gesicht, bevor sie zur Decke ging, wo Adrian wieder vollkommen bekleidet, auf sie wartete. Sie schluckte ein paar Mal, straffte ihre Schultern und setzte ein Lächeln auf, das im Gegensatz zu ihrer inneren Stimmung stand. Dies war vielleicht ihr letztes Treffen. Sie beide wussten nicht, ob sich noch einmal die Möglichkeit bieten würde vor der Hochzeit. Sie würde Adrian davon überzeugen, dass er sie küssen müsse.

Sie ließ sich neben ihm auf der Decke nieder und nahm sich eines der belegten Brote von dem Teller, den er ihr reichte. Sie biss hinein, achtete aber nicht darauf, wie es schmeckte. Zu viele Gedanken schwirrten durch ihren Kopf, zu viele Gefühle verwirrten sie. »Warum hast du es nicht getan? Warum küsst du mich nie?« Sie musste zugeben, ihre Stimme klang etwas zu wütend, um noch vorheucheln zu können, dass sie Adrians Abweisung nicht schmerzte.

Adrian senkte den Blick auf die Decke. »Weil es sich nicht gehört, die Frau eines anderen zu küssen.«

»Du hättest vor der Verlobung unzählige Möglichkeiten gehabt und hast es trotzdem nicht getan«, entgegnete Anna.

Er sah sie wieder an. »Ich möchte dich küssen. Nichts wünsche ich mir mehr, als die Sanftheit deiner Lippen zu spüren, mich davon zu überzeugen, dass sie wirklich so weich sind, wie ich glaube, aber es ziemt sich nicht. Ich möchte deinem Ruf nicht schaden.«

»Niemand sieht uns hier.«

»Aber wir wissen es. Du wirst einen anderen heiraten und dich ein Leben lang daran erinnern, dass dein Mann nicht der erste war, den du geküsst hast.«

»Ja, das werde ich und das will ich. Ich werde einen Mann heiraten und ich will mich an diese Nacht erinnern, an meinen ersten Kuss. Einen Kuss, den ich mit dem Mann erlebt habe, den ich wirklich liebe. Diese Erinnerung soll mir Kraft geben für ein Leben ohne Liebe.«

Tränen rollten über Annas Wangen. Adrian beugte sich näher zu ihr. Legte seine Hand auf ihre Wange und wischte mit dem Daumen über ihren Wangenknochen. Dann kam sein Gesicht dem ihren noch näher und Anna konnte vor Aufregung nicht atmen. In ihrem Magen flatterte es und ein Beben zog durch ihren Körper. Seine Lippen näherten sich ihren, schwebten über ihren und strichen dann sanft und unschuldig über Annas Wange, bevor Adrian sich wieder zurückzog.

Anna seufzte enttäuscht. Adrian zog sich nicht nur vor ihren Berührungen zurück, er zog sich auch vor ihr zurück. Seine Antworten auf ihre Fragen, waren ausweichend. Seit Tagen wich er Gespräche über ihre Beziehung betreffend aus. Sie konnte ihm nicht glauben, dass es ihm um ihren Ruf ging. Nein, sie war sich sicher, er hatte Angst vor etwas.

»Warum träume ich von Anna?«, fuhr ich am Morgen Sam an, als dieser mich für die Schule abholte. Ich war wirklich erleichtert, ihn im Auto vorzufinden und nicht Adrian. Nach diesem Traum, war die Vorstellung, so nah neben ihm sitzen zu müssen, zu viel für mich. Dieser Traum hatte mich in Anna versetzt. Bisher hatte ich noch nie aus Annas Sicht geträumt. Hatte Adrian nicht gesagt, dass

diese Träume Erinnerungen der Engel waren, die ich berührt hatte? Aber Anna war kein Engel und ich hatte sie auch nicht berührt. Und dieser Traum war anders. Er war viel realer, die Gefühle intensiver, die Schmerzen schmerzlicher, die Verzweiflung geradezu greifbar, die Anna empfand. Ihre Angst, Adrian zu verlieren, wenn sie bald heiraten würde, schnitt durch meine Seele wie ein Schwert. Ihre Sehnsucht nach seiner Liebe stand meiner in nichts nach. In jedem ihrer Gefühle hatte ich mich wiedererkannt.

»Weil du Adrian und mich berührt hast, und je nachdem, was du gesehen hast, warst du in Adrian oder mir.«

»Nein, ich war in ihr«, sagte ich frustriert. »Und glaub mir, das war überhaupt kein Vergnügen. Ich muss Anna loswerden. Sie überflutet mich mit ihrer Liebe für Adrian. Dieser Traum hat alles noch schlimmer gemacht.«

Sam drehte den Schlüssel im Zündschloss und fuhr grinsend los. »Hast du dir schon mal überlegt dass du nicht nur Uriel, sondern auch Anna bist?«

»Wenn das so ist, warum Träume ich dann nicht von einem der anderen Mädchen. Wie viele waren vor mir? Ich werde nur von Anna beeinflusst«, konterte ich. »Sahen die alle so aus wie Anna und ich?«

»Ich weiß nicht wie viele, aber es müssen sehr viele gewesen sein. Und ich kannte außer Anna noch zwei der Auserwählten und die sahen nicht aus wie ihr«, sagte Sam und runzelte grübelnd die Stirn. »Nein, da bin ich sicher. Vielleicht gibt es da doch noch mehr zwischen dir und Anna?«

»Gibt es niemanden, den wir fragen können?«

»Nein, das würde Aufmerksamkeit auf dich lenken, und in einem sind Adrian und ich uns einig. Diesmal erfährt niemand von dir.«

Ich kaute auf meinem Zungenpiercing und erwähnte nicht die Direktorin. »Ich halte das nicht mehr aus. Im ernst, wenn Anna schuld an meinen Gefühlen für Adrian ist, dann müssen wir etwas tun. Ich kann ihn kaum ansehen, ohne dass es mich zerreißt. Und hör auf so frech zu grinsen!«, raunzte ich Sam an.

»Weißt du, ich habe Anna ja gekannt, und man hat gespürt, wie sehr sie Adrian geliebt hat. Und Adrian, der war wahnsinnig verrückt nach ihr. Es hat ihn nicht interessiert, dass er sich in Gefahr brachte, indem er eine Menschenfrau liebte.«

»Ja, leider hilft mir das kein bisschen weiter«, murrte ich.

»Adrian hat es kaum verwunden, sie zu verlieren. Es ging ihm damals sehr schlecht. Manchmal bin ich mir nicht sicher, was ihn mehr quält, die Frau verloren zu haben, die er liebt oder die Schuldgefühle.«

»Aber ihr könnt beide nichts dafür. Es war ein Unfall.«

»Ich bin mir sicher, das weiß er auch. Das Gut stand fast einhundert Jahre leer. Er war nie hier gewesen. Ich denke, als er beschloss hier zu wohnen, da war er soweit, Anna hinter sich zu lassen. Er hatte sich geändert, erschien glücklicher. Doch dann begegnete er dir. Und das hat alles wieder aufgerissen. Er will dich nicht verletzen, er weiß nur nicht, wie er mit der Tatsache umgehen soll, dass die Frau, für die er alles aufgegeben hat, wieder da ist. Ich bin kein Psychologe, aber er empfindet für dich genauso wie du für ihn. Wenn ich wetten soll, und das habe ich auch Adrian gesagt, du bist Anna. Und dass du ihre Erinnerungen in dir trägst beweist, dass ich mit meiner Vermutung richtig liege. Jetzt müssen wir nur noch einen Weg finden, das auch Adrian klarzumachen. Er ist gerade hin- und hergerissen. Er will auf keinen Fall, dass dir etwas passiert. Er will nicht, dass

sich Annas Schicksal noch einmal wiederholt. Aber es fällt ihm auch schwer, sich in deiner Nähe aufzuhalten. Gib ihm einfach noch ein wenig Zeit.« Sam hielt das Auto vor dem Eingangstor der Schule.

Ich stieg aus, wandte mich Sam zu und seufzte. »Weißt du, wie es sich anfühlt, wenn man so sehr liebt, dass jede Faser deines Körpers schreit?« Warten war keine Option. Mein Entschluss stand fest. Meine einzige Hoffnung war die Direktorin. Neben Adrian und Sam war sie die einzige, von der ich wusste, dass sie sich mit Übersinnlichen Dingen auskannte. Sie musste mir einfach helfen können.

»Du solltest dich wirklich entscheiden.« Jenny hakte sich bei mir unter.

»Ja, solltest du«, meinte Mel und sah verstohlen über die Schulter zurück. Sam fuhr gerade die Straße hinunter ins Dorf zurück. »Du kannst sie nicht beide haben.«

»Nein, einen musst du für uns übrig lassen, sonst müssen wir doch wieder die Bauarbeiter nehmen.«

»Ihr könnt sie beide haben. Sam ist nur ein Freund, und was Adrian ist, kann ich nicht genau sagen. Aber eins weiß ich mit Sicherheit, er ist nicht an mir interessiert.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Jenny und knuffte mir aufmunternd in den Arm. »Bring sie einfach mit auf unsere Geburtstagsparty. Ja, wir füllen Adrian ab und der Rest läuft von selbst.« Jenny grinste selbstsicher und ich zwang mich, zurückzulächeln. Aber ich bezweifelte, dass das funktionierte.

»Vielleicht kann ich Sam überreden. Aber Adrian ist nicht der Typ für Partys.«

»Dann sag ihm, dass er eingeladen ist und kommen muss. Absagen geht nicht«, meinte Jenny und fuhr sich durch ihre Haare, als eine leichte Windböe ihre Frisur verwirbelte.

Eigentlich hatte ich mindestens genauso wenig Interesse an Partys wie Adrian. Mir ging einfach zu viel durch den Kopf. Aber etwas Ablenkung würde mir auch guttun. Ich brauchte Mal wieder etwas Normalität. Und meine Mutter hatte heute Morgen beschlossen, dass es an der Zeit wäre, unser Kriegsbeil endgültig zu begraben. Sie hatte sich für die Kameras entschuldigt und versprochen, dass die Anlage bis zum Abend verschwunden sein würde. Ich war wieder ein freier Mensch und konnte hingehen wo immer ich wollte. Seit unserem Gespräch am Gartenzaun war es wirklich entspannt zwischen uns. Keine machte der anderen mehr Vorwürfe. Gestern saßen wir spät abends noch gemeinsam auf der Terrasse und haben Tee getrunken.

»Vielleicht wäre eine Gegensprecheinrichtung okay«, hatte ich eingeräumt. »Nur für den Fall, dass ich etwas brauche oder dich mal auf einen Kaffee in meine Wohnung einladen möchte.«

»Findest du?«

Ich hatte genickt und meine Mutter in den Arm genommen. »Es tut mir leid, dass ich so viel Mist gebaut habe.«

»Mir tut auch leid, dass ich nicht genug Zeit mit dir verbracht habe.«

»Ich war egoistisch.«

»Nein, warst du nicht«, entgegnete sie und drückte mich noch einmal an sich. In ihren Augen glitzerten Tränen und ich musste zugeben, dass auch in meinem Hals ein Kloß festsass.

»Weißt du, es ist gar nicht so schlimm in Linden.«

»Ja, und ich vermute, das liegt an jemand Bestimmten?«

Ich war ihrem Blick ausgewichen und rot angelaufen.

»Die Direktorin ist übrigens ganz begeistert von dir.«

»Träumst du?« Jenny stieß mir in die Seite.

»Was?«

»Die Party? Kommst du?«

»Ja, kann ich mir doch nicht entgehen lassen.«

»Na dann sehen wir uns am Samstag.« Mel sah mich prüfend an. »Und wehe du bringst Sam nicht mit.« Sie zwinkerte, dann betraten wir den Klassenraum. Nichts war schlimmer als in der ersten Stunde Mathematik. Ich schrumpfte innerlich.

»Wieso interessierst du dich für Wiedergeburt?«, wollte die Dietrich wissen, als ich sie nach dem Unterricht in ihrem Büro aufsuchte. Sie trug heute ein leichtes Sommerkleid mit blauen Rosen, das ihr wirklich sehr gut stand.

Ich rutschte unschlüssig auf dem Stuhl hin und her. Am liebsten würde ich einfach mit allem herausplatzen. Die Dietrich wusste ohnehin schon eine Menge, da konnte die ganze Wahrheit wohl kaum noch schaden.

»Ich bin nicht einfach nur ein Nephilim«, begann ich zögernd. »Ich bin die Wiedergeburt eines Engels. Und irgendwie auch die von einem Mädchen Namens Anna. Und der Engel ist nicht das wirkliche Problem, aber Anna. Ich kann sie nicht länger in mir haben.« Ich atmete erleichtert aus, als es heraus war.

»Ich habe noch nie etwas Ähnliches gehört. Bist du dir sicher?«

»Ja, ziemlich. Ich sehe Dinge«, sagte ich vorsichtig. »Und ich weiß, es gibt ein Ritual mit dem man eine Seele aus einem Körper lösen kann.«

»Nein, auf keinen Fall. Das ist zu gefährlich. Du kannst deine Seele nicht weggeben. Ohne Seele bist du tot.« Die Dietrich wirkte plötzlich nervös. Hektisch sprang sie auf, kam um den Schreibtisch herum und blieb vor mir stehen. »Du darfst niemanden davon erzählen. Sprich nicht mal darüber. Und sprich niemals mit mir darüber.«

»Was?«, fragte ich verwirrt.

»Ich kann es nicht erklären. Jetzt geht nach Hause.«

Durcheinander stand ich auf, aber die Körperhaltung der Direktorin warnte mich davor, weiterzuforschen. Und wenn ich ohne Annas Seele nicht leben konnte, dann hatten sich meine Pläne ohnehin von selbst erledigt. Bisher hatte ich angenommen, dass ich vielleicht über mehrere Seelen verfügte. Über die Uriels und Annas. Wäre das nicht logisch gewesen? Ich war Uriel und ich war Anna. Wie sonst sollte das alles funktionieren?

Ich verließ das Büro der Direktorin und ging den Korridor zum Ausgang entlang. Ich war die letzte Schülerin. Alles war ruhig, nur meine Schritte hallten durch den langen Gang. Ich konnte es nicht verhindern, aber das Wissen, dass ich für immer mit Annas Gefühlen für Adrian leben musste, riss mich in eine tiefe Verzweiflung. Ich war so mit mir und meinem Selbstmitleid beschäftigt, dass ich nicht mitbekam, dass ich nicht allein war. Schmerz durchzog meinen Kopf, als mich jemand niederschlug.

18. Kapitel

Meine Handgelenke brannten, als ich aufwachte. Ich wollte aufstehen, konnte mich aber nicht bewegen. Auf was auch immer ich lag, es war hart und unbequem. Ich zog an Händen und Füßen, versuchte mich windend zu befreien und gab es auf, als die Schmerzen um meine Gelenke immer stärker wurden. Ich konnte nichts sehen, weil meine Augen verdeckt waren, aber ich roch den muffigen Geruch von alten Räumen. Jemand nahm mir ein Tuch vom Gesicht. Ich öffnete blinzeln die Augen und blickte auf Jesus, der an ein Kreuz gefesselt neben mir aufragte. Dann kam das Gesicht eines der Bauarbeiter grinsend in mein Sichtfeld. Eine Strähne dunkles Haar hing in seine Augen, er strich sie hinter sein Ohr. Wieder wehrte ich mich panisch gegen meine Fesseln. Der Kerl lachte laut auf und sein Lachen hallte durch das Kirchenschiff.

»Habe ich mich schon vorgestellt? Mein Name ist Janus. Und mein Freund hier heißt Ronan.« Der andere Bauarbeiter tauchte neben ihm auf.

»Ich hoffe, ich habe dich nicht zu hart getroffen.«

»Nein, kein Problem«, sagte ich giftig und versuchte, mein rasendes Herz unter Kontrolle zu bringen. Ich musste unbedingt die Ruhe bewahren, damit ich einen klaren Kopf bekam. »Könnt ihr mich jetzt losmachen?«

»Tut uns leid, aber das würde der Chefin gar nicht gefallen«, meinte Janus und die gespielt mitleidige Mimik, die er aufgesetzt hatte, machte mich wütend.

Mit den Augen suchte ich die Umgebung um mich herum nach etwas ab, dass ich mithilfe meiner Fähigkeiten den beiden über ihre hässlichen Schädel ziehen konnte. Aber da war nichts. Also rief ich mein Schwert, wartete auf das Leuchten der Flammen, doch nichts passierte.

»Das wird leider nichts. Du musst deine Hände dazu benutzen. Wo soll dein Schwert sonst hin?«

Ronan lag wohl richtig, und augenscheinlich wusste er auch, wovon er sprach, denn er streckte seine Hand gen Himmel, rief sein Schwert und dieses erschien auch sogleich.

»Ihr seid also wirklich Engel?« Sicher nur gefallene Engel, dachte ich misstrauisch, aber Adriar hatte es ja schon vermutet.

»Nicht wirklich. Sie sind Nephilim, genau wie du. Etwas reinrassiger als du, aber Nephilim«, sagte eine Frau, deren Stimme nach schon älter. Ich wand den Kopf, konnte aber niemanden sehen. Bis einen Moment darauf die Bibliothekarin an den Altar trat, auf dem ich gefesselt lag. Hinter ihr stand die Dietrich. Sie sah mich unglücklich an und an dem Zittern ihrer Unterlippe erkannte ich, dass sie das hier genauso wenig wollte wie ich.

»Ja, sie hat noch versucht dich zu warnen«, sagte die Bibliothekarin. »Ich werde mir für diesen Verrat noch eine Strafe einfallen lassen müssen.«

Ich runzelte die Stirn und sah die Direktorin fragend an. Ich verstand nicht, was hier gerade passierte. Ich hatte der Dietrich vertraut. Ich hatte ihr fast alles über mich erzählt, weil ich ihr geglaubt hatte, als sie sagte, sie würde Mädchen wie mir helfen.

»Sie kann nichts dafür. Die zwei Idioten auch nicht, aber die haben wenigstens den Anstand, Spaß an ihrer Arbeit zu haben. Sie sind meine Lakaien. Weißt du was Lakaien sind?«, fragte die Bibliothekarin und lachte. Als ich nicht antwortete, forderte sie Janus auf, es zu erklären. Als ob es irgendjemanden auf der Welt geben würde, dem man diesen Begriff erklären musste.

»Saphira«, sagte Janus und verneigte sich in Richtung der alten Frau. »Unsere Herrin hat die Macht, Nephilim an sich zu binden. Sie verknüpft die Seele des Nephilim mit der ihren. So sind wir gezwungen bis in alle Ewigkeit für sie zu arbeiten.«

»Wie kommt es, dass eine Hexe wie sie einen so schönen Namen wie Saphira trägt?«, war mein einziger Kommentar darauf. Ich zerrte an meinen Fesseln, weil meine Hände sich plötzlich taut anfühlten. Der Körper der Alten verschwamm und verfestigte sich wieder, und als ich aufgehört hatte, verwundert zu blinzeln, stand neben mir eine Frau in den Dreißigern.

»Wir Engel können das Alter annehmen, mit dem wir uns am wohlsten fühlen. Das hat den Vorteil, dass niemanden auffällt, dass wir nicht alt werden. Ihr Nephilim lebt länger als Menschen, aber ihr seid nicht unsterblich. Bis auf meine. Die Bindung hat den Vorteil, dass sie so lange leben wie ich lebe.«

»Das heißt, wenn Sie sterben, sterben die da auch?« Ich nickte in Richtung der Männer.

»Ja, aber darüber müssen wir uns keine Gedanken machen, da ich nicht vorhabe, die nächste Zeit zu sterben. Kommen wir zu dir. Ich hatte gleich so ein Gefühl bei dir, als du in die Bibliothek gekommen bist und ausgerechnet nach dieser Anna gefragt hast. Wer hätte gedacht, dass du es tatsächlich bist.«

»Ich bin nicht Anna«, entgegnete ich und wollte der Bibliothekarin am liebsten an ihren langen goldenen Haaren reißen. In einem hatte die Bibel Recht, Engel sahen alle schön aus, ob sie nur gefallen waren oder nicht. »Was wollen Sie von mir?«

»Oh, du bist Anna. Als Anna damals starb wurde das Ritual, das Uriels Seele an den Gefallener binden sollte, unterbrochen. Der Idiot wusste nicht, dass Uriels Auserwählte immer zwei Seelen in sich bargen. Uriels und ihre eigene. Statt die Seele an meinen Kollegen zu binden, wurden beide Seelen miteinander verbunden. Uriel und Anna wurden eins. Da auch einem Nephilim immer nur eine menschliche Seele zusteht, wurdest du als Anna wiedergeboren. Anna, die Uriel in sich trägt. Du bist Anna. Das wurde mir klar, als du meiner Dienerin erzählt hast, dass du fühlst, was Anna fühlt.«

»Haben Sie mich an sie verraten?«, fuhr ich die Dietrich an.

»Nein, hat sie nicht. Ich kann durch ihre Augen sehen und durch ihre Ohren hören. Sie ist ein Teil von mir.«

Mein Herz machte einen Satz. Deswegen hatte die Dietrich gewollt, dass ich nicht mehr mit ihr darüber sprach. »Aber Sie sind die Direktorin. Sie haben gesagt, sie würden uns helfen.«

»Das versucht sie auch manchmal, aber das ist zwecklos, ich weiß immer, was sie tut und denkt. Auch nach so langer Zeit hofft sie noch immer, mich zu überlisten.«

»Warum zwingen Sie sie dazu? Sie könnten die Schule doch gut alleine führen«, sagte ich stöhnend, weil die Fesseln bei jeder Bewegung tiefer in meine Haut schnitten.

»Sie ist unauffälliger. Solange ich im Hintergrund bleibe, rufen wir die andere Seite nicht auf der Plan. Und sie schuldet mir etwas, schließlich habe ich sie vor der Verfolgung durch die angeblich Gute Seite gerettet. Es gibt Engel, die auch in Nephilim den Engel spüren, aber das können nur wenige. Die meisten sehen in Nephilim nur Menschen. Sie achten nicht mehr darauf, weil sie glauben, dass sie sie alle vernichtet haben. Wenn ich also meine Lakaien meine Arbeit verrichten lasse, nimmt niemand Notiz von mir.«

»Sie haben also diese Schule übernommen, um nach anderen wie uns zu suchen. Aber wozu brauchen Sie so viele von uns. Reichen Ihnen drei Diener nicht?«, hakte ich mit sarkastischen Unterton nach.

»Die Mädchen sind nicht für mich. Ich verkaufe sie. Ich binde sie für gewöhnlich an andere Gefallene, aber dich möchte ich gerne für mich behalten. Du bist so besonders, dass du mir sehr viel Macht verleihen wirst. Und Macht ist wichtig in der Unterwelt. Luzifer nimmt diesen Krieg nach wie

vor sehr ernst. Und er ist ein ziemlich übelgelaunter Herrscher.«

»Und was ist mit den anderen Mädchen an der Schule? Sind die ihnen egal?« Ich hoffte, dass es so wäre, um Mels und Jennys Willen.

Saphira lächelte geheimnisvoll. »Egal kann man nicht sagen. Sie sind ein Nebenprodukt. Mit meinen Methoden, sie in das Esoterische einzuführen oder ihnen zu zeigen, dass es weder Böse noch Gut gibt, verführe ich sie dazu, auf unsere Seite zu wechseln. Es wäre doch schade, wenn alle Seelen in den Himmel kommen würden. Wir brauchen auch ein paar Krieger für unsere Sache.«

»Und warum haben Sie mich erst heute hergebracht? Warum warten? Ihre zwei Hilfsbauarbeiter werden doch einen Grund gehabt haben, mich durch den Wald zu jagen. Sie mussten also schon vorher etwas geahnt haben.«

»Ich habe sie hinter dir hergeschickt, weil du das Wasserglas in ihrem Büro nur mit deinen Gedanken bewegt hast. Da wusste ich, dass auch du von deinen Fähigkeiten wusstest. Ich wollte sehen, ob du schon dein Schwert rufen würdest.«

Ich sah die Dietrich an. »Sie übernimmt manchmal die Kontrolle über meinen Körper.«

»Das geht?«

»Nur ich kann das. Keine Sorge. Das ist Teil meiner besonderen Gabe.« Und die waren hinter meiner Gabe her, dabei gab es viel Besseres als von Erinnerungen zu träumen.

»Wollen Sie mich zu Tode quatschen oder wollen wir es endlich hinter uns bringen?« Ich wand mich noch einmal und schluckte gegen das trockene, pelzige Gefühl in meinem Mund an. »Darf ich Ihnen sagen, dass ich Sie eigentlich ganz sympathisch fand, als ich in der Bibliothek war? Jetzt sind sie nur noch nervig.«

»Ich habe das zur Kenntnis genommen«, entgegnete sie lächelnd und funkelte mich aus wütenden blauen Augen an. »Das Blut«, befahl sie Ronan, der kurz aus meinem Blickfeld verschwand und dann mit einem Kelch wie dem aus meinem Traum wieder auftauchte. Saphira sah hinein und hielt ihn dann vor ihre Brust. Ich strampelte so wild wie ich konnte, bäumte meinen Oberkörper auf und zerrte mit aller Kraft an meinen Fesseln. Die Vorstellung, für alle Zeiten dieser Hexe zu helfen, Kinder an Dämonen zu verkaufen, verlieh mir nie geahnte Kräfte. Leider brachten meine Anstrengungen die Seile nur dazu, sich noch enger um meine Gelenke zusammenzuziehen.

Saphira begann Worte zu murmeln, die ich nicht verstand. Sie tauchte ihren Zeigefinger in den Kelch, zog ihn von Blut rotgefärbt wieder heraus, malte mir und dann sich selbst ein Kreuz auf die Stirn und begann wieder zu murmeln. Ein Feuer schien durch meinen Körper zu züngeln. Ich schrie auf, konnte die Tränen nicht zurückhalten und verlor alle Kräfte, die ich vorher mobilisiert hatte. Die Flammen erloschen, als mich das Gefühl heimsuchte, dass etwas durch meinen Körper schnitt. Für wenige Atemzüge wurde mir schwarz vor Augen und ich wünschte mir, ich würde ohnmächtig werden, so wie damals, als ich diesen Schmerz schon einmal hatte ertragen müssen. Plötzlich fühlte ich mich hin und hergezerrt. Ich war im Heute und Sekunden später in der Vergangenheit. Ich war Anna und dann wieder ich. Und ich war wir beide zur gleichen Zeit. Ich hörte einen lauten Knall dann Adrian, der laut »Samuel, lass sie gehen«, rief. Aber Samuel war nicht da. Da waren nur die Bibliothekarin, die Direktorin und zwei Bauarbeiter, die keine waren. Dann sah ich weiße, weiche Flügel, hörte Schwerter gegeneinanderschlagen und im nächsten Moment wurde ich von meinen eigenen Schmerzensschrei wieder in das Heute zurückgerissen. Über mir schwebte weiß und durchsichtig meine Seele, nur noch durch einen dünnen Faden mit meiner Brust verbunden.

Nach der nächsten Reise in die Vergangenheit, konnte ich auch im Heute Schwerter klirren hören.

Ich versuchte, durch meine tränennassen Augen hindurch etwas zu erkennen, musste aber mehrfach blinzeln, bis ich sehen konnte, dass jetzt sechs Personen in der Kirche waren. Zwei neben mir und vier kämpften miteinander.

Ein Schrei erklang, Feuer flammte auf, dann war eine Person verschwunden. Der Gegner rannte auf den Altar zu, berührte meine Wange und Wärme durchströmte mich. Ein Gefühl, an das ich mich aus meinem letzten Traum erinnerte. »Du schaffst das«, sagte Adrian und ich konnte die Panik in seiner Stimme hören. Und ich wusste, was in ihm vorgehen musste, denn er hatte das hier schon einmal erlebt. Damals war ich Anna gewesen und ich war gestorben.

Ich presste meine Lider fest aufeinander, um die Tränen aus meinen Augen zu bekommen. Wenn ich hier sterben musste, dann wollte ich Adrians Gesicht noch einmal sehen. Doch als ich endlich wieder etwas erkennen konnte, war er schon wieder aus meinem Blickfeld verschwunden. Ich konnte große, mächtige, weiße Flügel über mir sehen. Es war Saphira, die sich auf Adrian herabstürzte. Ein heller Schrei entkam meiner Kehle, als Adrian unter den Flügeln begraben wurde.

Sam kämpfte mit Janus, Ronan war verschwunden. Er war wohl derjenige, den Adrian besiegt hatte. Die Dietrich stand über mir und griff nach meiner Hand.

»Bleib ganz ruhig, ich versuche dich loszumachen. Aber ich weiß nicht, wie ich dieses Ritual aufhalten kann.«

»Nein, lassen Sie mich. Helfen Sie Adrian.« Dann stockte ich und sah die Dietrich mitleidig und erschrocken zugleich an. Wenn Saphira starb, dann starb auch sie.

»Ist schon okay«, sagte die Direktorin. »Ich habe lange genug gelebt.« Sie strich mir Strähnen meiner Haare aus dem Gesicht, rief ihr Schwert und lief mit der blau züngelnden Waffe auf die ausgebreiteten Flügel Saphiras zu.

Mittlerweile hatte auch Sam seinen Gegner besiegt und kämpfte mit Adrian gegen Saphira an. Immer wieder mussten sie den wild um sich schlagenden Flügeln ausweichen. Der Kampf sah trotz dreier Gegner aussichtslos aus. Saphira war durch ihre starken Flügel klar im Vorteil.

Ich kam mir so nutzlos vor. Lag auf dem Altar gefesselt und konnte nichts tun, außer den Schmerz zu ignorieren, der durch meinen Körper brandete.

»Du bist meine Dienerin«, kreischte Saphira, als sie gewahr wurde, dass auch die Direktorin gegen sie ankämpfte. Saphira fixierte sie mit ihren Augen, die Direktorin erstarrte, stemmte sich gegen eine unsichtbare Wand und ihr Flammenschwert verschwand. »Du kannst dich nicht gegen mich stellen.«

Plötzlich schrie Saphira auf, ihr Körper bäumte sich, ihre Schwingen sanken kraftlos zusammen und ihr Körper entflammte.

»Und du kannst nicht sie manipulieren und uns im Auge behalten.« Ich konnte Sam nicht sehen, er musste hinter Saphira stehen.

Frau Dietrich wandte sich zu mir um und sah mich lächelnd an. In ihren Augen standen Tränen. »Es ist okay«, sagte sie, dann ging auch sie in Flammen auf. Beide Frauen verschwanden und zurück blieben Adrian und Sam mit ihren Schwertern in den Händen. Die Schwerter lösten sich auf und sie kamen beide auf den Altar zu und beide strahlten überglücklich.

»Diesmal haben wir es geschafft«, sagte Adrian und schnitt mit einem Messer die Fesseln durch.

»Nein«, sagte ich angestrengt. »Meine Seele, sie schwebt da rum. Ich denke, das können wir nicht lassen.«

»Da muss ich dir zustimmen«, sagte Sam. »Gut, dass ich weiß, wie das geht.« Er tauchte einen

Finger in den Kelch und griff blitzschnell nach Adrians Arm, zog ihn zu sich heran und machte ein Kreuz auf Adrians Stirn. »Diesmal machen wir es richtig«, sagte er, murmelte ein paar Worte. Das andere Ende meiner Seele umschlang Adrian, tauchte in ihn ein und mit einem leichten Zieher schlüpfte das neblig weiße Gebilde zurück in meinen Körper.

»Was hast du getan?«, fauchte Adrian.

»Ich habe das einzig richtige getan. Ich habe euch aneinandergebunden. Oder willst du sie noch einmal verlieren? Du wirst immer wissen wo sie ist und wann sie in Gefahr ist. Und ich hatte schor beim letzten Mal keine Ahnung, wie ich das Ritual rückgängig machen sollte. Zumindest habe ich es nicht hinbekommen. Das war der einzige Weg. Diese Lilithkelche sind immer eine Einbahnstraße. Außerdem ist es an der Zeit, dass du endlich ehrlich zu dir selbst bist, oder muss ich dir erst Verstand einprägen?«

Adrian grummelte etwas, das ich nicht verstand, das Sam aber ein Lächeln entlockte, dann schnitt er auch noch die Fesseln von meinen Füßen und zog mich in seine Arme.

»Ich bin schon weg«, murmelte Sam und rannte regelrecht aus der Kirche.

»Wo muss er hin?«, wollte ich wissen und sah Adrian fragend an. Ich fühlte mich etwas komisch, so als wäre ich nicht allein in meinem Körper, aber mein Gott, wann war ich das schon gewesen? Und ganz ehrlich, ich teilte meinen Körper lieber mit einem Stück von Adrian als mit einem Stück von Saphira. Die Erleichterung, überlebt zu haben, überwog ohnehin jegliche andere Sorgen.

»Er will wohl nur nicht hören, was ich dir zu sagen habe.«

»Wie habt ihr mich denn gefunden?«, wollte ich wissen und lehnte mich in Adrians Armen zurück.

»Du bist nach dem Unterricht nicht aus der Schule gekommen und hast auch auf meine SMS nicht reagiert. Ich habe dir doch gesagt, es ist gut, dich nicht aus den Augen zu lassen.« Adrian wich meinem Blick aus und musterte das große Jesuskreuz. »Das habe ich von Anfang an nicht. Ich habe immer versucht, in deiner Nähe zu sein. Von dem Augenblick an, als ich dich im Supermarkt gesehen habe.« Er ließ mich los und ich ging etwas auf Abstand. Deswegen war er immer da, wo auch ich war.

»Wir haben Romero tot auf der Weide gefunden.« Seine Kehle hüpfte auf und wieder ab, als er schwer schluckte. »Das hier ist die einzige Kirche in der Nähe.«

Ich verstand. »Tut mir leid wegen Romero«, flüsterte ich.

»Das ist nicht, was ich dir sagen wollte.«

»Was gibt es denn noch?«, stöhnte ich. Konnte es denn noch schlimmer kommen?

»Es tut mir leid, dass ich dich weggestoßen habe. Ich wollte nur nicht, dass du noch einmal wegen mir sterben musst.«

»Aber ich bin doch noch gar nicht gestorben.«

»Diesmal nicht. Würdest du jetzt bitte aufhören, mir ständig zu widersprechen?«

»Also hör mal, ich wurde eben fast an einen Dämon gebunden. Oh mein Gott, jetzt bin ich an dich gebunden«, stellte ich keuchend fest. »Aber ich wollte doch Anna und damit dich endlich loswerden. Nichts für ungut, aber ...«

»Aber was?«

»Nichts. Wie auch immer. Mir geht es wieder gut. Aber warte mal, heißt das jetzt, ich bin deine Dienerin? Und ich werde ewig leben?«

»Nein, ich würde dich nie benutzen. Wie denkst du eigentlich von mir?« Wärme floss in meinen Körper und ich wusste sofort, diese Wärme kam von Adrian. Für Sekunden hielt ich den Atem an und

ließ dieses Gefühl auf mich wirken.

»Nicht gut«, gab ich schnippisch zurück.

»Wenn wir so lange Zeit miteinander verbringen wollen, dann sollten wir uns vertragen. Außerdem braucht Samuel Eltern, die zusammenhalten.«

Da musste ich ihm Recht geben. Ich lachte. »Und wie geht es mit uns weiter? Willst du mich die nächsten fünfzig Jahre ignorieren, wie du es mit Sam gemacht hast?« Ob fünfzig Jahre sich lange anfühlten, wenn man die Ewigkeit zur Verfügung hatte? Ich schauderte, als mir klar wurde, dass ewig an Adrian gebunden zu sein hieß, ewig seine Abneigung für mich zu fühlen.

»Das versuche ich dir doch gerade zu erklären.« Adrian stöhnte genervt. »Weißt du was, ich hab keine Lust mehr auf Erklärungen.«

Mein Mund klappte mir auf. Dann verschlug es mir die Sprache. Ich hätte ohnehin nicht sprechen können. Adrian zog mich wieder an sich. Seine Lippen näherten sich meinen. Ich spürte seinen warmen Atem auf meinem Gesicht und musste an den Traum der letzten Nacht denken. Mein Mager zog sich vor Erwartung zusammen. Seine Lippen berührten meine. Sein Piercing drückte gegen meine Unterlippe. Meine Knie zitterten und meine Muskeln wurden zu Brei. Seufzend sank ich gegen Adrians Brust. Ich sog an seinem Unterlippenpiercing und musste gestehen, dass es sich unglaublich anfühlte, Adrian zu küssen. Einhundert Jahre Wartezeit hatten sich wirklich gelohnt.

Epilog

»B raucht Sam immer so lange, um sich für eine Party zurechtzumachen?«, sagte ich ungeduldig, so laut ich konnte.

Ich saß auf dem Bett in dem Zimmer, das einmal Anna gehört hatte. Jetzt gehörte es mir. Ich war ja immerhin Anna. Sam fand die Idee ganz gut, dass ich mein Zimmer zurückbekommen sollte. Ich konnte zwar nicht hier wohnen, aber vielleicht irgendwann. Schließlich hatten wir noch Jahrhunderte. In meiner Hand hielt ich eine Haarbürste, die auch einmal mir gehört hatte. Also Anna.

Irgendwie kam ich damit noch nicht ganz klar. Ich überlegte immer noch, wer ich denn nun eigentlich war: Anna oder Skyler oder Beide. Sam meinte, ich hätte die freie Wahl.

»Ja, er braucht immer so lange«, bestätigte Adrian. Er blieb vor mir stehen und beugte sich über mich. Immer tiefer, bis er mich auf die Matratze gedrückt hatte. »Mich stört es nicht. So habe ich dich noch eine Weile ganz für mich.« Seine Lippen berührten meine ganz sanft und ich seufzte. Ich zog ihn zu mir herunter und saugte an seinem Unterlippenpiercing. Wenn er jemals auf den Gedanken kommen würde, dieses Piercing zu entfernen, würde ich ihm die Leviten lesen müssen. Mein Herz klopfte heftig gegen meinen Brustkorb und mit jedem Atemzug wurde das Flattern in meinem Magen stärker.

»Ich höre euch schmatzen«, rief Samuel herüber.

»Gar nicht wahr«, rief ich zurück. »Wenn Sam nicht mit dir gesprochen hätte, wie lange hättest du mich dann noch fortgestoßen?«, fragte ich Adrian und verschränkte meine Finger in seinem Nacken.

»Keine Minute länger. Als ich dich nicht erreichen konnte und ich Romero auf der Weide gefunden habe und all die Erinnerungen in mir wieder hochkamen, hätte mich die Angst um dich fast in die Knie gezwungen. In dem Moment wusste ich, dass ich nicht ohne dich sein kann.«

»Hättest du mich gefragt, ich hätte es dir gleich sagen können.«

Adrian küsste mich auf die Stirn. Meine Haut kribbelte dort, wo seine Lippen mich berührt hatten. Und dieser flüchtige Kuss, ließ mich für einen Moment alles um mich herum vergessen. Es war, als wäre die Welt auf Standbild gestellt worden. Mit einem lang gezogenen Seufzer holte ich mich aus der Trance und riss meine Augen von Adrian los.

Hinter Adrian stand ein großgewachsener Mann mit schlohweißem Haar. Er trug eine alte Kriegerrüstung. Aufgeregt strampelte ich mit den Beinen. Mein Herz raste jetzt nicht mehr, wegen Adrians Lippen auf meinen, sondern wegen des Flammenschwertes in der Hand des Fremden.

»Hinter dir«, keuchte ich tonlos.

Adrian sprang auf und als ich mich endlich aufgerichtet hatte, entdeckte ich Dave. Er stand direkt hinter dem Weißhaarigen.

»Irial«, sagte Adrian trocken. »David, lange nicht gesehen.«

»Dave? Was ist hier los«, mischte ich mich panisch ein und stellte mich neben Adrian. Einen Atemzug später erschien auch Sam in meinem Zimmer. Er hielt sein Schwert in der Hand.

»Hallo Tinker!«, sagte Dave und strahlte mich an. »Ich sehe, dir geht es gut.«

Ich wurde heiß im Gesicht und räusperte mich verlegen. »Kommst du jetzt her und nimmst einen alten Freund endlich in die Arme?«

Ich warf mich erleichtert in Daves Arme und dieser schwang mich mehrere Runden im Kreis bevor er mich wieder absetzte. »Aber du hast gesagt, du verrätst ihnen nichts«, flüsterte ich.

»Das habe ich auch nicht. Aber so wie es aussieht, haben sie dich schon länger beobachtet.«

»Wie lange«, wollte Adrian wissen und in seinen Augen funkelte der Zorn.

»Seit sie auf David getroffen ist.«

»Wusstest du das?«, fiel Sam ein.

David schüttelte den Kopf.

»Und jetzt? Wer soll auf sie aufpassen?« Adrian ballte seine Hände zu Fäusten.

»Deswegen bin ich nicht da«, sagte der Weißhaarige. Aus meinen Träumen wusste ich, er war Irial. Er hatte Adrian die Flügel genommen.

»Ich stelle euch vor eine Wahl«, sagte er. Sein Schwert war mittlerweile verschwunden.

Sam trat zu uns an das Bett. »Welche Wahl?«

»Eure Ausstoßung ist hiermit beendet. Ihr habt euch für Uriel aufgeopfert. Ihr dürft eure Flügel zurückhaben.«

»Ich verzichte«, platzte Sam heraus ohne auch nur eine Sekunde nachgedacht zu haben.

»Aber ...«, wollte ich protestieren. Wieso wollte er seine Flügel nicht zurück?

»Wenn wir sie zurücknehmen, werden sie uns von hier abziehen.« Er sah mich ernst an. »Dann ist Adrian wieder einer von ihnen. Ihr dürft euch dann nicht mehr wiedersehen.«

Mir stockte der Atem und ich begann zu zittern. Besorgt sah ich Adrian an, der noch nichts gesagt hatte. Er blickte nur bewegungslos auf Irial. Hieß es wirklich, seine Flügel oder ich?

»Adrian?«, drängte Irial.

»Ich verzichte«, sagte er ganz ruhig.

Dave lächelte mich an. In seinem Gesicht konnte ich lesen, dass er mit dieser Antwort gerechnet hatte. Auch Irial lächelte.

»Dachte ich mir. Dann wird es euch nichts ausmachen, weiter auf sie zu achten?«

»Ganz sicher nicht«, sagte Sam. Sam sah gespielt genervt auf die Uhr. »Ich will ja nicht drängeln aber wir müssen noch auf eine Geburtstagsparty.«

Dave und Irial verschwammen, dann waren sie weg.

»Ihr verzichtet auf eure Flügel? Warum?«, schimpfte ich los.

»Sollen wir dieses Haus hier etwa aufgeben?«, wollte Sam wissen.

Adrian griff nach meiner Hand und zog mich zu sich heran. Er küsste mich langsam und lang, strich mir durch mein Haar und flüsterte an meinen Lippen: »Willst du auf das verzichten?«

Ende

Danksagung

Liebe Rhona, zuerst danke ich dir. Du hast dir die Rohversion angetan. Das muss ich dir hoch anrechnen. Nicht viele hätten so viel Mut gehabt. Ohne deine vielen Tipps, wäre das Buch nicht das was es jetzt ist.

Ich danke auch meinen Kindern, wärt ihr nicht gewesen, wäre ich wohl schon vor Monaten fertig geworden. Gut dass ich das nicht so ist, das neue Ende ist viel besser.

Und ich danke Skyler, Adrian und Samuel für ihre Geduld. Es hat ganze fünf Jahre gedauert, euch endlich auf die Welt loszulassen. Ihr habt es mir wirklich nicht leicht gemacht.

Bonusgeschichte

Der alte Mann

Sanft schwebten große, bauschige Schneeflocken vom Himmel. Das Licht der Laternen glitzerte auf der verschneiten Oberfläche wie Diamanten. Die weiße Pracht schien jeden in ihren Bann ziehen zu wollen. Es wirkte fast unecht. Zugleich war es das Schönste, was er seit Jahren gesehen hatte. Der Alte schlang die Arme um seinen Körper. Es war kalt an diesem Abend. Der Frost biss ihm in die Nase, riss an der empfindlichen Haut seiner Lippen. Die kalte Luft brannte in seinen Lungen. Aber

diese Kälte sollte ihn nicht abhalten können.

Vor einer weiß lackierten Bank blieb der Alte stehen. Das schien ihm der richtige Platz für den heutigen Abend. Der zugefrorene Parksee lag einsam vor ihm. Eigentlich war es hier nur nachts so ruhig. Doch heute Abend hatten die Kinder, die diesen Ort normalerweise zu etwas Heiterem machten, Besseres zu tun, als Schneebälle zu werfen und Schlittschuh zu laufen. Es war Heiligabend und der alte Mann dachte daran, wie Weihnachten früher gewesen war; der geschmückte Baum, der im Wohnzimmer stand, hell erleuchtet von Kerzen, die bunten Pakete darunter und die reichlich gedeckte Festtagstafel.

Er betrachtete die Lichterketten, die die kahlen Bäume um den See herum zierten, und sumnte leise Oh Tannenbaum vor sich hin. Noch heute konnte er die Stimme seiner Frau hören, wenn sie einer Glocke gleich Weihnachtslieder sang, und sein Sohn, dessen Finger geschickt über die Tasten des Klaviers glitten und ihm die wundervollsten Melodien entlockten. Er konnte den Geruch von Braten Lebkuchen und Orangen wahrnehmen. Und er konnte sich an die leuchtenden Augen seiner Tochter erinnern, wenn sie eins der bunten Päckchen auspacken durfte.

Der alte Mann setzte sich auf die Parkbank. Mit einem löchrigen Wollhandschuh strich er sich über das feuchte Gesicht. Er hätte nicht sagen können, ob die Nässe auf seinen Wangen vom Schnee herrührte, oder ob es Tränen waren, die sich heimlich aus seinen Augen gestohlen hatten. Eine Weile saß er so da, den Blick auf den See gerichtet, auf dem schon seine Kinder das Schlittschuhlaufen gelernt hatten. Es war schon einige Zeit her, da er sie das letzte Mal gesehen hatte. Sie gaben ihm die Schuld. Vielleicht war er das wirklich - schuld.

Ein Spaziergänger und sein Dackel liefen an der Bank des alten Mannes vorüber. Der Mann hatte den Kragen seines Mantels tief ins Gesicht gezogen. Er hatte die Schultern bis an die Ohren gezogen und schien es eilig zu haben, schnell wieder in die warme Stube zu kommen. Der Dackel trug einen roten Mantel, so dick gefüttert - und sicherlich auch warm, dass der alte Mann sich für einen winzigen Moment wünschte, er könnte mit dem Tier tauschen.

Er lachte auf der Parkbank in sich hinein und raffte die schmutzige Decke fester um seinen Körper herum. Der Stoff war vollkommen verschlissen und vermochte den Alten kaum noch zu wärmen. Unter seiner Woldecke kramte er einen

Flachmann hervor, schraubte den silbernen Verschluss von der Flasche und setzte sie an seine rissigen Lippen. Seine Hände zitterten dabei. Früher hatten sie nie gezittert. Früher

hatten diese Hände die teuersten Uhren der Welt von Hand zusammengesetzt. Das war, bevor der alte Mann seine Frau verloren hatte. Bevor er zusehen musste, wie ihr wundervoller Körper von Krebs zerfressen wurde. Bevor er angefangen hatte zu trinken. Und bevor er alles verloren hatte, auch sein Dach über dem Kopf.

Manchmal fragte er sich, ob er auch seinen Namen verloren hätte, wenn er nicht auf den Flachmann graviert worden wäre. Für den Rest der Gesellschaft existierte er längst nicht mehr. Selbst seine beiden Kinder hatten ihn vergessen. Er erlaubte es sich, davon zu träumen, dass er heute nicht alleine hier sitzen würde, sondern zusammen mit seiner Tochter und den beiden Enkeln Weihnachten feiern würde. Vielleicht wäre es genauso wie früher, als seine Frau noch lebte. Sie würden singen, den Kindern dabei zusehen, wie sie buntes Papier von den Schachteln reißen würden ... Er hatte seine Enkel noch nie gesehen. Er wusste nur, dass es sie gab.

Wieder hob er die Flasche an seinen Mund und seufzte. Der Alkohol brannte schon lange nicht mehr in seiner Kehle. Aber er schenkte ihm zumindest die Illusion von Wärme.

Er konnte es seinen Kindern nicht verübeln. Einen Säufer wie ihn hätte er selbst auch nicht in sein Haus gelassen und schon gar nicht in die Nähe seiner Kinder. Eine Windböe blies ihm feinen Schnee ins Gesicht und zerrte an seinem dünnen Haar. Der Alte schauderte. Grimmig blickte er zu der grauer Wolkendecke hinauf. Es würde die Nacht durchschneien. Vielleicht hätte er doch in dem Heim am Ring übernachten sollen. Aber er wollte hier her in den Park, wollte die Lichter an den Bäumen betrachten, das Glitzern auf dem

vereisten See und er wollte alleine sein mit seinen Gedanken. Das konnte man in dem Obdachlosenheim nicht. Da waren zu viele Männer, die genauso waren wie er. Ständig besoffen, ständig prügelnd und streitend. Das war kein Weihnachten.

Nein, die Stille, der Frieden hier draußen im Park, kamen seiner Vorstellung von Besinnlichkeit noch am Nächsten. Der Alte hustete und rieb sich über die Arme, um das Zittern zu vertreiben. Seine Knochen schmerzten von der Kälte. Seine Nase fühlte er nicht mehr, aber den stechenden Schmerz in seinen Zehen.

Eine Gestalt kam über den See gelaufen. Durch das Schneegestöber hindurch konnte er sie kaum sehen. Sie war nichts als ein schwarzes Schemen. Der Wind zerrte an ihrer Kleidung, doch sie lief unbeirrt weiter.

Der Alte beobachtete die Gestalt, wie sie langsam über das Eis lief und kein einziges Mal strauchelte, rutschte oder auch nur unsicher aufzutreten schien. Er fragte sich, wer außer Hundebesitzern bei diesem Wetter und in der Heiligen Nacht sonst noch hier rauskommen würde. Langsam trat die Gestalt aus dem Gestöber heraus und blieb am Ufer unter einer Laterne stehen. Das Licht der Laterne umgab die Person wie ein Heiligenschein. Sie blickte zu dem Alten hinüber und kam direkt auf ihn zu. Für einen Augenblick sah es so aus, als würde der Lichtkranz die Gestalt begleiten, doch dann verlosch er.

Der alte Mann starrte lächelnd auf die Frau, die sich ihm näherte. Sie hatte noch immer dieses sanfte, freundliche Gesicht. Sie sah viel rosiger, gesünder aus, als damals, als er sie zum letzten Mal gesehen hatte. Sie war so schön, wie

in ihren glücklichsten Tagen. Damals, als die Welt für sie alle noch in Ordnung war.

Warme Nässe lief dem Alten über sein stoppeliges Gesicht. Jetzt war er sicher, dass es Tränen waren. Die Frau setzte sich neben ihn auf die Parkbank, legte eine zarte Hand auf das Knie des Alten und lächelte. „Fröhliche Weihnachten, mein lieber Ehemann.“ Dann rückte sie näher an ihn heran, legte ihren Kopf auf seine Schulter und mit einmal wurde dem Alten ganz warm. Der Park erstrahlte im hellsten und wärmsten Licht, das er jemals gesehen hatte. Seit Jahren war er nicht so glücklich gewesen. Es war Heilig Abend und er würde dieses Weihnachten nicht allein verbringen, sondern mit seiner Frau. So wie früher. Am Baum leuchten die Lichter. Es riecht nach Braten und Lebkuchen. Sein Sohn spielt die ersten Noten von Stille Nacht und die helle, klare Stimme seiner Frau erhebt sich und hüllt ihn ein.

Schneeflocken rieseln vom Himmel. Das Licht der Laternen glitzert auf der verschneiten Oberfläche des Parks wie Diamanten. Es ist kalt heute Abend. Ein paar Kinder gleiten mit ihren Schlittschuhen über den vereisten See. Jemand führt seinen Dackel in einem roten Mantel für Hunde aus. Auf einer Parkbank sitzt ein alter Mann, der bei dem Anblick des Hundes lächelt. Neben ihm liegt eine Zeitung. Auf der

Titelseite steht in großen Buchstaben: Obdachloser erfriert Heilig Abend im Stadtpark

Der alte Mann weiß, dass im Artikel nicht erwähnt wird, wer der Obdachlose gewesen war. Für die Leute bei der Zeitung

war er ein Namenloser gewesen. Für den Mann auf der Parkbank, sein einziger Halt im Leben. Heute Abend würde er nicht in das Obdachlosenheim am Ring zurückkehren. Diese Nacht würde er hier verbringen. An dem Ort, an dem sein Freund gestorben war.